Biogr. coll. 344

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1263

Historisches
Handbuch
der
merkwürdigsten Personen,
welche
im neunzehnten Jahrhunderte
gestorben sind.

Herausgegeben
von
Albrecht Weyermann,
Diakon zu Bermaringen und Pfarrer in Themmenhausen
bei Ulm.

Erster Band.

Augsburg, 1806.
Bey Christoph Kranzfelder.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Albrecht Weyermanns
Diakon zu Bermaringen und Pfarrer in Themmenhausen
bei Ulm

Gallerie
historischer Gemählde
der
denkwürdigsten Personen,
welche
im neunzehnten Jahrhunderte,
gestorben sind.

Erster Band.

Augsburg, 1806.
Bey Christoph Kranzfelder.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Kaum sind einige Jahre des neunzehnten Jahrhunderts verflossen, und wir haben schon grosse und wichtige Begebenheiten erlebt: wir sind Zeugen von Ereignissen, welche uns selbst vor wenigen Jahren unmöglich schienen, und welche die Nachwelt in Erstaunen sezen werden. Mit bangen Sorgen giengen wir in das neunzehente Jahrhundert über, die Kriegsfahne wehte fast in allen Ländern Europens, und der niederschlagende, Angst und Kummer hervorbringende Gedanke: was für Schicksale werden uns zu Theil werden? folterte das Herz vieler Tausenden.

Aber schon im Januar (den sechs und zwanzigsten) des ersten Jahrs (1801) wurde dem Kriege in Teutschland und Italien durch den Waffenstillstand zu Lüneville Einhalt gethan, und derselbe durch den am 9. Februar darauf erfolgten Friedensschluß wirklich geendigt. Am 16 März wurden die Friedensratifikationen in Paris ausgewechselt, und schon am 20 März brach die französische Rheinarmee in ihren Kantonirungen auf, um nach Hause zu marschiren.

Noch hatte das stolze Frankreich, und dessen ehrgeiziger Regent Bonaparte, Fehde mit den andern Beherrschern Europens; aber auch diese wurde noch im ersten Jahre dieses Jahrhunderts geendiget, doch leider nur auf kurze Zeit.

Während die Kabinette an dem wiederherzustellenden Wohlstand der Völker arbeiteten, brach in Helvetien (am 27 Octob. 1801) die Revolution aus, die ihre alte Konstitution vernichtete.

Mit der größten Erwartung, was die Höfe zu Paris, Wien, Petersburg, und Berlin für Resultate über die grossen Ereignisse zu Tage fördern möchten, war unsrer Aufmerksamkeit gespannt. Der Vorhang gieng auf: — und die Besiznahme der Fürsten von ihren neuen Ländern beschäftigte mit Allgewalt und mit dem regsten Triebe jede Regierung. Alle durch Brauchbarkeit, Talente und Erfahrung ausgezeichnete Männer wurden mit ausserordentlicher Anstrengung in Thätigkeit gesezt, um die Verfassungen in Ordnung, Einigkeit und Uebereinstimmung zu bringen.

Bey diesen grossen Veränderungen und der angestrengtesten Thätigkeit konnte es aber nicht anders seyn, als daß eine bedeutende Anzahl von Geschäftsmännern — vielleicht früher, als es sonst geschehen seyn würde — ein Opfer der Thätigkeit wurde.

In den wenigen bisher verlebten Jahren dieses neunzehnten Jahrhunderts erfuhren wir daher die Todesnachricht vieler durch merkwürdige Thaten bezeichneten Personen. Fürsten von erhabener Größe, Gelehrte von ausgezeichnetem Ruhm, und Künstler von erfinderischem Geiste starben; ihren Ruhm, auf Talente, Thätigkeit und Menschenwohl gebaut, wird ihnen die gegenwärtige Generation nie versagen; und daher ist es Pflicht, ihnen ein Anden-

ken

ken zu weihen, das ihre Thaten unpartheiisch aufzählen wird.

Nur dann kann der Geschichtsforscher die Zeitereignisse richtig schildern, wenn er von den Personen, die einen wichtigen Einfluß auf die Tagesgeschichten hatten, ein richtiges Bild hat.

Nebstdem sollen aber auch solche Personen aufgeführt werden, die in ihren Privatumgebungen sich vorzüglich ausgezeichnet, und das Wohl ihrer Nebenmenschen befördert, so wie solche, die durch Sonderbarkeiten die Aufmerksamkeit erregt haben.

Freylich ist es schwer, immer treue, die Wahrheit treffende Bildnisse zu mahlen; aber daher fordert auch die Billigkeit, daß wir nachsichtig gegen den seyn sollen, der uns solche Schilderungen giebt; und nie sollen wir Vollkommenheiten fordern, wo Vollkommenheiten unmöglich sind. Denn noch schwebt viel Dunkel über mehrere verstorbene Männer, und dann ist es auch nicht rathsam, jede Wahrheit so frühe an den Tag zu geben.

Ich bescheide mich daher, nur Beyträge dem künftigen Biographen zu liefern; und durch diese hoffe ich eine angenehme Lektüre zu liefern, die immer, da ich mich ernstlich der Wahrheit und Richtigkeit beflissen habe, nüzlich seyn kann.

Jeder Band soll hundert Artikel enthalten; der zweite Band wird noch in diesem Jahre erscheinen; zu dem vierten Bande kommt ein alphabetisches Register.

Bermaringen bei Ulm im August 1805.

Albrecht Weyermann.

Inhalt.

1. Johann Kaspar Lavater, Pfarrer zu Zürich in der Schweiz. Seite 1
2. Hugh Blair, Doktor der Theologie, ehemaliger Professor der Rhetorik und Prediger zu Edinburg. 3
3. Karl Christoph von Hofmann, königl. preußischer geheimer Rath und Direktor der Prinz-Heinrichschen Domainenkammer. 8
4. Georg Leonhard Staunton. 9
5. Karl Benjamin List, Kurpfälzischer wirklicher Konsistorialrath und erster Pfarrer der lutherischen Gemeinde zu Mannheim. 12
6. Joseph Adam Lorenz, Oberarzt der französischen Rheinarmee. 16
7. Daniel Nikolaus Chodowiecki. 18
8. Wilhelm von Anhalt, königl. preußischer General der Infanterie. 21
9. Philippine Charlotte, königl. Prinzessin von Preussen. 28
10. Karl Wilhelm Müller, Kriegsrath und Bürgermeister in Leipzig. 29
11. Christian Gottlieb Ackermann, Professor der Medizin in Altorf. 35
12. Ignatius, Reichsgraf von Krasicky, Fürst-Erzbischof zu Gnesen. 39
13. Alexandra Paulowna, Gemahlin des Erzherzogs Joseph, Palatinus von Ungarn. 40
Helena Polowna, Schwester der Vorigen.
14. Paul I. Kaiser von Rußland 42
15. Johann Michael Lorenz, Professor der Geschichte und Beredtsamkeit zu Strasburg. 47
16. Noel Francois de Wailly, Mitglied des französischen Nationalinstituts und der freyen Unterrichtsgesellschaft zu Paris. 49
17. Karl Heinrich Heidenreich. 52
18. Ignaz Valentin Heggelin, Kämmerer des Landkapitels Biberach und Pfarrer in Warthausen in Schwaben. 53
19. Philipp Mark, der Nordamerikanischen Freystaaten Konsul in Franken. 58
20. Johann Heinrich Casimir, Graf von Carmer auf Rügen, Borne ꝛc. 61
21. Ferdinand Kindermann von Schulstein, Bischof zu Leutmeriz k. k. Rath ꝛc. 62
22. John Millar, Professor der Rechte zu Glasgow. 63
23. Johann Karl, Graf von Zeppelin, k. k. Geheimerrath, Präsident des Herzogl. Wirtemb. Geheimenraths ꝛc. 66
24. Joseph Warner, Wundarzt am Guys Hospitale in London. 69
25. Maximilian Franz Xaver Joseph, Kurfürst von Köln, Bischof zu Münster und Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim. 71
26. Johann Christoph Rädler, Churfürstl. Sächsischer Oberkonsistorialrath zu Dresden. 73
27. Charlotte Amalie, verwittibte Herzogin von Sachsenmeinungen. 77
28. Georg Pray, Exjesuit, Abt zu Tornowa, Kanonikus und Domherr von Großwardein und Professor an der Universität zu Pest. 78
29. Christian Wilhelm Büttner, Großbrittann. und Herzogl. Weimar. Hofrath und Professor in Jena. 80
30. Joseph Karl Kindermann, Hausbesizer unweit Gräz in Steyermark und Direktor des geographischen Büreaus zu Wien. 85
31. Johann Amadäus Naumann, Kurfürstl. Sächsischer Oberkapellmeister zu Dresden. 87

32. Jo-

Seite

32. Johann Philipp Ostertag, Rektor und Professor des Evangel. Gymnasiums zu Regensburg. 92
33. Franz Moriz Graf von Lascy, K. K. wirkl. geheimer Rath, Staats- und Konferenzminister, Generalfeldmarschall 2c. 94
34. Dominikus Klein, Karthäuser in Burheim. 102
35. Friedrich Schulz, Schauspieler und Tenorist in Wien. 103
36. Karl Ludwig, Erbprinz von Baden. 104
37. Joseph Robertson, Vikar zu Horukastle in Lincolnshire. 107
38. Johann Rudolph Zumsteeg, Herzogl. Wirtemb. Conzertmeister in Stuttgard. 108
39. Daniel Emerich Bogdanich, Adjunkt der königl. Sternwarte zu Ofen. 111
40. Arthur O' Leary, katholischer Geistlicher in London. 113
41. Alexander Geddes, ein Gottesgelehrter in England. 116
42. Freyherr von Herbert, k. k. geheimer Rath und Internuntius bei der Pforte. 123
43. Heymann Hirsch Meyer Berlin, Oberrabiner der drey hochdeutschen Judengemeinden zu Altona, Hamburg und Wandsbeck 124
44. Ferdinand Freyherr von Duminique, k. k. wirkl. geheimer Rath, kurfürstl. trierischer Staats- und Kabinetsminister und Oberstallmeister. 125
45. Anton Joseph Kappus von Pichelstein, jubilirter K. K. Kammerprokurator, Herr und Landmann im Herzogthum Krain. 128
46. James Johnstone, Arzt zu Worcester. 130
47. Christian Wilhelm Oemler, Fürstl. Sachsen Weimar- und Eisennachischer Konsistorialrath 2c. 132
48. Ferdinand Ludwig August von Burgsdorf, Oberforstmeister der Churmark Brandenburg. 135
46. Thomas Butterworth Bayley, Esq. of Hopehall bey Manchester. 140
50. Thomas Garnett, Doktor der Medizin und Professor zu London. 145
51. Johann Jakob Engel, Direktor des Nationaltheaters zu Berlin. 148
52. Friedrich August Leopold Graf von Beust, Churfürstl. Maynzischer Regierungsrath. 153
53. Friedrich Karl Joseph, Churfürst von Mainz und Bischof zu Worms. 156
54. Heinrich Friedrich Ludwig, königl. Preussischer Prinz und Generalfeldmarschall. 162
55. Marie Anne Henriette le Payan de l' Estang, ehemalige Marq. d' Antremont, dann Madame de Bourdic und Viot. 165
56. Georg Freyherr von Vega. 167
57. Kraft Ernst, Fürst zu Oettingen - Oettingen und Oettingen Wallerstein 2c. 169
58. Franz Xaver Käfer, Professor in München. 173
59. Philipp Daniel Duboy Laverne, Direktor der Republikanischen Buchdruckerey zu Paris. 176
60. Joseph Friedrich Emmerich. 180
61. Karl Friedrich Splittegarb, Vorsteher einer Privatschulanstalt in Berlin. 182
62. Heinrich Hunter. 183
63. Johann Friedrich Ferdinand Fleck, Schauspieldirektor in Berlin. 184
64. Jean Pierre Salome. 185
65. Karl Edler von Marinelli, Inhaber und Schauspieler des Theaters in der Leopoldstadt in Wien. 187
66. Wolfgang Ernst II., Fürst von Isenburg - Birstein. 188
67. Freyherr Anton von Störk, Herr auf Hirtelsee, k. k. Hofrath und erster Leibarzt in Wien. 190
68. Georg Serz, Rektor und Professor in Nürnberg. 192
69. Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Kanonikus in Waldeck und Sekretär des Domkapitels zu Halberstadt. 195
70. Charlotte Helene Lestwitz von Friedland. 201
71. Karl Anton von Brixen, k. k. Generalmajor u. Brigadier. 203
72. Joseph Dömmling, Doktor und Professor in Würzburg. 204

73. Frie-

73. Friedrich Gottlieb Klopstock, königl. Dänischer Legationsrath. 206
74. Jeannette von Trosky. 213
75. Friedr. Gedike, königl. Preuss. Oberkonsistorialrath und Oberschulrath. 215
76. Anton Rindenschwender, Churfürstl. Badenscher Oekonomierath. 224
77. Johann Heinrich Beck, Direktor des Hof-Nationaltheaters in Mannheim. 233
78. Christian Karl August Albrecht, regierender Graf von Erbach-Fürstenau. 234
79. Johann Friedrich Wilhelm Thym, Professor in Berlin. 235
80. Johann Georg Wilhelm von Bärensprung, königl. Preuss. Oberlandforstmeister ꝛc. in Berlin. 236
81. Friedrich Schilling, k. k. wirkl. Hofrath bei der Polizeyhofstelle in Wien. 238
82. Uno von Troil, königl. schwed. Erzbischof und Prokanzler zu Upsala. 239
83. Johann Karl, Reichsgräf von Hohenzollern, Fürstbischof von Ermeland ꝛc. 241
84. Von Laurens, königl. Preuss. Generalmajor und Chef eines Infanterieregiments. 244
85. Friedrich Erdmann Satlow. 245
86. Angiolo Fabroni, Curator der Universität und Prior des Convents der St. Stephans Ritter zu Pisa. 248
87. Herkules III. Rinaldo von Este, Herzog von Modena. 250
88. Georg, regierender Herzog zu Sachsen Meinungen. 252
89. Friedrich Ludolph Hansen, Rathsherr u. Baumeister in Leipzig. 255
90. Gregor Stangl, Benediktiner vom Kloster Rot und Professor in München. 258
91. Maria Leopoldine Segesser, geb. von Ruepp, Baronin, Oberhofmeisterin in München. 262
92. Friedrich Eberhard, Prinz von Hohenlohe-Kirchberg und dessen Gattinn: Albertine Renate, geb. Gräfin von Castell-Remlingen. 363
93. Rosalia Nouseul, k. k. Hofschauspielerin in Wien. 266
94. Katharina Kleehammer. 267
95. Michael Huber, Lehrer der französischen Sprache zu Leipzig. 268
96. Ernst Ludwig, regierender Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg. 270
97. Aloys Högg, Prälat des Reichsstiftes Ursberg in Schwaben. 272
98. Johann Joachim Spalding, Oberkonsistorialrath und Probst zu Berlin, ꝛc. 274
99. Franz Ambrosius Didot, berühmter Buchdrucker in Paris. 282
100. Friederike Luise, Freyin von Frankenberg. 286
101. Ludwig Ferdinand Huber, Landesdirektionsrath der churpfalzbaierischen Provinz in Schwaben. 288

Johann Kaspar Lavater,

Pfarrer zu Zürich in der Schweiz.

Gebohren am 15. November 1741, gestorben am 2. Jänner 1801.

Lavater war zuerst Prediger am Waysenhause, und seit dem Jahr 1778 Diakon und Pfarrer zu St. Peter in Zürich. Lavater war von einem Theil seiner Zeitgenossen hoch verehrt, von einem andern Theil derselben tief verachtet; und sicher war er einer der originellsten Köpfe in der großen Gallerie der Litteratur. Wenige Menschen haben so sehr auf ihr Zeitalter gewirkt, als er auf das seinige. Die Natur hatte ein ausserordentliches Maas von Gaben und Kraft in seinen Geist gelegt, und ein Vermögen zur Thätigkeit, das an das Wunderbare gränzte. Seine ungeheure Phantasie erhob ihn mit einer herrschenden Gewalt, neben der die andern Fähigkeiten der Seele immer in einem Zustande der Knechtschaft bleiben mußten, und sein Herz, das nicht warm war, sondern glühte, für alles Gute, gestattete ihm selten den geraden, reinen Blick in das Reich der Wahrheit. Da er durch die Natur alles vermochte, so wollte er nichts durch die Kunst. Sein Gefühl schien ihm ein untrüglicher Wegweiser, erhaben über die Gefahren der Spekulation und der Wissenschaft. Es war viel Licht in ihm, um desto stärker mußte der Schatten seyn. Man sah in seinem Kopfe die son-

derbarste Coexistenz von Helle und Finsterniß, von Vernunft und Schwärmerey, von Philosophie und Mysticismus. Der Mann, der hier in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens mit bewundernswürdigem Scharfsinne eindrang, klebte dort dürftig an der Oberfläche, ohne nur ihre äußerste Rinde zu durchbrechen. Der Schriftsteller, der sich hier mit der Allgewalt des Genies emporschwang, versank dort in den Sümpfen der unausstehlichen Plattheit und Trivialität. Der Theolog, der hier mit apostolischem Geiste sprach, und mit seltener Feinheit die Ideen des Christianismus entwickelte, wandelte dort, mühsam ringend nach der Oberstelle, unter dem bunten Haufen der Schwärmer, glaubte an Wunder und Inspirationen, und nannte Gaßnern einen Mann Gottes. Diese Verirrungen entzogen ihm den Ruhm vor der Welt, den er durch die frühern Produkte seines Geistes so reichlich erlangt hatte. Die Gegner des positiven Glaubens machten zum Theil die wildesten und unwürdigsten Angriffe auf ihn. Dies hatte die Folge, daß Lavater sein Licht, welches das große Publikum nicht mehr begriff, unter den Scheffel stellte, nur für die Geweihte seiner Schule wirkte und schrieb, und sich immer tiefer in ein System versenkte, durch das er — wie die ersten Zeugen des Evangeliums — den Haß der Welt gewann. Aber nie verläugnete er den hohen sittlichen Sinn, durch den er seine Lehre über alles verherrlichte. An Menschenliebe, an Großmuth gegen seine Feinde, an Geduld, an strenger Gewissenhaftigkeit, an religiöser Zuversicht waren ihm wenige gleich, und sein kühner, flammender Muth für Wahrheit

und

und Recht gab ihm Kraft, während Helvetien in dumpfem Stillschweigen in seine Ketten biß, den Peinigern unerschrocken zu bezeugen: „ihr seyd Tyrannen." —

Die Sittlichkeit ist die Ehre des Menschen; vergessen wir also Lavaters Verirrungen, und hängen dankbar über seinem Grabe die Krone des Verdienstes auf. Tausende hat er durch sein Beyspiel und durch sein kräftiges Wort getröstet und gebessert; Tausende für die große Sache der Religion und der Tugend gewonnen. Dafür wird ihm nun sein Lohn. Die Binden des Geistes fallen ab, die Finsternisse verschwinden, und

So wird er das im Licht erkennen,
Was er auf Erden dunkel sah.

Hugh Blair,

Doktor der Theologie, ehemaliger Professor der Rhetorik und Prediger zu Edinburg.

Gebohren im Jahre 1718, gestorben den 8. Jänner 1801.

Blair gehört zu den berühmtesten Schotten neuerer Zeiten. Zwar hat er eben nicht viel geschrieben; aber alle seine Werke fanden ausserordentlichen Beyfall in und ausser seinem Vaterlande, besonders seine Predigten, die in England 25mal aufgelegt, im Auslande nachgedruckt und übersetzt wurden. Unter uns Deutschen ist er sowohl durch eben diese Predigten, als auch durch seine frühere Schrift über Ossian und durch seine Vorlesungen über die Rhe-

torik, Werke, die von geschätzten deutschen Gelehrten übersetzt wurden, hinlänglich bekannt.

Blair stammte aus einem Geschl chte, das zum ältesten Adel in Ayrshire gehört; sein Vater, ein Landgeistlicher, bestimmte ihn zum Predigerstande, der, ungeachtet er in Schottland eben nicht zu einträglichen Aemtern verhilft, doch durch die Achtung lohnt, die er noch gegenwärtig genießt. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater und auf einer Schule. Schon frühzeitig bezog er die Universität Edinburg, die nachher der Schauplatz seines Ruhms wurde. Anfangs aber schienen ihm die philosophischen Wissenschaften, die er nachher mit so vielem Beyfalle lehrte, nicht zu behagen. Nur erst das theologische Studium erweckte seinen Fleiß, und die Lektüre der besten Kanzelredner legte den Grund zu seinem Streben nach einem schönen Vortrage. Zu diesem Behufe las er die besten Prosaisten und Dichter seines Vaterlandes. Auch versuchte er sich selbst zeitig genug in prosaischen und poetischen Aufsätzen, welche den Beyfall seiner Mitstudierenden erhielten. Ein mit seinem Freunde Bonnatine verfertigtes Gedicht: die Erlösung, hatte sogar, nach Boswells Bericht in Johnsons Leben, das Schicksal, durch Abschriften so vervielfältiget zu werden, daß eine davon nach England kam, wo ein gewisser Dr. Douglas dasselbe sehr prachtvoll als seine eigene Arbeit herausgab.

Nach Endigung seiner theologischen Studien erhielt er im Jahre 1742 die Pfarrey Collessie in Fileshire. Hier legte er den Grund zu seinem Rufe. Gegen die damalige Gewohnheit der Schottischen Geistlichen

medi-

meditirte und memorirte er seine Predigten, und suchte seinen Kanzelvortrag mit Eifer zu bilden. Zwar hatte er eben nicht die vortheilhafteste Stimme; aber seine Aussprache war deutlich und voll, und seine Deklamation langsam und vernehmlich. Durch diese Vorzüge des äussern und innern Gehalts seiner Predigten verbreitete sich sein Ruf bald über die Gränzen seines Dorfes. Auch hatte er Gelegenheit, durch Predigten, auf den allgemeinen Versammlungen der Schottischen Geistlichkeit zu Edinburg seine Rednertalente zu zeigen. Dies war die Veranlassung zu seinem Rufe nach der Hauptstadt, an die Kirche von Canongate, in welche die vornehmsten und gebildetsten Einwohner eingepfarrt sind, so daß er also ein seinen Talenten ganz angemessenes Publikum erhielt. Er trat dieses Amt gerade zu einer Zeit an, da Edinburg in seinen Mauern sehr berühmte Gelehrte vereinigte, die, in Verbindung mit Hutcheson zu Glasgow, und Blackwell, Gerard und Reid zu Aberdeen, den Ruhm der Schottländer in unsern Zeiten gründeten: einen Lord Kaimes (Home), D. Hume, Robertson, Ad. Smith, Munro, Black, Cullen u. a. m., von denen besonders die ersten drey seine Freunde wurden. Dies gab ihm Gelegenheit, den Umfang seiner Kenntnisse zu erweitern und seinen Geschmack noch mehr auszubilden. Dazu trug vorzüglich noch die damals unter den Schottischen Gelehrten sehr gewöhnliche Lektüre der besten französischen Schriftsteller und das Studium der alten Klassiker bey. Diese Beschäftigungen machten es ihm möglich, nach Ad. Smiths Abgange nach

Glas=

Glasgow, Vorlesungen über die Rhetorik und den Styl zu halten, die ihm auch über alle Erwartung gelangen, und den Stadtrath veranlaßten, bey Hofe nachzusuchen, für Blair einen eigenen Lehrstuhl der Rhetorik zu stiften. Der König genehmigte das Ansuchen und setzte einen ansehnlichen Gehalt aus. Auf diese Art wurde Blair ein eigentliches Mitglied der Universität und setzte nun seine Vorlesungen regelmäßig und mit ausserordentlichem Beyfalle fort. Die berühmteste derselben war die, worinn er die Aechtheit der von Macpherson herausgegebenen Gedichte Ossians zu beweisen suchte.

Nicht weniger fleißig, als seine Vorlesungen, wurden seine Predigten besucht; sein Ruhm stieg auch in dieser Rücksicht immer mehr. Demungeachtet würde der Londner Buchhändler Straham (nachher Cadell), dem er, auf dringendes Anhalten seiner Freunde, endlich einen Band seiner Predigten zum Druck zusendete, das Manuscript wieder zurückgeschickt haben, wenn nicht Johnson, den er dabey zu Rathe zog, den Verlag empfohlen hätte. Der Verleger zahlte nun für dasselbe 50 Pfund Sterling. Die Aufnahme, die sie fanden, übertraf bey weitem Blairs und seines Verlegers Erwartung; es wurde eine Auflage nach der andern nöthig; in Irland, in Amerika und in der Schweiz erschienen Nachdrücke, und fast in allen europäischen Ländern Uebersetzungen. Nicht geringern Beyfall fand der zweyte Theil, so wie nachher der dritte und vierte, für welche die obgedachte Buchhandlung 2000 Pfund Sterling bezahlte. An einem fünften wurde eben un-

unter seinen Augen gedruckt, als er starb. Schon nach Erscheinung der ersten zwey Bände bewog Lord Mansfield die Königin, dem geschätzten Kanzelredner einen Jahrgehalt von 200 Pfund Sterling auszusetzen.

Diese für ihn so glücklichen Zeiten, wo der ihm keineswegs gleichgültige Beyfall des vaterländischen und ausländischen Publikums seine Bemühungen so ansehnlich belohnte, trübte der Tod seiner einzigen Tochter, die Kränklichkeit seiner Gattin, und endlich eigene körperliche Beschwerden, da er, seiner Mäßigkeit ungeachtet, von Zeit zu Zeit Anfälle von Podagra erlitt. Dies nöthigte ihn, seine Vorlesungen über die Beredtsamkeit einem Adjunkten zu übertragen, und sich auf seine Predigergeschäfte einzuschränken. Bey dieser Muse ließ er jene Vorlesungen drucken, um eine Ausgabe nach vielleicht fehlerhaft geschriebenen Heften zu verhüten. Auch dieses Werk, wofür er ein Honorar von 1500 Pfund Sterling erhielt, fand beynahe unglaublichen Beyfall; wie seine Predigten wurde es häufig aufgelegt, im Auslande nachgedruckt und selbst in Spanien übersetzt.

Bald nach der Niederlegung seiner Professur verlohr er seine Gattin, so wie seine Freunde Robertson und Ad. Smith durch den Tod. Diese Unfälle beschränkten die Freuden seines Lebens. Indessen behielten seine Amtsgeschäfte immer Reiz für ihn. Noch nach dem 70. Jahre hörte man ihn lieber als andere Prediger; und nur erst in den letzten Jahren wurde ihm das Predigen beschwerlich.

Karl Christoph von Hofmann,

königl. preußischer Geheimer Rath, Direktor der Prinz-Heinrichschen Domainenkammer, Mitglied der königl. Akademie der Künste in Berlin, und der Märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, vormals Kanzler der Universität Halle, Erbherr auf Dieskau, Bruckdorf u. s. w.

Gestorben in Berlin am 9. Jänner 1801, alt 66 Jahre.

Hofmann war aus Schlesien gebürtig, und unter der Regierung Friedrichs Wilhelms II. zum Kanzler der Universität Halle befördert worden, welche Stelle er aber bald niederlegte. Im Winter pflegte er sich zu Berlin aufzuhalten, im Sommer aber auf seinem Gute Dieskau bey Halle. Hofmann kannte den feinen Ton des Umgangs, und befand sich nicht selten im Kreise der ersten Staatsbeamten. Als Beförderer der Wissenschaften und Künste wird sein Name noch immer mit Achtung genannt. Er bewirkte der Universität Halle als Kanzler eine Vermehrung ihres Fonds mit 7000 Reichsthaler, zum Ankauf eines botanischen Gartens und zur Anlegung einer Sternwarte, wozu der vorige König noch besonders 5000 Reichsthaler gab, welche zur Anlegung eines Naturalienkabinets und zu einem höhern Fond für die Bibliothek, zur Errichtung eines philologischen Seminariums, zur Verbesserung des klinischen Instituts, des Waysenhauses und zu Gehaltsvermehrungen einiger Lehrer bestimmt wurden. Er führte die Oberdirektion der Provinzialkunstschule in Halle, und war ein Verehrer der Tonkunst, worinn er selbst nicht geringe Kenntnisse zeigte. Auch

an

an andern nützlichen Einrichtungen und Verbesserungen nahm er Theil. So sandte er, z. B. noch bey der letzten Versammlung der Märkischen ökonomischen Gesellschaft in Potsdam (1800), ein Modell zu einem holzsparenden Koch- Back- Brat- und Trocken-Ofen ein. Durch die schöne Anlage auf seinem Gute Dieskau, so wie durch seine Schrift: Anweisung zur Anlegung eines englischen Gartens (Leipzig bey Göschen) hat er den Geschmack in der Gartenkunst zu veredeln gesucht.

Mit vieler Herzensgüte und Dienstgeflissenheit verband Hofmann einen nicht kleinen Vorrath von praktischen, aus dem Umgange mit Menschen und Sachen geschöpften Kenntnissen, Mäßigkeit, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit in seinen Geschäften, und große Betriebsamkeit in der Anwendung seiner vielfachen landwirthschaftlichen Kenntnisse.

Georg Leonhard Staunton.

Gestorben zu London am 12. Jänner 1801.

Staunton, der als Macartneys Gefährte auf der Gesandtschaftsreise nach China und als Geschichtschreiber derselben in ganz Europa bekannt ist, wurde zu Galway in Irland gebohren. Seine eben nicht sehr vermögenden Eltern sendeten ihn frühzeitig nach Montpellier, um dort die Arzneywissenschaft zu studieren. Nachdem er dort seinen Kursus beendigt und promovirt hatte, ließ er sich in London nieder, und beschäftigte sich zum Theil mit Schriftstel-

lerey, übersetzte einige Schriften des berühmten Arztes von Stórk in Wien, und schrieb für das Iournal étranger in französischer Sprache eine Vergleichung der englischen und französischen Litteratur.

Um das Jahr 1762 schiffte sich Staunton nach Westindien ein, wie man aus einem Abschiedsbriefe Johnsons sieht, der sich in Boswell's Leben des berühmten Engländers, diesem reichhaltigen Magazin litterärischer Anekdoten, findet. Hier blieb er mehrere Jahre, mehrte sein Vermögen durch medizinische Praxis, und kaufte sich Ländereyen in Granada, die er bebaute. Auch gründen sich auf diesen Aufenthalt in Granada seine nachherigen Schicksale. Er hatte das Glück, mit dem Lord Macartney, Gouverneur der Insel, bekannt zu werden, wurde dessen Sekretär und Generaladvokat auf der Insel, und kehrte bey der Wegnahme derselben durch die Franzosen mit dem Lord nach Europa zurück. Bald darauf wurde der Lord zum Gouverneur von Madras ernannt, und nahm Staunton mit sich als Sekretär. In dieser Eigenschaft hatte er häufig Gelegenheit, seine Geschicklichkeit und Unerschrockenheit zu zeigen, besonders als Mitglied der Kommission zur Friedensunterhandlung mit Tippoo Saib, bey welcher er den französischen Admiral Suffrein zur Einstellung der Feindseligkeiten bewog, ehe dieser die Nachricht von dem zwischen Frankreich und England abgeschlossenen Traktate erhielt; und bey der Gefangennehmung des Generals Stuart, die er ohne Blutvergießen ausführte. Bey Stauntons Rückkehr nach England bewilligte ihm die ostindische Kompagnie eine

jähr=

jährliche Pension von 500 Pfund Sterling; und bald darauf erhob ihn der König zum Baronet von Irland, die Oxforder Universität aber sendete ihm den Titel eines Doktors der Rechte. Von neuem wurde Staunton Macartney's Gesellschafter, als dieser zum Gesandten nach China bestimmt wurde. Staunton wurde nicht blos zum Legationssekretär ernannt, sondern erhielt auch den Titel eines ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers, um, im Falle eines unglücklichen Schicksals des Lords, seine Stelle vertreten zu können. Nach der Rückkehr von dieser eben nicht sehr glücklichen Reise beschrieb sie Staunton in einem hinlänglich bekannten Werke, und zwar, ungeachtet er kränkelte, in ziemlich kurzer Zeit. Zur Belohnung für seine Dienste ernannte die ostindische Kompagnie seinen Sohn zum Sekretär in ihren chinesischen Geschäften. Dieser Sohn war Erbe seines Titels und Vermögens, hatte ihn nach China begleitet, und zwar in Gesellschaft seines Hofmeisters Ch. Hüttner aus Sachsen, dem wir über eben diese Reise eine interessante Schrift zu danken haben. An Stauntons Geschichte jener Reise schreibt man vielen Antheil dem Gelehrten Barrow zu, der nachher mit Lord Macartney nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gieng, und eine interessante Reise durch das Innere von Südafrika herausgab.

Karl Benjamin List,

Kurpfälzischer wirklicher Konsistorialrath und erster Pfarrer der lutherischen Gemeinde zu Mannheim.

Gebohren am 5. Februar 1725, gestorben am 15. Jänner 1801.

Lists Vater, Konrad Dieterich, starb, da er kaum 6 Jahre alt war, in den nämlichen Aemtern zu Mannheim, aber seine Mutter, Juliana Christina, gebohrne Fahner, verwendete ihre ganze Sorgfalt auf seine Erziehung. Er studirte in Jena, und sodann in Strasburg, wo er Verwandte hatte, und sich unter der Aufsicht des Dr. Lorenz hauptsächlich im Predigten übte. Um in der französischen Sprache fertiger zu werden, gieng er 1747 nach Neufchatel, wo er damals in der reformirten Kirche ohne Bedenken predigte. Im Jahre 1749 wurde er Hofmeister bey den Söhnen des Grafen Georg August von Erbach = Schönberg und Hofdiakonus. Er hielt es für eine der glücklichsten Begebenheiten seines Lebens, daß ihn die Vorsehung an diesen Hof führte, und bekannte mit dankbarem Herzen, daß er sich unter dem wachsamen Auge des klugen und wahrhaft frommen Grafen, der ihn seiner väterlichen Belehrungen würdigte, bey Zeiten zu einer genauen und vorsichtigen Amtsführung gewöhnt habe. Im Jahre 1753 wurde er Löwenstein- und Erbachischer Pfarrer zu Villbrunn, 1756 wurde er von der Mannheimer Gemeinde zum dritten Pfarrer berufen, und rückte schon 1758 zur ersten Pfarrstelle hinauf und ward Konsistorialrath.

Rastlos und unerschütterlich war der Eifer dieses Mannes, ohne Geräusch und ordnungsvoll seine

Thä-

Thätigkeit, die nichts als Eintracht, Ruhe, Wohlstand, Religiosität und Sittlichkeit bezweckte und bewirkte. Sein öffentliches und sein Privatleben war nur Eins, und der Mensch und der Prediger standen niemals im Widerspruch. Nie brauchte er Achtung zu fordern: denn sein Charakter, der sich immer gleich blieb und in allem, was er sprach und that, offenbarte, flößte sie jedem von selbst ein. Selbst Spötter, die Niemand zu schonen pflegen, wagten es nicht, auch nur zweydeutig von ihm zu sprechen. Selbst der so muthwillige Verfasser des Ketzeralmanachs ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren:,, Er hat, sagt er von ihm S. 105, sich (als Herausgeber des Gesangbuchs) als einen Mann von Einsicht und Geschmack gezeigt. Aber wir kennen ihn ausserdem noch genauer und wissen, daß er unter unsere aufgeklärtesten Theologen gehört, die im Stillen über die Menge derer seufzen, welche der lieben Christenheit Heu und Stoppeln zu fressen geben.' — Stille Seufzer waren indessen nicht Alles, was List dem Obskurantismus entgegensetzte. Er bekämpfte ihn vielmehr auf eine Weise, die jedem Prediger zum Muster dienen kann, und wodurch er das dem Aberglauben abgewonnene Feld dem vernünftigen Glauben sicherte, und sich den Verdruß ersparte, für den Unglauben gearbeitet zu haben. „Unsere husarische Aufklärer thun wenig für die Wahrheit; sie verwirren die Einfältigen und machen die fähigeren Köpfe schwindlich, daß sie in egoistischem Dunkel Paradoxie für ihre Bestimmung halten. List machte es, wie der vernünftige Bauer, der sein Saamenfeld nicht vom Unkraut desselben ersticken läßt, aber auch nicht durch ewiges

Aus-

Ausjäten seine Saat betreten und die guten Pflanzen wurzellos machen mag, sondern immer neuen guten Saamen ausstreut, der im Aufkeimen die jätende Hand entbehrlich macht, indem er das Unkraut erstickt. — Polemik war nie seine Sache; er predigte nichts als Wahrheit zur Gottseligkeit. Nie genügte ihm selbst das, was er schon wußte, und er forschte und studirte fort, bis an sein Ende; aber so bescheiden war und blieb er auch, daß er noch auf seinem Sterbebette befahl, seine Manuscripte, die gewis Schätze praktischer Weisheit enthielten, was nur er nicht glauben mochte, zu vernichten. Außer einigen trefflichen Kasualpredigten, die er doch auch nur um der Armen willen drucken ließ, und der Geschichte der Mannheimer Lutherischen Gemeinde, hat er nichts herausgegeben, wozu er nicht durch das Konsistorium förmlich beauftragt war, und was er nicht lieber Anderen zu besorgen überlassen hätte: nämlich 1774 das neue Gesangbuch für die Kurpfälzischen Lutherischen Gemeinden, in das er die besten schon damals existirenden religiösen Lieder aufnahm: im Jahre 1777 eine Erklärung des kleinen Katechismus Luthers, der ganz anders ausgefallen seyn würde, wenn er nur seinen Ueberzeugungen hätte folgen dürfen, und — so erklärte er sich selbst — wenn er ihn 20 Jahre später zu schreiben gehabt hätte. Nur mit Misbilligung erwähnte er desselben gegen Vertraute; endlich 1783 Ordnung, Gebete und Handlungen beym öffentlichen Gottesdienst der Lurischen in der Kurpfalz, ein Werk, wodurch, wie bekannt, die Reformation der Liturgie im ganzen

zen protestantischen Deutschland ungemein gefördert worden ist.

An ihm verlohr die Welt einen der rechtschaffensten Männer, die Pfalz einen ihrer nützlichsten Bürger, der Lehrstand eine seiner schönsten Zierden. Er war bis zwey Jahre vor seinem Tode immer der thätige, liebevolle Lehrer seiner ihm anvertrauten Gemeinde, und unermüdet in seinem Amte. Er blieb nicht bey den in seinen jüngern Jahren erworbenen Kenntnissen stehen; sondern er schritt mit dem Geiste seiner Zeiten fort, wie die wenigen von ihm herausgegebenen Schriften zeugen, noch mehr aber seine Predigten bewiesen, die alle christlich-philosophische Moral athmeten und jeden Denker befriedigten; Keiner, dem es darum zu thun war, gieng unerbaut und unbelehrt aus der Kirche. Er besaß die große Kunst, von jedem Zuhörer verstanden zu werden. Seit zwey Jahren bestieg er die Kanzel nicht mehr, weil seine körperlichen Kräfte allmählig gar zu sehr abgenommen hatten und täglich mehr abnahmen. Doch blieb sein Geist in voller Kraft, und er war im Umgange immer heiter, in seinen Gesprächen immer belehrend. Anfänglich hielt er seine Krankheit nicht für gefährlich und studirte fort; als er aber sahe, daß es sich gar nicht bessern wollte, las er nichts mehr, als Geschichte und mitunter medizinische Bücher; und dieß that er fort bis wenige Tage vor seinem Ende, wo er noch die Angelegenheiten seiner Familie in Ordnung brachte und ruhig und gelassen seinen edeln Geist in die Hände seines Schöpfers übergab.

Alles, was er drucken ließ, wurde zum Besten des Hospitals oder der Armen verlegt. Was aber am meisten von seiner Uneigennützigkeit zeugte, war, daß er den so anstößigen Beichtpfenning ganz abstellte, und die Jura Stolä in eine Büchse zusammenwerfen ließ und mit seinen Amtsbrüdern gleich theilte. Nur die Neujahrsgeschenke behielt jeder Prediger für sich, die für ihn vielleicht nicht sehr reichlich ausfielen, weil er nicht so, wie andere, durch häusliche Besuche am Ende des Jahres daran erinnern mochte!

Joseph Adam Lorenz,

Oberarzt der französischen Rheinarmee.

Gestorben am 20. Jänner 1801.

Dieser um das französische Kriegsspitalwesen sehr verdiente Arzt stammt aus der bekannten Strasburger Familie dieses Namens, aus der mehrere Schriftsteller hervorgiengen. Schon im siebenjährigen Kriege machte er sich um sein Vaterland verdient. Nach Beendigung desselben ließ er seine gesammelten Bemerkungen unter dem Titel drucken: Morbi deterioris notae Gallorum castra trans Rhenum sita ab a. 1757 ad a. 1762 infestantes. 8. Seles. 1765. Auch erwarb er sich fernerhin in seinem Fache große Verdienste. Diese veranlaßten auch, daß er in den vom Konvente errichteten Gesundheitsrath gerufen wurde, dessen Bemühungen, das Schicksal der verwundeten Soldaten zu mildern, aus Wedekins Nachrichten über das französische Kriegsspitalwesen be-

bekannt sind, in deren erstem Bande sich auch ein von Lorenz abgefaßter Bericht der Obergesundheitsbeamten der Rheinarmee über die Ruhr im Jahre 1793 findet.

Sein Posten als Oberarzt der Rheinarmee gab ihm neue Veranlassungen, sich Verdienste um das Vaterland zu erwerben, besonders zeigte er sich bey den Epidemien äusserst thätig. Unablässig und mit unermüdetem Eifer besuchte er, seines hohen Alters ungeachtet, die seiner Pflicht anvertrauten Spitäler, und augenscheinlich trug das gute Beyspiel, das er gab, und seine beständige Anwesenheit in den Lazarethen, viel dazu bey, die Unterbeamten zur strengen Erfüllung ihrer Pflichten aufzumuntern. Dazu kam noch, daß er wegen seiner vielen Erfahrungen als ein Orakel gehört, und wegen seines Charakters allgemein geschäzt wurde. Gern theilte er seine Kenntnisse mit, und nahm es auch nicht übel, wenn andere mit seinem Eigenthume, als dem ihrigen, prahlten. Sein Charakter war sanft und bescheiden, und wenn er sich ja gegen einen Untergebenen oder gegen einen Collegen einnehmen ließ, so kehrte er doch bald wieder von seinem Irrthume zurück. Dabey war er völlig uneigennützig; sein fleissiges Studieren und die eifrige Erfüllung seiner Pflichten schien ihn nicht daran denken zu lassen, einiges Vermögen für seine Kinder zu sammeln. Diese Eigenschaften erwarben ihm allgemeine Achtung; die Zahl seiner Freunde war groß; selbst der verehrte Obergeneral Moreau gehört unter dieselben, und ehrte sein Andenken durch Veranstaltung eines feyerlichen Leichenbegängnisses. Er

 starb

starb in dem Hauptquartier der Rheinarmee zu Salzburg, an den schlimmen Zufällen eines Bruchschadens, denen selbst der berühmte Oberchirurg der Armee, Percy, nicht abhelfen konnte. — Der zum Oberarzt der Graubündner Armee ernannte, durch mehrere Schriften bekannte Tissot, hat ihm im Journal de Paris an. 9. Nro. 140 ein Ehrendenkmal gesezt, das ihn in dem Fache, worinn sich Lorenz so große Verdienste erworben, als Muster jedes Arztes darstellt.

Daniel Nicolaus Chodowiecki,

Gebohren zu Danzig am 16. Oktober. 1726, gestorben zu Berlin am 7. Februar 1801.

Dieser berühmte Künstler stammte aus einer polnischen Familie; von seiner Mutter, der Wittwe des Kaufmanns Gottfried Chodowiecki wurde er zum Handelsstand bestimmt. Im Jahre 1743 schickte sie ihn nach Berlin in die Handlung seines Onkels, des Kaufmanns Ayerer. Schon damals widmete er seine Nebenstunden den zeichnenden Künsten, welchen er sich, als er 1754 die Handlung verließ, nunmehr gänzlich ergab. Unter ungünstigen Umständen mußte er sich empor arbeiten und verdankte seine Bildung sich selbst. Eine Zeitlang beschäftigte ihn die Miniatur-Malerey; doch verließ er sie bald, und ward der Stifter einer neuen Kunstgattung in Deutschland, der Darstellung moderner Figuren, mit Wahrheit in der Physiognomie, mit Lebhaftigkeit des Ausdrucks und unnachahm-

ahmlicher Laune, verbunden mit der strengsten Hinsicht auf sittliche Verbesserung. Jedermann kennt seine Kupfer zu Basedows Elementarwerk, zu den ersten Ausgaben des Sebaldus Nothanker, zu Lavaters Physignomik und zu einer fast zahllosen Menge Kalender. Er hat auf diese Art sich selbst eine Bahn gebrochen und um einen eigenen Erwerbzweig der Kupferstecherkunst das bleibende Verdienst erworben, daß er ihn zuerst in Ansehen gebracht hat. Die Kalenderkupfer und Situationen zu den Romanen, die jetzt mehr als hundert fleissige Kupferstecher nähren, würden ohne seine Darstellungsgabe und Erfindung nie so ausgebreitet geworden seyn; freylich läßt sich noch bestreiten, ob damit überhaupt für die Kunst etwas gewonnen worden sey. Aber Industrie ist auf jeden Fall dadurch befördert worden. —

Der Geschmack der Liebhaber und die Rücksichten der Buchhändler bestimmten ihn meistentheils zu Arbeiten in kleinerm Format; doch sind auch treffliche große Blätter von ihm vorhanden. Seine radirten Sachen sind so berühmt, daß Manche seine andern Talente darüber vergessen haben. Allein, er war auch ein glüklicher Bildnißmaler; und sein höchst vollendetes Oelgemälde: Les adieux de Calas, zeigt den großen Umfang seiner Kunstfähigkeiten.

Chodowiecki wurde im Auslande sehr geschäzt, und wenn Deutschland gegen seine vorzüglichsten Männer nicht ungerecht ist, so wird sein Name stets ehrenvoll in den Annalen der Kunst genannt werden. Es sind auch einige schriftstellerische Auf-

säze von ihm gedruckt. Dabey zeichnete er sich durch Rechtschaffenheit des Charakters, durch tadellose Sitten, durch unermüdeten Fleiß, durch heitere Gefälligkeit und ganz besonders durch Eifer und Edelmuth im Wohlthun auf eine Art aus, wie nur selten ein Privatmann diese liebenswürdigste aller Tugenden übt. —

Unter der Direktion von le Sueur wurde er als Mitglied der königlichen Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften aufgenommen. Als Friedrich der Einzige die Akademie in Schutz nahm, wurde er zu deren Sekretär, und im Jahre 1788 zum Vicedirektor ernannt, und als im Jahre 1797 der Direktor Rode starb, ernannte ihn Friedrich Wilhelm II zu dessen Nachfolger. Im Jahre 1798 schickte ihm die Akademie zu Siena das Patent als Ehrenmitglied. Der Eifer, womit er seinen Aemtern vorstund, verbunden mit seiner unermüdeten Thätigkeit in Privatgeschäften und in Ausübung seiner Kunst, verkürzten sein Leben, da ihm seine physische Konstitution, durch heitern Sinn unterstüzt, ein weit höheres Alter, als das wirklich erreichte, zu versprechen schien. — Seine Kollegen im Amte, welche seine Bemühungen um die Akademie am besten kannten, betrauern in ihm einen Anführer von beyspiellosem Gleichmuth und Unpartheilichkeit. Sie bewundern und betrachten ihn mit Recht als ein seltenes Originalgenie, das gleichsam die Kunst erfunden und alle Regeln derselben aus sich selbst geschaffen hat; indem keinem Meister und keiner Schule weder seine Entwickelung noch seine Ausbildung zuzuerkennen ist,

son-

sondern er fast einzig und allein Alles aus der ihn umgebenden lebenden Natur schöpfte, welches seinen Werken das Gepräge der Wahrheit, der schönsten Uebereinstimmung selbst in bizarren Gestalten gab, die nur ein Beobachtungssinn mit Bildungskraft, wie er besaß, hervorzubringen vermochte. Ohngeachtet der Vielen, die seine Art und Weise versuchten, ist er noch nicht erreicht, und in der Kunstgeschichte wird sein Name auf immer hervorleuchten.

Wilhelm von Anhalt,

Königl. Preußischer General der Infanterie.

Gestorben am 12. Februar 1801, alt 67 Jahre.

Fürst Leopold's zu Anhalt Dessau ältester Sohn, Wilhelm Gustav, welcher 1699 gebohren war und als Erbprinz 1737 starb, hinterließ zwey natürliche, mit einer Bürgerlichen, Namens Schardius, erzeugten Söhne. Der älteste erhielt den Namen Wilhelmi, der jüngste, Philippi, und beyde wurden bürgerlich erzogen. Nach dem Tode ihres Vaters nahm sich der jüngste Sohn des Fürsten Leopold, Prinz Moriz, der Erziehung des Wilhelmi besonders an, und als er erwachsen war, nahm er ihn als Jäger zu sich.

Der junge Mann hatte Kopf und Herz, und sein Herr konnte ihn sehr gut gebrauchen. Als daher 1756 der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen ausbrach, und Prinz Moriz als Preußischer General marschiren mußte, bat er den König Friedrich

drich II, diesem Wilhelmi, (dessen Abstammung er jedoch verschwieg) den Charakter als Lieutenant von der Armee zu geben, und ihn zu seiner Hulfe bey sich behalten zu dürfen. Der König bewilligte beydes, und der Lieutenant Wilhelmi begleitete den Prinzen 4 Jahre lang überall hin. Leider verlohr er aber diesen Wohlthäter am 11. April 1760, wo derselbe in Dessau starb. Um jedoch für das weitere Fortkommen seines Pflegesohns möglichst zu sorgen, empfahl ihn der sterbende Prinz dem General Hülsen. Er unterrichtete ihn zugleich von der Abstammung desselben, mit der Bitte, sie Niemand zu entdecken. So kam nun Lieutenant Wilhelmi in gleichen Verhältnissen zu diesem General, wie er bey dem Prinzen gewesen war.

Nach einer Affaire, welche im Laufe des siebenjährigen Krieges gegen die Kaiserlichen in Sachsen vorfiel, und wobey diese zurückgedrängt wurden, gab der König einem seiner Ingenieur Offiziere den Auftrag, das Terrain aufzunehmen. Wilhelmi, der mit seinem General gegenwärtig war, hörte dies, und bat ihn, ihm beym König die Erlaubnis auszuwürken, daß auch er dieses Geschäfte übernehmen dürfte. Der König hatte nichts dagegen, und Wilhelmi, sehr geübt in dergleichen Arbeiten, war schneller mit seiner Zeichnung fertig, als der Ingenieur Offizier. Er gab sie darauf an den General Hülsen, und dieser überreichte sie dem Könige, der sie, ohne sie anzusehen, in die Tasche steckte. Einige Tage nachher, als Hülsen beym Könige war, fragte dieser ihn: Wer der Offizier sey, der so schnell und doch so richtig jene Zeichnung gemacht

habe?

habe? Als Hülsen die nöthige Auskunft gegeben hatte, trug ihm der König auf, den Wilhelmi zu ihm zu schicken, um ihn selbst kennen zu lernen. Hülsen that dies aber nicht, besondere Ursachen bestimmten ihn, keine nähere Bekanntschaft des Königs mit Wilhelmi zuzulassen, vielmehr alles zu thun, um sie zu hintertreiben. Kurz, er sagte Wilhelmi nicht ein Wort von der gehabten Unterredung mit dem Könige, noch weniger von dessen Auftrage.

Den folgenden Tag kam Wilhelmi mit in das Hauptquartier zum König, um wie gewöhnlich die Ordres einzuhohlen. Der König bemerkte ihn nicht sobald, als er unwillig fragte: warum er seinem Befehle gemäs gestern nicht zu ihm gekommen sey? Wilhelmi entschuldigte sich damit, daß er keinen Befehl zu kommen erhalten habe, und da er auch die Frage des Königs: „ob ihm sein General nichts gesagt?“ mit Nein beantwortete: so befahl dieser, ihm in sein Zimmer zu folgen. Hier legte er ihm mehrere Plane und Zeichnungen vor, sprach viel, und da Wilhelmi's Antworten gefielen, so fragte er ihn, ob er einen solchen Plan wohl kopieren könne. Wilhelmi bejahete dies, und erhielt darauf einen davon zu dem Ende mit.

Durch das Betragen seines Generals mistrauisch gemacht, beschloß Wilhelmi, von dieser ganzen Scene demselben nun auch kein Wort zu sagen, so wenig als von dem erhaltenen Auftrage. Er machte sich aber sogleich über die Arbeit her, vollendete sie in der Nacht, und als er den Tag darauf abermals vom General Hülsen ins Hauptquartier

tier geschickt wurde, nahm er sie mit und übergab sie dem Könige.

Der König übersah die Zeichnung und war damit sehr zufrieden. „Wer ist er? und wo ist er her?"

„Ew. Majestät „erwiederte Wilhelmi" ich heisse Wilhelmi, und bin ein Sohn des verstorbenen Prinzen Gustav von Dessau."

„Was? fuhr ihn der König hastig an, von meinem Prinzen Gustav? (Aus besonderer Zuneigung nannte er ihn so.) Ihm soll der Teufel auf den Kopf fahren, wenn das nicht wahr ist."

„Wie würde ich mich unterstehen dürfen, Ew. Majestät eine Unwahrheit zu sagen."

„Weiß es sein General?" „Ja! Ew. Majestät."

„So sage er ihm, daß er heute Mittag bey mir essen soll." Wilhelmi eilte von Erwartungen erfüllt zurück, und überbrachte dem General den höchsten Befehl, verschwieg ihm aber auch diese Unterredung mit dem Könige gänzlich.

Hülsen fand sich an der Tafel des Königs ein.

„Weiß er nicht, fragte ihn Friedrich, wo sein Lieutenant Wilhelmi her ist?

Hülsen stuzte, und antwortete: „Nein, er ist sonsten beym Prinzen Moriz gewesen."

„So, er weiß also nicht, wo er her ist? — Wenn ers nicht weiß, so will ich es ihm sagen: er ist ein Sohn von meinem Prinzen Gustav."

Hülsen gerieth in große Verlegenheit, gestand aber, da er den König schon davon unterrichtet sah, daß die Sache wahr sey, Prinz Moriz

es ihm aber sterbend noch untersagt habe, es jemals bekannt werden zu lassen.

„Wenn es denn wahr ist, erwiederte der König, so lasse er ihn mir, und suche er sich aus meiner Suite einen andern aus.“

Hülsen wollte dies nicht gerne, und suchte den König zu bewegen, daß er hievon abstände, indem er sich einmal an den Wilhelmi gewöhnt habe; allein der König blieb dabey und gab Hülsen zum Ersaz an Wilhelmi's Stelle einen von Gaudi, (nachherigen General) aus seiner Suite.

Hülsen kam kaum in sein Quartier zurück, als er dem Lieutenant Wilhelmi heftige Vorwürfe machte, daß er dem Könige seine Abkunft entdeckt und seine mit demselben gehabte Unterredungen ihm nicht mitgetheilt habe.

Wilhelmi erwiederte: „daß der Herr General ihm ja auch den Befehl des Königs, zu ihm zu kommen, verschwiegen; und daß, als der König ihn nach seiner Herkunft gefragt, er dies für den günstigsten Zeitpunkt gehalten habe, in welchem vielleicht der Grund zu seinem künftigen Glück gelegt werden könne, da ausserdem doch nichts aus ihm werden möchte.

Er trennte sich hierauf von dem General Hülsen, und kam in des Königs Suite.

Bey der Bataille bey Liegnitz ernannte ihn der König auf dem Schlachtfelde zum Hauptmann und übertrug ihm die Geschäfte eines General-Quartiermeisters. In dieser Qualität ward er, während der fernern Dauer des siebenjährigen Krieges, mit verschiedenen Korps bald hier, bald dorthin geschickt,

und

und erndtete überall das Lob der genauesten Vollziehung der ihm ertheilten Befehle ein.

Im Jahre 1761, wo König Friedrich sein Winterquartier in Leipzig hatte, kam er auf die Idee, ein leichtes Artillerie Korps zu errichten, und trug dem Wilhelmi auf, ihm dazu einen Plan zu entwerfen. Wilhelmi that dies, und erlangte dadurch die Zufriedenheit des Königes so, daß dieser beschloß, ihn eine glänzende Laufbahn machen zu lassen. Da er aber den Grundsatz festgestellt hatte, in Friedenszeiten keinen Bürgerlichen bey der Armee beyzubehalten, so redete er einst Wilhelmi so an:

„Höre er einmal, es kann so nichts aus ihm werden, ich will ihn adeln. Was will er für einen Namen führen?"

Wilhelmi wählte den Namen des Dessauischen Städtchens Gröbzig.

„Nein, das ist ein häßlicher Name, sagte der König; weiß er was, er soll von Anhalt heissen; damit aber die Fürsten von Anhalt nichts dagegen haben können, so schreib er an sie, und erbitte er sich die Erlaubnis dazu.

Wilhelmi that dies und erhielt einige Zeit darauf auch genehmigende Antworten. Als diese angelangt und dem Könige vorgelegt waren, fragte ihn dieser: ob er noch Geschwister habe?

„Ja, Ew. Majestät, noch einen Bruder."

„Wo ist der? „In Offenbach."

„Was ist er?" „Ein Bader."

„Wie kann einer so dumm seyn, ein Bader zu werden! schreib er gleich hin, und laß er ihn herkommen."

Dies

Dies geschah. Wilhelmi's Bruder, der bis dahin Philippi geheissen hatte, kam. Beyde wurden nun in den Adelstand erhoben, und hiessen Wilhelm und Philipp von Anhalt. Wilhelm behielt seinen Bruder bey sich, ließ ihn in allen militärischen Wissenschaften unterrichten, und stellte ihn sodann, mit Genehmigung des Königs, als Lieutenant bey dem neu errichteten reitenden Artillerie Korps an, bey welchem er zulezt als General-Major pensionirt wurde.

Wilhelm sezte sich in der Gunst seines Königs durch stete Beweise seiner Fähigkeiten immer fester.

Im Jahre 1762 griff er den österreichischen Posten auf dem Gebirge bey Leutmannsdorf, unweit Schweidniz, mit solcher Geschicklichkeit und Bravour an, daß er, obwohl mit beträchtlichem Verluste, dem Feind entrissen wurde. Der König ernannte ihn dafür zum Obristlieutenant, und vertraute ihm acht MilitärOrden pour le merite an, um sie nach seiner eigenen Ueberzeugung an die bravsten Offiziere zu vertheilen. Nach dem Frieden wurde er Friedrichs erster GeneralAdjutant, und 1783 Generallieutenant und Gouverneur in Königsberg. Von hier aus berief ihn Friedrich mehreremale zu sich nach Potsdam, zum leztenmale im Jahre 1786, wo er noch vier Tage vor dem Ende des Königs bey demselben war, und dessen Tod auf seiner Rückreise nach Gaudenz erfuhr.

Als König Friedrich Wilhelm II. zur Erbhuldigung nach Königsberg kam, erhielt der Generallieutenant von Anhalt am Tage der Huldigung, als unmittelbar nach derselben der

Mo-

narch die Parole austheilte, von demselben eine reich mit Juwelen besezte goldene Dose, welche ein Erbstück und die Leibdose Friedrich des Zweyten war, nebst der grossen Huldigungs-Medaille. Bey seiner nächsten Anwesenheit in Potsdam hängte der Monarch selbst ihm den schwarzen Adlerorden um.

Ungeachtet er hierauf überhand genommener Kränklichkeit wegen seinen Abschied genommen hatte, ernannte ihn doch der jezt regierende König bey der ersten Revüe in Berlin, zum Beweise der Hochschäzung seines Verdienstes, zum General der Infanterie.

Auf seinem Gute bey Ziesar starb dieser große Krieger. Seine weitumfassenden Kenntnisse in der angewandten Kriegskunst seine Gegenwart des Geistes, persönliche Tapferkeit und eine ausgezeichnete Anhänglichkeit an den großen König, dem er alles zu verdanken hatte, waren eigenthümliche Verdienste, durch welche er sich merkwürdig, und des vorzüglichen Wohlwollens dreyer Preusischer Regenten in einem hohen Grade werth gemacht hat.

Philippine Charlotte,

Königliche Prinzessin von Preussen.

Gestorben zu Braunschweig am 15. Februar 1801, alt 85 Jahren.

Alle arme Wittwen, Waisen und andere Hülfsbedürftige zu Braunschweig weinten der verewigten Frau Thränen des Dankes nach, und jeder Men-

schenfreund widmet dieser erhabenen Fürstin ein Denkmahl in seinem Herzen. Sie hat ausser mehrern Legaten, der Braunschweigischen ArmenKasse 50000 Reichsthaler, der Wolfenbüttelschen 50000 Reichsthaler und nach Helmstädt 23000 Reichsthaler zur Versorgung der Prediger Wittwen vermachet. Welche herrliche Anstalten zur Milderung der Noth der Dürftigen wird man mit diesen großen Fonds in einem Lande machen, wo man der besten Verwaltung des Staatsvermögens gewohnt ist! Welcher Segen wird sich von dieser schönen Fürstenthat über Tausende von Unglücklichen noch in der spätesten Zukunft verbreiten!

Die Selige war eine Schwester Friedrichs des Einzigen; das Andenken ihrer holden Menschenliebe wird so lange dauern, als der Ruhm seiner großen Thaten.

Karl Wilhelm Müller,

Kriegsrath und Bürgermeister in Leipzig.

Gebohren am 15. Sept. 1728, gestorben am 27. Februar 1801.

Vielseitige gemeinnützige Wirksamkeit, treue Pflichterfüllung und ein sehr edler Charakter machten Müllern zu einer Zierde der erhabenen Stelle, die er bekleidete. In Leipzig wird sein Name unvergeßlich bleiben, und ganz Deutschland hat Ursache, ihm ein ehrenvolles Andenken zu schenken.

Er

Er war in dem Dörfchen Knauthayn bey Leipzig, wo sein Vater Schösser war, gebohren. Von zärtlichen Aeltern sorgfältig erzogen, kam er in seinem 12. Jahre auf die Schulpforte, und in seinem 18. auf die Universität Leipzig, dem jezigen Wohnorte seines Vaters, der daselbst als Advokat prakticirte. Vier Jahre studierte er die Jurisprudenz, und daß er Zeit und Talente gut angewendet hatte, bewies er durch eine vortreffliche Disputation de crimine termini moti, wodurch er sich im 24. Jahre die juristische Doktorswürde verschafte. Jezt diente er in seinem Vaterlande als Sachwalter, bis er 1759 zum Senator in Leipzig gewählt wurde. Von nun an bekleidete er allmählich im Leipziger Stadtrath alle obrigkeitliche Würden mit vielem Ruhme, wurde 1771 Stadtrichter, 1776 Baumeister, bald nachher Prokonsul, und 1778 Bürgermeister und Beysizer des Schöppenstuhls.

Müller verdiente schon als Mensch eine allgemeine Hochachtung. Sowohl von Seiten des Verstandes als Geschmacks war er ein vielseitig gebildeter Mann, und bis an sein Ende nahm er einen lebhaften Antheil an allem, was auf Künste, Wissenschaften und Kultur der Menschheit Beziehung hatte, ohne sich dadurch abhalten zu lassen, die vielfältigen, oft sehr verwickelten und verdrüslichen Geschäfte seines Amts pünktlich zu erfüllen, wobey ihm sein natürlicher Scharfsinn trefflich zu statten kam. Die ersten Morgenstunden waren sein ganzes Leben hindurch der Lektüre der Klassiker gewidmet, namentlich des Plato, Seneca, Virgil und Horaz, und er benuzte die neuesten Ausgaben

der-

derselben mit theilnehmender Freude. Er las die neuesten Produkte unserer besten Köpfe, und selbst die neueste Philosophie machte er sich in so weit bekannt, daß er mit Einsicht davon sprechen konnte. Unter den Neuern war Garve, unter den Alten Horaz sein Lieblingsschriftsteller; überhaupt hatte die schöne Litteratur der Deutschen und Ausländer an ihm einen einsichtsvollen Kenner. Scharfsinnig waren seine Urtheile über Schauspiele und Schauspieler, und auf die leztern hatte er in seinem Kreise einen sehr wohlthätigen Einfluß. Er spielte mehrere musikalische Instrumente, und wie vertraut er mit den bildenden Künsten, der Architektur und Malerey war, bezeugte seine eigene geschmackvoll decorirte Wohnung und alle Gebäude, vornemlich die prächtige Nicolaikirche, die größtentheils nach seinem Plane aufgeführt und ausgeschmückt sind. Bleibende Denkmale seiner Einsicht in die schöne Gartenkunst sind die reizenden Anlagen um Leipzig, die das Lokal auf die verständigste Weise verbesserten. Er stand mit Lessing in einem sachreichen Briefwechsel, und überhaupt waren Gelehrte und Künstler, die sich in ihrem Fache hervorthaten, sein angenehmster Umgang.

Bewundernswürdig war seine Thätigkeit in den verschiedenen mit seiner Hauptstelle verbundenen Nebenämtern. Als Beysizer des Schöppenstuhls soll er jährlich 120 bis 140 Urtheile abgefaßt haben, und bereits einige Jahre vor seinem Tode zählte er deren zusammen über 4000. Dabey war nichts übereilt; alle seine Plane wurden gründlich durchdacht, und dann mit Festigkeit ausgeführt, welches ihm oft

mit

von Schwachen und Trägen den Vorwurf des Stolzes und der Herrschsucht zuzog, dem freylich kein vielwirkender Mann leicht entgeht. Seine patriotische Treue gegen Leipzigs Bürger und seine Liebe für sie kannte keine Gränzen. Ihre Freude, Sicherheit und Ehre bey Andern war ihm über alles theuer, und es überleben ihn in dieser Hinsicht viele vortreffliche Denkmale.

Aechte Religiosität, von der er durchdrungen war, äusserte sich in allen seinen Handlungen. Er gab viel im Stillen; vorzüglich unterstüzte er die Hinterlassenen verdienter Männer. Bey seinen wichtigen Aemtern hätte er leicht reich werden können; da er aber für die Unglücklichen immer ein bereiter Geber war, und viel auf die Verschönerung seines und seiner Freunde Leben durch liberale Kultur der Künste wandte, so konnte er freylich keine Schäze sammeln. Bey Processen suchte er die Streitenden zu vereinigen und besonders Familienzwistigkeiten durch sein Zureden und Ansehen beyzulegen. Bescheiden verhinderte er jeden öffentlichen Beweis der Dankbarkeit gegen sich. Gegen seine Dienstleute, die mehrentheils lange bey ihm blieben, bis er sie versorgte, war er voll Freundlichkeit und Güte, und seinen Geschwistern und Verwandten war er der zärtlichste Freund. Nur selten konnten ihn seine Geschäfte von den Predigten des verehrten Rosenmüllers abhalten, und seine Achtung gegen den Religionskultus bewies er am besten durch die Sorgfalt, mit der er ihn, so weit er reichen konnte, reinigte und veredelte. Unter andern dankt Leipzig vornehm-

nehmlich seiner rastlosen Mitwirkung die Einführung eines neuen Gesangbuchs.

Seine Amtsgeschäfte verrichtete er mit der größten Pünktlichkeit und Ordnung; er war immer der erste im Schöppenstuhle und in der Rathsversammlung, that alles selbst, was ihm oblag, und wurde bey der Mannigfaltigkeit seiner Arbeiten von seinem guten Gedächtnisse unterstüzt; deshalb war er strenge gegen Untergebene, die sich nachlässig im Dienste zeigten, und konnte Vergeßlichkeit nicht leiden. In allen seinen Papieren herrschte die größte Ordnung, und alle seine Aufsäze konzipirte er so gut, daß sie, selbst nach einer zweyten Durchsicht, einer reinlichen Abschrift ähnlich sahen. Geschmack und Schönheitsgefühl äusserte sich bey ihm überall; der kleinste Uebelstand beleidigte seinen Geschmack, jede unanständig gekleidete Person erregte sein Misfallen, jede Pedanterey war ihm zuwider, aber Neuerungen, die einen vernünftigen Grund für sich hatten, fanden an ihm keinen Gegner.

Zweckmäßige Jugendbildung war der Gegenstand seiner unablässigen Bemühung, und die musterhafte Leipziger Freyschule, die größtentheils durch seine vieljährige rastlose Anstrengung zu Stande gekommen war, bleibt ein redender Beweis seiner väterlichen Sorgfalt für die Erziehung der Jugend. Auch die beyden Leipziger gelehrten Stadtschulen, die Thomas- und Nicolaischule, das Waisenhaus und die Bürgerschule erhielten durch seine Mitwirkung mehrere wesentliche Verbesserungen. So sorgte er für das Wohl, und noch auf vielfache andere Art für das Vergnügen der Bewohner Leip-

zigs bis in sein drey und siebenzigstes Jahr. Stets genos er dabei einer dauerhaften Gesundheit, und noch in seinem hohen Alter hatte er das Ansehen eines Mannes in seinen besten Jahren; Munterkeit für die Geschäfte und Frohsinn. Er lebte aber auch sehr frugal; nur einfache Speisen und leichter Wein kamen auf seinen Tisch, und Abends genoß er selten eine ordentliche Mahlzeit. Alles Ausgesuchtere sparte er blos auf Tage, da er Freunde bey sich sah. Er stund sehr früh auf, heizte sich sein Arbeitszimmer selbst, um seine Leute zu schonen, und erst um 6 Uhr verlangte er warmes Getränke. Seinen Körper hatte er hart gewöhnt, er gieng gewöhnlich leicht gekleidet, und doch hatte die Witterung keinen nachtheiligen Einfluß auf ihn. Er blieb gesund bis wenige Tage vor seinem Tode. Er war niemals verheyrathet, obgleich er die größte Achtung für das weibliche Geschlecht hegte; mit mehrern geistvollen Frauen stund er in der edelsten Freundschaft, die freylich oft von gemeinen Seelen als Sinnlichkeit gedeutet wurde, indem sie von einer reinern Liebe keine Vorstellung haben.

Müller ist in seinen jüngern Jahren auch einigemal als Schriftsteller aufgetreten. Schon 1755 gab er einen Versuch in Gedichten heraus; einige davon nahm Rammler in seine lyrische Blumenlese auf; alle aber bewiesen den gebildeten Geschmack und den regen Sinn des Dichters für die Freuden der Natur, der unschuldigen Liebe und des Familienglücks. Im Jahr 1756 fieng er an, mit einigen andern Gelehrten, die brittische Bibliothek herauszugeben, und was

er

er dazu lieferte, ist vorzüglich fleissig bearbeitet. Eine Uebersezung des französischen Trauerspiels Eugenie von Beaumarchais lies er 1768, und 1776 von Grays Gedichten drucken, ohne sich dabey, wie das auch bey allen seinen vorigen Schriften nicht geschehen war, zu nennen.

Christian Gottlieb Ackermann,

Professor der Medizin in Altorf.

Gebohren am 17. Februar 1756, gestorben am 10. März 1801.

Zu Zeulenroda im Voigtlande wurde dieser gelehrte und verdienstvolle Arzt gebohren; sein Vater war ein in diesem Orte und in der umliegenden Gegend allgemein geschäzter ausübender Arzt, und mehr das Beyspiel, weniger der Wunsch dieses seines Vaters bestimmte ihn schon in den frühern Jahren, sich der Heilkunde zu widmen. Er hatte das Unglück, seinen Vater früh zu verlieren, bald aber das Glück, an dem Pfarrer Lautenschläger zu Oettersdorf bei Schleiz, einen zweyten Vater zu finden. Dieser bestimmte in ihm seine Vorliebe für das Studium der Schriftsteller des Alterthums und der Geschichte. Die fleissige Lektüre medizinischer Bücher aus der Bibliothek seines Vaters verhalf ihm wenigstens zu einigen medizinischen Kenntnissen: durch diese wurde er bey der fürchterlichen Seuche im Jahre 771 seinen Freunden in Oettersdorf nüzlich. Viele unter diesen rettete er durch einfache Mittel vom Tode.

Er bezog jezt mit vielen medizinischen Vorkenntnissen ausgerüstet die Universität Jena. Bald aber wäre er in seinem Studieren gescheitert. Erzogen auf dem Lande in dem Schoose einer geliebten Familie, konnte er sich schwer an das Universitätsleben gewöhnen, und wünschte daher sobald als möglich mit dem Studieren auf der Universität zu Ende zu seyn. Sein Plan war, in anderthalb Jahren alle einzelnen Wissenschaften der Heilkunde zu hören, und für sich fleissig zu studieren, dann aber geschwind heimzukehren. Doch dieser Plan wurde ihm durch den berühmten Baldinger verrückt, der ihn bewog, sein Studieren weiter auszudehnen. Diesen begleitete er in der Folge nach Göttingen und daselbst erhielt er im Jahre 1775 die medizinische Doktorswürde.

Mit einem Schaze medizinischer Kenntnisse ausgerüstet gieng er jezt nach Halle, und las daselbst mit Beyfall medizinische Kollegien. Er wohnte bey Semlern, brachte in dessen Gesellschaft fast täglich mehrere Stunden zu, und erhielt von demselben Beweise der redlichsten Freundschaft, daß das Andenken daran zeitlebens bei ihm unauslöschlich blieb. Häuslicher Verhältnisse wegen sah er sich nach zwey Jahren genöthiget, die Akademie zu verlassen, und in seine Vaterstadt zurückzukehren, wo er, neben den Geschäften als praktischer Arzt, auch den Ackerbau und die Bierbrauerei trieb. Daß er dabey das Fortschreiten in seiner Wissenschaft nicht vernachlässigte, bezeugen die Uebersezungen wichtiger medizinischer Schriften aus dem Italienischen, Englischen und Französischen, die er um diese Zeit herausgab,

als: Ramazzini über die Krankheiten der Handwerker; Tissot über die Nervenkrankheiten; Arnold über den Wahnsinn, Leroy über die Nahrungsmittel u. a. m.

Semler hatte ihm schon lange vorher so viel Gutes von der nürnbergischen Universität zu Altorf gesagt, daß er den Ruf zur Lehrstelle der Chemie auf dieser Universität, der im Jahre 1786 an ihn ergieng, gerne annahm. In der Folge erhielt er das Physikat der Stadt und des Pflegamts Altorf, und im Jahre 1794 die Professur der Pathologie und Therapie. Mit großem Beyfall trug er fast alle Theile der Heilkunde vor, lieferte über mehrere Zweige dieser Wissenschaften musterhafte Lehrbücher, die auch auf andern Universitäten zum Grunde gelegt wurden, und bearbeitete mehrere alte Aerzte mit trefflichen Commentarien. Sein Vortrag war erschöpfend und gelehrt. Er theilte nicht blos die Meinungen der Neuern mit, sondern auch die Vorschläge, Gedanken und Träume der ältern Aerzte, gieng sie kritisch durch, und sezte seine Zuhörer in den Besiz alles dessen, was zu einer genauen Kenntniß jeder Materie gehörte. Selbst frei von Sektengeist drang er bei seinen Zuhörern auf eignes Nachdenken, eigene Prüfung, und hatte dabei die Gabe der Deutlichkeit und eines geordneten, angenehmen Vortrags.

Man erstaunt über die Menge von Schriften, die er theils als eigene Bücher, theils als Beiträge zu Baldingers Magazin, zu Pyls Repertorium der öffentlichen und gerichtlichen Arzneikunde, zu Witwers Archiv für die Geschichte

der

der Arzneikunde, zu der Fabricius - Harlesischen Bibliotheca graeca und an Recensionen in mehrern kritischen Journalen geliefert hat. Zur Fabricius - Harlesischen Bibliothek hat er als gelehrter Forscher die wichtigen Abschnitte über den Hippokrates, Theophrast, Dioscorides, Aretäus, Rufus Ephesius und Galenus mit einem Fleiße ausgearbeitet, der von gelehrten Aerzten noch nach Jahrhunderten und in allen Gegenden der kultivirten Welt mit Dank und Bewunderung erkannt werden wird. Das In- und Ausland war auch bei seinem Leben nicht gleichgültig gegen so viele Verdienste; die medizinische Akademie zu Paris, die römisch - kaiserliche Akademie der Naturforscher und die Jenaische mineralogische Societät ernannten ihn zum Mitgliede.

Für die leidende Menschheit war er ein eben so theilnehmender und einsichtsvoller Freund und Rathgeber. Daher war er in seiner Stadt und Gegend, besonders auch in der obern Pfalz, ein sehr beliebter Arzt, der die edle Wirksamkeit dieses Standes in vielen, ihm dankbar ergebenen Familien geltend machte. Von heroischen Mitteln war er kein Freund, scheute sie aber auch nicht da, wo er sich nach reifer Ueberlegung von ihrer Vernunftmäßigkeit überzeugte. Mehrere Jahre und bis an seinen Tod besorgte er freywillig die Direktion des klinischen Instituts in Altorf, das weiter keinen Vortheil mit sich führt, als die Gelegenheit, sich um kranke und arme Menschen ein vielfaches Verdienst zu erwerben.

Im

Im Genuß einer allgemeinen Achtung, glüklich als Gatte und Vater, schien er noch lange zum Besten seiner Mitmenschen wirken zu können; denn er hatte dem Ansehen nach die festeste Gesundheit. Ihm selbst war aber die Bemerkung nicht entgangen, daß er durch anhaltendes Sizen und Anstrengung in frühern Jahren den Keim zu einem frühen Tode in sich gelegt habe. Seine Prophezeihung gieng leider in Erfüllung. Er starb im fünf und vierzigsten Lebensjahre nach zweimonatlichen Leiden an einer Lungenentzündung.

Ignatius, Reichsgraf von Krasicky,

Fürst-Erzbischof zu Gnesen, Ritter des großen preussischen und polnischen, wie des Johanniter Malteser Ordens.

Gebohren zu Dubiecko in Polen am 5. Februar 1735, gestorben zu Berlin am 14. März 1801.

Seine ausgezeichneten Talente und seine Gelehrsamkeit erwarben ihm die Freundschaft des verstorbenen Königs **Stanislaus Augustus** von **Polen**, der ihm, als er Präsident des höchsten Tribunals in Polen war, schon im 29. Jahre die Würde eines Fürstbischofs von Ermeland ertheilte. Er war einer der Lieblingsgesellschafter **Friedrichs des Einzigen**, und **König Friedrich Wilhelm II.** erhob ihn zum Fürst-Erzbischof von Gnesen, da er schon 60 Jahre alt war. Er war einer der Magnaten der Polnischen Nation, die ihre Ansprüche an höhere Bildung für immer beurkun-

urkunden; ein den Wissenschaften und Künsten bis an sein Lebensende in rastloser Thätigkeit ergebener Greis, ein in jedem Zeitalter seltener, verdienter und edler Mann. Seine poetischen und prosaischen Schriften, worunter vorzüglich die Satyren (von D. Jenisch ins Deutsche übersezt) im Geiste der größten Römer, auf deren Boden er lange verweilte, so allgemein geschäzt sind, sichern ihm den Ruf eines klassischen Schriftstellers, so wie er sich durch seine mit reifem Geschmack gemachten Sammlungen in allen Fächern der Kunst ein dauerndes Denkmal gestiftet hat. Proben seiner Gedichte, ins Deutsche übersezt, findet man in (Steiners) Polnischer Bibliothek. Und nicht sowohl diese seine geistige Kultur, als seine allgemein bewiesene Humanität und Herzensgüte machen sein Andenken allgemein werth.

Alexandra Paulowna,

Gemahlin des Erzherzogs Joseph, Palatinus von Ungarn.

Gestorben zu Ofen in Ungarn am 16. März 1801.

Alexandra Paulowna, gebohrne Großfürstin von Rußland, starb im achtzehnten Lebensjahre an einer schweren Geburt. Sie war nach allgemeinem Urtheile eine durch die Natur nnd Erziehung mit den liebenswürdigsten Eigenschaften begabte Prinzessin. Der Erzherzog Joseph ließ zum Beweis der zärtlichen Liebe und Verehrung für das Andenken seiner Gemahlin auf

dem

dem zwei Stunden von Ofen gelegenen, ihm zugehörigen Gute Uerôm eine prächtige Kapelle erbauen, in welcher die irdische Hülle der Seligen beigesezt wurde, und wo zugleich ein Priester der Griechisch-Russischem Kirche wohnen soll, um die erforderlichen Liturgien zu verrichten. Die Einweihung der Kapelle geschah am 12. Septemb. 1803 durch den gewesenen Beichtvater der verstorbenen Erzherzogin, Andreas von Zamborsky, nach Griechisch-Russischem Gebrauche in Beiseyn des Erzherzogs. Am 30. Septemb. d. J. wurde dann der Leichnam von den Kapuzinern in der Wasserstadt zu Wien nach Uerôm in der Stille übergetragen. Morgens früh um 6 Uhr wurde die Leiche von dem Pater Guardian der Kapuziner der Russischen Geistlichkeit übergeben, von den Dienern des Erzherzogs auf den Wagen getragen, und so gieng der Zug von Wien ab. Die Begleitung geschah von einer Abtheilung des Dragonerregiments Wirtemberg und den Geistlichen der Russischen Gesandtschaft in Wien.

Helena Paulowna, gebohrne Grosfürstin von Rußland, Schwester der Vorigen und des jeztregierenden Kaisers Alexander von Rußland, gebohren am 24. December 1784, vermählte sich am 23. Oktober 1799 mit dem Erbprinzen von Mecklenburg Schwerin, starb nach langen Leiden in der Blüte ihres schönen Lebens auf dem Schlosse Ludwigslust am 24. Sept. 1803. Wegen ihrer vortreflichen und lie-

liebenswürdigen Eigenschaften, die in ihrer Person vereinigt waren, wurde nicht nur ihr Gemahl und das ganze herzogliche Haus, sondern auch alle, die sie zu kennen Gelegenheit hatten, in tiefe Traurigkeit versezt. Am 11. Oktob. d. J. wurde die Leiche in der herzoglichen Gruft zu Ludwigslust feierlich beigesezt. Der Oberhofprediger und Konsistorialrath Studemund hielt eine sehr rührende Rede, und der griechische Geistliche, Hofprediger Dankow, verrichtete die Einsegnung.

Paul I.

Kaiser von Rußland.

Gebohren am 1. Oktober 1754, gestorben den 23. März 1801.

Der unglückliche Kaiser Peter III. war sein Vater und Katharina II. seine Mutter. Peter haßte seine Gemahlin Katharina so sehr, daß er gleich nach dem Antritte seiner Regierung 1762 sich von ihr trennen und Paul für einen Bastard erklären lassen wollte; aber seine unüberlegten Handlungen, seine wenigen Kenntnisse, sein Mangel an Kraft und Entschlossenheit sezten Katharinen in den Stand, ihm zuvor zu kommen und ihm Krone und Leben zu nehmen. Paul wurde unter den Augen seiner Mutter erzogen, machte in wissenschaftlichen und andern Kenntnissen gute Fortschritte, gewöhnte sich an Thätigkeit und war in seinen Aeusserungen und Handlungen kurz, gerade und aufrichtig. In seinem 20. Jahre vermählte

wählte er sich mit Natalia Alexiewna (zuvor Wilhelmine) Prinzessin von Hessen-Darmstadt, die aber 1776 wieder ohne Erben starb. Dann trat er in eine zweyte Ehe mit Maria Fedorowna (zuvor Sophia Dorothea Augusta,) Prinzessin von Würtemberg. Von dieser Gemahlin hatte er in noch nicht drei Jahren zween Prinzen, Alexander und Constantin, und führte ein zufriednes häusliches Leben, ganz ohne Geschäfte, ausser solchen, die er, um die Langeweile zu vertreiben, durch Studieren sich selbst auflegte; denn die Kaiserin entfernte ihn von allen Geschäften des Staats. Er machte mit seiner Gemahlin eine Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich und Holland, und kehrte nach einer Abwesenheit von zwölf Monaten in seine ehemahlige Wohnung, das Lustschloß Gatschina, zurück. Hier hatte er Muße genug, die Intrigen und Kabalen an dem Hofe seiner Mutter kennen zu lernen, und sich darüber zu grämen. Hätte nicht eine Gattin, mit der er noch zu Lebzeiten Catharinens 3 Söhne und 5 Töchter zeugte, und die aus dem ehelichen Glücke entspringenden angenehmen Gefühle den heftigen und doch heimlichen Gemüthsbewegungen entgegen gearbeitet, so würde sein Körperbau dem Zustande seines Gemüths untergelegen haben. In sich gekehrt, hatte er mehr als 20 Jahre den Zorn, in welchen sein von Natur heftiges Gemüth über tausende von Anlässen im Stillen aufloderte, verschlucken müßen. Der verschlossene Zorn wurde zu geheimem innerm Grimm, und an den Grimm

hien-

hiengen sich die Entwürfe für seine künftige Regierung. Als er daher nach Catharinens Tode am 17. November 1796 vom Throne Besiz nahm, bemerkte man bald die Bitterkeit seiner Empfindungen bei allem, was sich auf die verstorbene Kaiserin bezog. Er ließ in der Hofkapelle Exequien für Peter III. halten, die Leiche desselben mit großem Gepränge in die kaiserliche Gruft bringen und dann erst die Kaiserin begraben. Bei seiner Krönung in Moskau bestimmte er die Thronfolge durch ein Grundgesez. Er widerrief die von Catharinen eingegangenen Verpflichtungen mit den gegen Frankreich bewaffneten Mächten, und erklärte, daß er allgemeinen Frieden wünsche. Er schickte einen Kourier ab, den Krieg mit Persien zu beendigen, hob alle kriegerischen Vorkehrungen der Katharina auf, und gab allen in Verhaft gehaltenen Polen völlige Freyheit wieder, mit Bezeugung seines Unwillens über die Ungerechtigkeiten, die sie erduldet hätten. Dann schritt er zu den Veränderungen, wozu er schon seit vielen Jahren mancherlei Entwürfe gemacht hatte. Seine Absichten waren gerecht, allein seine Entwürfe, und die Mittel, sie auszuführen, waren einseitig und überspannt und seine heftigen Gemüthsbewegungen verleiteten ihn zu Handlungen, wodurch er seine Zwecke gänzlich verfehlte. Sein Plan war, Rußland fast ausser aller Verbindung mit der Litteratur des Auslandes zu sezen, indem er die Schriften der Franzosen und Deutschen erstlich überhaupt für eine Speise hielt, welche der Russe noch nicht verdauen könne, und zweitens, weil das Waffenglück der Franzosen eine

Men-

Menge misverstandener und daher gefährlicher Säze von Freiheit und Gleichheit auszubreiten schien, deren Eingang in Rußland Katharina schon gefürchtet hatte. Alle fremden Schriften und Zeitungen sollten an den Gränzen strenge geprüft werden. Kein Ausländer sollte über die Gränze gelassen werden, der nicht einen Paß von dem kaiserlichen Gesandten in Wien oder Berlin aufweisen könnte. Aeltern sollten ihre Kinder nicht mehr in ausländische Erziehungsanstalten schicken, und weder Russe noch Lief- und Kurländer sollten eine ausländische Universität besuchen. Alle in Deutschland studirende russische Unterthanen sollten zu einer bestimmten Zeit in ihrer Heimat eintreffen; wenn sie nicht als Landesverwiesene behandelt werden und ihre Güter konfiszirt sehen wollten.

Er ließ sich auch bereden, an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen, und ließ über 100000 Mann marschieren. Die französischen Prinzen und den französischen Adel unterstüzte er kaiserlich. Des von Malta vertriebenen Malteserordens nahm er sich lebhaft an, und stellte sich, nachdem der bisherige Großmeister desselben seine Würde niedergelegt hatte, an die Spitze desselben. Der Malteserorden sollte der Vereinigungspunkt alles europäischen Adels werden, den er einladen wollte, gegen Frankreich zu Felde zu ziehen. Gegen Spanien, das sich von dem mit Frankreich geschlossenen Freundschaftsbündnisse nicht abziehen lassen wollte, erklärte er den Krieg, und mit England verband er sich aufs engste. Doch bald erkal-

kaltete sein Enthusiasmus, er gab unvermuthet seinen Truppen Befehl zum Rückmarsche, und wurde bald darauf ein so großer Feind der Engländer, als er ein Feind der Republikaner gewesen war. Ludwig XVIII. dem er ein Jahrgehalt von 200000 Rubeln ausgesezt, mußte den ihm bestimmten Wohnsiz Mietau, so wie alle Emigrirten das russische Gebiet, verlassen. Je mehr er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, desto grösser wurde sein Unwille, da seine Gemüthsstimmung durch innere Regierungs Angelegenheiten ebenfalls beständig gereizt wurde. Alle diejenigen, welche sich etwas zu Schulden kommen ließen, bestrafte er mit Strenge. Aber unzählig oft wurde er hintergangen; viele Schuldige kamen durch, und eine Menge Unschuldige wurden unglücklich. Der Dienstentlassungen waren unzählige. Alle Hofzeitungen waren zulezt entweder angefüllt mit ertheilten Verweisen wegen Nachlässigkeit im Dienste und anderer angeführten Ursachen, oder mit Listen von Verabschiedungen einer Menge Generale und Officiere. Gegen England entbrannte sein Unwille immer mehr. Zweihundert und sieben Schiffe wurden angehalten und auf alle englischen Waaren und Schiffe so lange Beschlag gelegt, bis England sich erklärte, die eroberte Insel Malta an die Malteserritter zurückzugeben. Zulezt schloß er mit Dännemark, Schweden und Preußen ein Bündnis zur Aufrechthaltung der neutralen Schiffahrt. Russische Flotten und Heere wurden ausgerüstet, wider die Engländer zu kämpfen, so wie sie ein Jahr vorher gegen die Franzosen gestritten hatten. Europa sah diesem

Wech-

Wechsel mit Staunen zu, als ein plözlicher Tod Pauls Plane zernichtete.

Johann Michael Lorenz,

Professor der Geschichte und Beredtsamkeit zu Strasburg.

Gebohren zu Strasburg am 31. May 1723, gestorben am 2. April 1801.

Lorenzens Vater war Doktor der Theologie, Canonicus und Pastor zu St. Thomas in Strasburg. Schon im fünften Jahre kam er in das Gymnasium, und machte so schnelle Fortschritte, daß er sieben Jahre nachher schon die akademischen Vorlesungen besuchte. Außer der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, studierte er die Mathematik und Philosophie, so wie alle Theile der Geschichte und der Rechte. Unter seinen Lehrern liebte ihn vorzüglich Schöpflin, dessen Vorlesungen er acht Jahre besuchte. Dieser Gönner leitete nicht nur seine Studien und überlies ihm seine reiche Bibliothek ganz zu seinem Gebrauche, sondern verschafte ihm auch im Jahre 1745 Gelegenheit, von seinen eingeerndteten Kenntnissen, als Hofmeister junger Studierenden in Strasburg, Gebrauch zu machen, und empfahl ihn im Jahr 1748 zum Führer der Prinzen von Nassau-Usingen. Diese begleitete er auf die Universität zu Utrecht, wo er seine Muße drey Jahre hindurch auf das Studium der Geschichte und Staatswirthschaft der vereinigten Niederlande verwendete, und mit mehrern angesehenen Gelehrten, z. B. einem Wesseling, Be-

kannt-

kanntschaft machte. Nachdem er die Prinzen wieder nach Hause gebracht hatte, kam er auf kurze Zeit nach Strasburg, um seine Aeltern und Gönner zu sehen, und kehrte dann an den Usingischen Hof zurück. Kaum war er hier angelangt, als er die angenehme Nachricht erhielt, daß der akademische Senat seiner Vaterstadt ihn am 21. May 1752 zum ausserordentlichen Professor der Geschichte ernannt hatte. Doch begleitete er noch die Prinzen von Nassau nach Paris, wo er die litterarischen Schäze und den Umgang von d'Anville, Melot, Falconet, Barthelemy und der Benediktiner Bouquett, Toustain, Tassin u. a. benuzte. Nach seiner Rückkehr im Junius des folgenden Jahrs trat er die ihm übertragene historische Professur mit einer lateinischen Rede an, worin er zeigte, daß die politische Geschichte die einleuchtendsten Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion liefere. Im Jahre 1754 erhielt er die Professur der Beredtsamkeit, die ihm das Geschäft anwies, jährlich die Rede auf den königlichen Geburtstag zu halten. Seitdem gab er beständig Unterricht im lateinischen Style, und in allen Theilen der Geschichte, deren Professur ihm im Jahre 1771 nach Schöpflin's Tode zu Theil wurde. Im Jahre 1763 wurde er zum Kanonikus von St. Thomas und ein Jahr später zum Universitäts-Bibliothekar gewählt. Er selbst hinterließ eine Sammlung auserlesener Werke, die, weil er nur eine Wittwe hinterließ, verauktionirt wurde.

Sein Charakter war höchst liebenswürdig; er war leutselig, zuvorkommend und fromm; sein

größtes

größtes Verdienst war, seinen Zuhörern das Studieren zu erleichtern. In der Schreckenszeit war er mit seinen Kollegen einige Monate im Seminarium verhaftet.

Noel François de Wailly,

Mitglied des französischen National-Instituts und der freyen Unterrichts Gesellschaft zu Paris.

Gebohren zu Amiens am 31. Julius 1724, gestorben am 7. April 1801.

Wailly stammte aus einer seit 500 Jahren geschätzten Familie, welche verschiedene obrigkeitliche Aemter verwaltet hatte. Sein erster Lehrer in den Vorbereitungskenntnissen war der berühmte Abbe Valart, der ganz dazu geeignet war, einen schon von der Natur zum Sprachforscher bestimmten Schüler ganz für sein Studium einzunehmen. Dies war denn bey Wailly so sehr der Fall, daß er in seiner Bestimmung zum geistlichen Stande nur die Mittel zur weitern Ausbildung seiner philologischen Kenntnisse suchte. Sobald er nach Paris gekommen war, wendete er sich an den alten Philipp de Pretot, einen achtungswürdigen Jugendlehrer, und genoß mit dessen Sohne gemeinschaftlichen Unterricht, der ihn selbst zum Lehrer, besonders der Muttersprache, bildete. Als solcher erhielt er bald viele Schüler, und mehrere kamen nach Paris und bezogen sein Haus, in der einzigen Absicht, durch seinen Umgang sich einen sorgfältigen Ausdruck zu erwerben. Dies gab ihm die vortheilhafteste Gelegenheit, den Ge-

nius der Sprache auf das genaueste zu studieren. So entstanden seine im Jahre 1754 zum erstenmal gedruckten, alles Gute der ältern Sprachlehren vereinigenden Principes généraux et particuliers de la Langue françoise, welche, die Nachdrücke abgerechnet, und des von ihm selbst veranstalteten, von 1759 bis 1801 eilfmal gedruckten Auszugs ungeachtet, immer vollkommener zehnmal wieder aufgelegt wurden. Viel trug der Umstand bei, daß die sonst so sehr schwierige Universität zu Paris, der diese neue Grammatik dedicirt war, ihr klassisches Ansehen zugestand und den Schulgebrauch derselben beförderte. Indessen hatte das glückliche Schicksal dieses Werkes, wozu man das 1771 erschienene Werkchen de l' Orthographe als einen Anhang betrachten kann, keinen Einfluß auf die Beförderung des bescheidenen Mannes, der in stiller Zurückgezogenheit lebte, und ohne Neid es sah, daß in der Militärschule, wo seine Grammatik Lehrbuch war, nicht er, sondern sein Freund Beauper, angestellt wurde, und daß die Akademisten und Encyklopädisten diesen und nicht ihn suchten. So wirkte er im Stillen fort und verfertigte mehrere Schriften, die Sprachkunde betreffend.

Wailly hatte bisher als Grammatiker der französischen Sprache Dienste geleistet, aber er sollte ihr auch als Lexicograph nüzlich werden. Sein Dictionnaire portatif de la Langue françoise de Richelet (Lyon, 1774, 2 Vol. und dann mehrmals neu aufgelegt) zeigt überall den Sprachforscher, der über seinen Vorgänger erhaben ist, den er aber noch außerdem durch eine neue

Auf-

Auflage des Dictionnaire des Rimes, (1799) ehrte; endlich aber fühlte er das Bedürfnis, ein eigenes Werk dieser Art herauszugeben. Dies war das mit seinem ältesten Sohne bearbeitete: Nouveau Vocabulaire françois, ou Abrégé du Dictionnaire de l' Academie augmenté de plus 4000 termes des Sciences et Arts. 1801 gr. 8. das bald nach seinem Tode von neuem aufgelegt wurde.

Uebrigens lebte Wailly noch lange genug, um den Stürmen der Revolution ruhigere Zeiten folgen und seine Verdienste durch die Aufnahme in das National-Institut geehrt zu sehen, das ihm mehrere Abhandlungen verdankt und sein Andenken noch ehrt. Hier sowohl, als in der freyen Unterrichts Gesellschaft fand er an seinen Nebenbuhlern nur Freunde, und der Grammatiker Domergue schilderte ihn, in seiner Denkrede, als einen liebenswürdigen Gatten, arbeitsamen Familienvater, eifrigen Kollegen und zärtlich geliebten Greis, als einen Mann, dessen Schriften gut sprechen, dessen Betragen gut handeln lehrten. Aber weder seine gesellschaftlichen Tugenden noch sein Fleiß konnten ihn vor dem Unglücke der Revolution schüzen; noch kurz vor seinem Tode verlohr der unglückliche Mann, der vier Söhne und eine Tochter zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft gebildet hatte, alle Früchte seiner Arbeit durch einen Bankerutt; doch raubte ihm dieses nicht seinen Muth und seine Heiterkeit; er starb ohne Schmerz und Kummer im 77. Jahre seines Alters.

Karl Heinrich Heidenreich,

Gestorben am 26. April 1801, alt 38 Jahre.

Ein geschäzter Philosoph und sehr thätiger und nüzlicher Schriftsteller, zwar nicht aus der Klasse der tiefsinnigen Köpfe, die eine neue Bahn in das Gebiet der Wahrheit brechen, oder den Blick in dasselbe durch neue Systeme leiten; aber mit Scharfsinn drang er in die Ideen der Erfinder ein, klärte sie durch sein eigenes Licht auf, und brachte sie durch eine deutliche, kraftvolle und schöne Darstellung der Empfindung, dem Herzen und dem gemeinen Menschensinn nahe. Durch ihn wurde die Philosophie die Lehrmeisterin des Lebens, die Führerin der Irrenden und die Trösterin der Leidenden. Mit Klarheit und Enthusiasmus sprach er für die Interessen der Sittlichkeit und der Religion und bezog alles auf die Bildung des Menschen für die Humanität; und mancher tiefgefühlte und geistvolle Gesang gab der Welt die Resultate seines Denkens in der Form welche die Einbildungskraft an die höhern Zwecke der Vernunft fesselt. So wirkte H e i d e n r e i c h als akademischer Lehrer, so wirkte er als Schriftsteller. Er besaß ein edles, theilnehmendes Herz, voll Eifer für das Beste der Menschheit, voll lebendigen Drangs Gutes zu stiften, voll Redlichkeit und Uneigennüzigkeit, und voll warmer Anhänglichkeit an seine Freunde. Mehrere Jahre trug er die Last eines kränkelnden Körpers, und kämpfte noch dazu — troz der Fruchtbarkeit seiner Feder — unaufhörlich mit Mangel und Nahrungssorgen. Er fühlte das Glück des

häuslichen und ehelichen Lebens lebendig; aber seine beschränkte Lage erlaubte ihm nicht, dasselbe zu genießen. Um seinen Geisseln zu entrinnen, legte er seine Professors Stelle in Leipzig nieder, und zog sich in die ländliche Stille des Dorfes Burgwerben bey Weissenfels zurück. Sein Schicksal veränderte sich in seinem neuen Kreise nicht. Sein Körper unterlag den Leiden, und er starb mit Hinterlassung beträchtlicher Schulden.

Ignaz Valentin Heggelin,

Kämmerer des Landkapitels Biberach und Pfarrer in Warthausen in Schwaben.

Gestorben am 30. April 1801, alt 63 Jahre.

Heggelin, aus Markdorf, einer kleinen Stadt im Hochstifte Konstanz, gebürtig, gehörte im eigentlichsten und vollsten Sinne des Worts zu den Männern von Originalität, eigener Kraft und eigenem Willen; er besaß so viel Stärke und Ausdauer des Charakters, daß er überall, unabhängig von äussern Umständen und von Rücksichten auf Menschen und eigenen Vortheil, blos seiner Ueberzeugung und dem Rufe seines Gewissens folgte. Sein lebendiger Glaube an die Lehren des Christenthums, der vielleicht in mancher Schule Schwärmerey heissen wird, ob er gleich durchaus auf der Basis der Vernunft ruhte, und sein durch das natürliche Feuer eines regsamen Temperaments bis zum Enthusiasmus empor getriebener Eifer für das sittliche Gute, — gaben diesem Manne eine Grösse der Seele, eine Unabhängigkeit

gigkeit von dem Einflusse des sinnlichen Egoismus, und einen Adel der Denkungsart, die man nicht genug ehren und bewundern kann, und die in jedem beobachtenden Leser das Urtheil erregen müssen, daß in ihm die Strenge eines stoischen Philosophen mit dem liebevollen und sanftmüthigen Sinne eines Jüngers Christi vereinigt gewesen sey — Mancher sieht vielleicht nur eine exaltirte Phantasie darin, wenn er den Edeln sagen hört: „Wenn es auch dazu käme, daß in Deutschland eine Revolution ausbräche und ich meinen grauen Schädel für Pflicht und Wahrheit noch auf das Blutgerüste tragen müßte, so würde ich mich freuen, so zu sterben; und wenn ich meiner Gemeinde in meinem ganzen Leben unnüz gewesen wäre, so würde ich es nicht in einem solchen Tode seyn.“ Mancher wird darüber lächeln, wenn er die Anekdote liest, daß Heggelin, als er den Befehl des Kaisers Leopold von der Kanzel gelesen hatte, worinn dem Volke alle von Kaiser Joseph II. abgeschaften Kirchengebräuche zurückgegeben wurden, den Zusaz machte: „Diese Nachsicht ist bloß für Schwache, Unverständige und Ungehorsame. Ihr seyd keine schwache, ihr seyd verständige, im Gehorsam bewährte Christen. Euch geht also dieser Befehl nichts an.“ — Aber der Mann, der so dachte und handelte, war der nüchternste Denker, der heiterste Gesellschafter, der gewandteste Weltkenner, der klügste Geschäftsmann; nur daß er alle diese Talente zu dem einen Ziel anwandte, Wahrheit und christliche Tugend in sich und ausser sich immer weiter zu verbreiten und

fester

fester za pflanzen, und daß er durch sie nie die Würde verlohr, die er einigen jungen Geistlichen gegenüber ausdrückte, als er ihnen bei ihrem Abschiede gute Ermahnungen und Rathschläge gab. „Er sprach mit einer Inbrunst und Kraft, „erzählten diese nachher,“ daß uns schauerte, und wir glaubten, ein Apostel stehe vor uns.“

Mit sokratischer Weisheit und apostolischer Liebe urtheilte Heggelin im J. 1793 über die Zeichen der Zeit, und über den Partheygeist, der damals auch in Deutschland einen allgemeinen Meinungskrieg entzündet hatte. „Was kann, „sagte er“ der unpartheiische Zuschauer bey dieser Verirrung und Verwirrung menschlicher Meinungen anders thun, als zuerst seine Pflicht an seiner Stelle heilig erfüllen; hernach links und rechts Mäßigung empfehlen und jeden guten Mann in jedem Stande respektiren, er trage ein Ordensband oder einen Doktorsstrumpf; endlich alles einer weisen und väterlich gütigen Vorsehung in stiller Anbetung überlassen, die auch aus diesem Wirrwarr etwas Besseres herauszubringen wissen wird. Uebrigens bleibt diese sonderbare Erscheinnng ein Schlüssel für den Beobachter, der ihm die geheimsten Gedanken in vielen Menschen aufschließt.“

Wer will den frommen Mann der Schwärmerey beschuldigen, der mit dürren Worten sagt: „Tugend und Wissenschaft mögen immer der Diamant seyn, — aber wenn dem Diamante die Einfassung fehlt, das ist die Gewandtheit, so wird

er in der Nähe eines Hofes (und überhaupt der jezigen Welt) ausgeglänzt haben.“

Welch eine freundschaftliche Wärme des Herzens leuchtet aus den Tröstungen hervor, die er dem würdigen Pfarrer Fenneberg gab, als seine Feinde auch ihn zu einem Opfer ihres Verfolgungsgeistes erlesen hatten: „Wer kann den gerechten Mann mit dem Stelzfuße (Fenneberg hatte durch einen unglücklichen Zufall ein Bein verlohren) sehen, „schrieb er ihm,“ und ihn noch vor Gericht fordern? Wie wird der Stelzfuß manches gerade Bein verdammen? Aber fürchte dich nicht, du getreuer Knecht deines Herrn! Das Bein nahm dir die Chirurgie, die Ehre der blinde Eifer; aber den Glauben an Christus und die Seligkeit, deine Gegner zu lieben, — kann dir keine Macht rauben. Viele Sünden mag Heggelin begehen, aber die, Nathanael Fenneberg nicht zu lieben, die kann er sich nicht auf die Seele kommen lassen.“

Und daß man ein fester, redlicher Mann, ein tiefforschender Weiser, und ein Jünger Christi im erhabensten Sinne seyn, und doch die trefflichste Kenntnis der Welt und des Weltlebens besitzen könne, davon bedürfen wir, nach der weisen Lehre, die Heggelin einem jungen Priester gab, keines Beweises weiter. Er sagte ihm: „Werden Sie in die Häuser der Adelichen gerufen, so gehen Sie und erfüllen Ihre Pflicht mit Ernst, Würde und Treue; so werden Sie sich Achtung verschaffen. Aber wenn Sie sich aufdringen, oder wenigstens ungerufen zu oft erscheinen, so werden

Sie

Sie ohne Ehre, und ich darf weissagen — wohl mit Verachtung nach Hause kehren. Es giebt noch immer Menschen, die sich in Gesellschaften von Andern trennen wollen, wie sie gemeine Gefässe und Prunkschalen in ihren Häusern abgesondert halten. Wenn sie also gleich noch so nahe zu dir hingehen, so tritt du immer ein Paar Schritte von ihnen zurück. Denn viele gehen blos deswegen so nahe zu dir hin, damit du durch dein Zurücktreten ihrer Erhabenheit huldigen sollest. Die wenigsten unter ihnen vergessen, daß du von keiner Geburt seyest. Sie werden dich auch, wie ihres Gleichen, umarmen — aber nur nicht in den Assembleen der Adelichen. Diese Regel hat zwar ihre Ausnahmen, wie alle Regeln, aber sehr wenige seit der französischen Revolution."

Auch der große Fürst der deutschen Kirche, Karl Theodor, war Heggelins Freund; — und wer stimmt nicht freudig ein in den herzvollen Ausruf seines Biographen (An Heggelins Freunde. Ein Denkmal des Verblichenen. Von J. M. Sailer, 8. München, 1803.): „Möge Germanien in den kommenden Zeiten viele Oberhirten, wie Dalberg, und Seelsorger, wie Heggelin, finden. Dann wird wahres Licht über wahre Finsterniß, und das heilige Gesez der Ordnung über Zerrüttung siegen."

Phi-

Philipp Mark,

Der Nord Amerikanischen Freystaaten Konsul in Franken.

Gestorben am 5. May 1801, alt 57 Jahre.

Mark starb zu Bamberg an den Folgen des Blasensteins; bei der Leichenöffnung fand man in der Blase einen ausserordentlich, fast unerhört großen Stein von 19 Loth Medizinal-Gewichts. Er hatte sich in Neu York, London und Deutschland von den berühmtesten Wundärzten öfters untersuchen lassen, und alle stimmten darin überein: es sey eine Verhärtung, und kein Stein in der Blase.

Dieser merkwürdige Mann stammte aus Arolsen im Waldeckischen, von einer jüdischen Familie, welche aus 15 lebenden Geschwistern, 7 Brüdern und 8 Schwestern bestand. Der Vater war Kaufmann und ziemlich begütert, und zeichnete sich dadurch vorzüglich aus, daß er allen seinen Kindern eine freye, sehr gebildete Erziehung gab, und sie theils in öffentlichen protestantischen Schulen, theils durch christliche Privatlehrer in Sprachen, Künsten und Wissenschaften unterrichten ließ. Daher Philipp Mark sich viele Fertigkeiten in der Musik, Schreibkunst, Handarbeit und mehrern lebenden Sprachen erwarb. In seiner frühern Jugend reißte er in Kommissions-Geschäften nach Holland, Preußen und Rußland, und war im Haag, Berlin, Königsberg und Petersburg kürzer oder länger etablirt.

Im Jahre 1775 kehrte er in sein Vaterland zurück, und gieng 1777 als Regiments-Quartiermeister,

meister, Kassier und Dollmetscher mit einem Waldeckischen Regimente, das in Englischen Sold trat, nach Nordamerika. Hier war und blieb er der Liebling des Chefs und aller Offiziere des Regiments, bis sie im Jahre 1783 nach Hause zurückkehrten.

Mark aber lies sich in Neu York als Kaufmann nieder, und war einer der ersten, welcher deutsche Produkte, die vormals über England eingebracht wurden, unmittelbar aus Deutschland bezog. Er durchreißte den größten Theil von Nord-Amerika und einen großen Theil der westindischen Inseln. Er wurde Mitglied mehrerer, in Nord-Amerika errichteten Gesellschaften, und war eines der ersten und thätigsten Mitglieder der deutschen Gesellschaft in Neu York, deren wohlthätiger Zweck dahin geht, ankommenden Deutschen Unterstüzung und Hülfe zu verschaffen. Er bekannte sich in Neu York zur protestantischen Gemeinde und wurde daselbst wegen seiner Solidität, Redlichkeit und geselligen, angenehmen Eigenschaften, sehr geschäzt. Der Tauschhandel zwischen Deutschland und Nord-Amerika nahm täglich mehr zu, und er reißte, um diesen Handlungszweig noch mehr empor zu bringen, im Jahre 1791 aus Neu York über England und Holland nach Deutschland. Nach einem Jahre kehrte er wieder nach Amerika zurück, nachdem er sich zuvor zu London in der St. Lorenzkirche mit M. Fanny Mark verehlicht hatte. Er associirte sich in Neu York bei seiner Zurückkunft mit dem Kaufmann Sterlitz, und kehrte abermals nach Europa zurück; da die Hand-

Handlung es nothwendig machte, daß Jemand in Deutschland an Ort und Stelle sich befände, der die Produkte selbst aussuchte und überhaupt die Geschäfte selbst leitete. Er wählte Bamberg zu seinem Wohnorte, da er hier Anverwandte fand und diese Stadt fast mitten in Deutschland, nahe bei Nürnberg, Fürth und Böhmen, und nicht sehr ferne von Frankfurt, Leipzig und Sachsen überhaupt liegt, woher er seine mehresten Produkte bezog.

Vieles wurde auf seinen Betrieb in Bamberg selbst verfertiget; besonders Spiegel und Spiegel-Rahmen, wodurch mehrere Familien daselbst theils ernährt, theils auch wohlhabend geworden sind. Die Summe für verfertigte Spiegelgläser in der Fabrik zu Vorchheim, und für Bildhauerarbeit belief sich seit dem Jahr 1794 auf mehr als 150000 Gulden.

Im Jahre 1794 wurde er vom Kongreß in Philadelphia zum Konsul in Franken ernannt und von der fränkischen Kreisversammlung in Nürnberg dafür erkannt. In dieser Eigenschaft hat er im Fränkischen Merkur einige Berichtigungen, Amerika betreffend, einrücken lassen.

Er lebte in Bamberg seit dem Jahre 1794 in einer sehr glücklichen Ehe, und sein edler Charakter, seine Ordnungsliebe, seine Solidität, seine Theilnahme an allem Guten, und der unverkennbare Nuzen, den er vielen Einwohnern verschaffte, erwarb ihm die Achtung und Liebe aller Stände, und sein Tod wurde allgemein bedauert. Er starb, wie er gelebt hatte, als Protestant, und als ein

rechtschaffener Bürger, treuer Gatte und zärtlicher Vater.

Johann Heinrich Casimir, Graf von Carmer auf Rügen, Borne u. s. w.

Königlich Preussischer Groskanzler, geheimer Staats- und Justizminister, Chef de Justice, Ritter des schwarzen und rothen Adler Ordens u. s. w.

Gestorben am 23. May 1801, alt 81 Jahre.

Preussen verlohr an Graf Carmer einen seiner verdienstvollsten Staatsminister und die Welt einen der nüzlichsten Menschen. Mehr als fünfzig Jahre diente er den Preussischen Monarchen, zeichnete sich durch ein seltenes Maas von tiefer Einsicht, Thätigkeit, Festigkeit, Uebung in den Geschäften und durch einen hohen Sinn für Gerechtigkeit aus, und erwarb sich besonders in den höhern Sphären als Großkanzler und Staats- und Justizminister unsterbliche Verdienste. Ihm verdankt die Nachwelt besonders die Einrichtung der ritterschaftlichen Credit-Systeme, die Verbesserung der Gerichts-Verfassung, welche die neue Form der Civil-Processe und vor allem die Abfassung des allgemeinen Preussischen Landrechts betrift, das eines der schönsten Denkmale der praktischen Cultur des achtzehnten Jahrhunderts, und das vollkommenste Werk in seiner Art unter allen Völkern und in allen Zeitaltern ist. Fünfzehn Jahre lang hatte der grosse Mann an demselben gearbeitet, und endlich nach einem ausserordentlichen

Kampfe

Kampfe mit einer Welt von Schwierigkeiten dessen Erhebung zur gesezlichen Kraft zu Stande gebracht.

Am Abend seines Lebens zog sich der Graf auf sein Gut Rüzen unweit Glogau zurück, und hier endete er auch sein nüzliches Daseyn.

Ferdinand Kindermann von Schulstein,

Bischof zu Leutmeritz, K. K. Rath, Probst der Kollegiatkirche auf dem Wischerad zu Prag, Prälat im Königreich Böhmen, Abt zu Petur, und K. K. General-Visitator des Normal-Instituts in Böhmen.

Gebohren im Jahr 1742, gestorben am 25. May 1801.

Dieser um das Böhmische Schulwesen wohlverdiente Bischof war zu Schluckenau in Böhmen gebohren. Schon als Dechant zu Kaplitz, seit dem Jahre 1771, gab er das erste Beispiel einer zweckmäßigen Schulverbesserung, so daß seine Schule in wenig Jahren einen so guten Ruf erlangte, daß fremde Schulkandidaten dahin geschickt wurden, sich in seiner Lehrart einweihen zu lassen. Die Vorurtheile des Volks gegen diese Neuerung und dessen Gleichgültigkeit für das Schulwesen besiegte er durch eine über den Text: es gieng ein Säemann aus u. s. w. am Sonntag Sexagesimä gehaltene Predigt, welche in der Nachricht von der Schule zu Kaplitz (Prag, 1774) abgedruckt ist. Sein Eifer wurde durch seinen menschenfreundlichen Schulpatron, den Grafen von Baquoy unterstüzt, und sein edles Unternehmen gelang so vortreflich,

treflich, daß er bald mehrere Nachahmer fand. Als die Kaiserin Maria Theresia im Jahr 1773 den großen Gedanken faßte, eine allgemeine Schulverbesserung in ihren Staaten zu bewirken und für Böhmen eine eigene Studien-Kommission dazu anzuordnen, wurde Kindermann, wegen seiner erprobten Kenntnisse und Erfahrung im Schul- und Erziehungsfache, als referirender Rath und Oberaufsehrr des sämmtlichen Schulwesens im Königreich Böhmen berufen, und erlangte in der Folge die oben angeführten Würden als Belohnungen seiner in diesem Amte sich erworbenen Verdienste.

Welche Fortschritte in diesem Zeitraume das Schulwesen in Böhmen gemacht habe, zeigt folgende Vergleichung. Im Jahre 1775 zählte man im ganzen Königreiche, dessen Bevölkerung zwei Millionen 800000 Köpfe beträgt, nicht mehr als 14000 die Schule besuchenden Kinder; im Jahre 1798 waren in 2598 Schulen 230998 Kinder. Unter diesen Schulen waren 674 zugleich Industrie-Schulen, und in 370 wurde die katholische, protestantische und jüdische Jugend vermischt unterrichtet.

John Millar,

Professor der Rechte zu Glasgow.

Gestorben den 30. May 1801.

Nicht leicht erlitt Glasgow einen größern Verlust, als durch den Tod dieses Gelehrten, der der Univer-

Universität in Rücksicht der Philosophie und Jurisprudenz einen großen Ruhm erwarb. Er betrieb einige Zeit mit sehr vielem Glücke die Geschäfte eines Sachwalters und nahm seiner frühern Verheurathung wegen die bis an das Ende seines Lebens bekleidete Professur in Glasgow an, um in eine festere Lage zu kommen.

Als Professor der Rechte lehrte er beinahe an 40 Jahren auf eine für die Universität eben so vortheilhafte als für ihn ehrenvolle Weise; seine Talente und der Ruf von seinen Vorlesungen besiegten sehr bald den Nachtheil, den Glasgow in den Augen der Juristen wegen des Mangels an Gerichtshöfen gegen sich hatte. Seine Vorlesungen waren von zweierlei Art: eigentlich juristische und politische. Die erstern bestanden in der Erklärung der Institutionen und Pandecten, und in einem allgemeinen Unterricht über Rechtsgelahrtheit, oder einer historischen Auseinandersezung der Rechtslehren, in welcher er sie von ihrem Ursprunge an durch alle Veränderungen beym Fortgange der Gesellschaft verfolgte; eine Idee, die er aus den Schriften und Gesprächen des berühmten Home, nachherigen Lord Kaimes, und seines Freundes Ad. Smith geschöpft zu haben scheint. Eben so gieng er in seinen Vorlesungen über die Regierungsformen von dem ersten Entstehen aus, verfolgte sie durch alle Stufen der Cultur, und zeichnete deren Verfall in Zeiten, da der Luxus die Menschen entnervte und schmutziger Eigennuz an die Stelle des Patriotismus trat. Diese Lehren erläuterte er durch eine Uebersicht der Regierungsformen

formen von Athen, Sparta, Rom, Frankreich und Deutschland, vorzüglich aber von Grosbrittannien. Auch las er noch über das Schottische, und wenige Jahre vor seinem Tod über das Englische Recht. Sein Vortrag war ganz dazu geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen und zu erhalten; er las nur nach einzelnen Anmerkungen und verließ sich übrigens auf seine Beredsamkeit, so daß man es auch nach seinem Tode unmöglich fand, seine Hefte drucken zu lassen, welches um so eher geschehen seyn würde, da die einzelnen Theile, die er selbst für den Druck bearbeitet hatte, mit vielem Beyfall aufgenommen wurden.

Auch die Politik gehörte zu seinen vorzüglichen Beschäftigungen. Seine Grundsäze darüber sind im Allgemeinen aus seinen Schriften bekannt. Die Abschaffung des Sklavenhandels hatte an ihm einen eben so warmen Vertheidiger, als die Freyheiten der englischen Colonien in Amerika, und späterhin die französische Revolution, der er, bei allem schlimmen Anscheine unter der Direktorial-Regierung, immer noch einen glücklichen Ausgang versprach. In Rücksicht der innern Angelegenheiten seines Vaterlandes dachte er immer einstimmig mit Fox. Uebrigens war Politik und Jurisprudenz nicht sein einziges Studium; auch die Metaphysik beschäftigte ihn, und neben dieser die Lektüre von Dichterwerken, über die er sehr richtige Urtheile fällte. Daher waren denn auch seine Unterhaltungen eben so mannigfaltig als reichhaltig, und dabei um so anziehender, da er mit allen diesen Kenntnissen eine lebhafte Einbildungskraft und gute Laune verband;

band; Eigenschaften, die ihm eben so viele Achtung als Liebe erwarben und seinen Verlust für seine Familie, für die Universität und seine Freunde gleich schmerzhaft machten.

Johann Karl, Graf von Zeppelin,

K. K. Geheimer Rath, Präsident des Herzogl. Wirtembergischen Geheimen Raths, Staats- und Conferenzminister und Ritter des Herzogl. großen Ordens.

Gebohren im Herzogthum Meklenburg im Jahre 1764, gestorben zu Ludwigsburg am 14. Junius 1801.

Der Graf von Zeppelin trat im Jahre 1782 in die Dienste des jezigen Churfürsten von Würtemberg Friedrich (Wilhelm Karl) II., der damals nach Rußland gieng, und kam von dort an nicht mehr von seiner Seite. Im Jahre 1784 wurde er Hauptmann, 1785 Major, 1786 verließ er mit dem Herzoge Rußland und begleitete ihn auf seinen Reisen. Unter der Regierung Friedrich Eugens erhielt er den Charakter eines geheimen Raths, 1796 wurde er Ritter des Herzogl. großen Ordens und 1797 bewirkte er in England die Vermählung des jezigen Churfürsten mit Charlotte Auguste Mathilde, ältesten Tochter Königs Georg III. von Grosbritannien. Nach der Thronbesteigung des Churfürsten (1797) wurde er Staats- und Conferenzminister und endlich Präsident des geheimen Raths.

Zeppelin besaß das höchste Zutrauen seines Fürsten. Er war kein großes, ministerielles Genie,

nie, wo Theorie und Praxis in der größten Ausdehnung und im richtigsten Ebenmaase zusammen wirken. Er war kein vorzüglicher Kopf, der im geheimen Rathskollegium neben einem Hofmann, Spittler, Mandelslohe u. a. nur einen untergeordneten Rang behauptet hatte; er war auch nicht eitel genug, um es seyn zu wollen, und im Vertrauen auf eigene Kraft fremde Leitung zu verschmähen. Aber er wußte sich durch geschicktes Anschmiegen an den Charakter des Fürsten, das Zutrauen desselben in einem Grade zu erwerben, wie es sonst noch Niemand genossen hat. Er war ein guter, edler, wohlmeynender, uneigennüziger Mann, der seinen Einfluß nie misbrauchte, sondern sich desselben im Gegentheile immer zur Beförderung guter und nüzlicher Absichten bediente.

Er gehörte daher in die Reihe der edelsten und besten Menschen; es war in Anerkennung der Verdienste, welche er sich um den Fürsten und um das Land erworben hatte, nur Eine Stimme; eben so allgemein war der Schmerz über sein nur allzufrühes Dahinsinken in die Nacht des Grabes. Aber die Welt scheint ihn früher zu vergessen, als es recht und billig ist. Seine Uneigennüzigkeit, verbunden mit dem pflichtmässigen und weisen Gebrauche des Zutrauens, das ihm der Fürst schenkte, mußte ihm um so mehr die allgemeine Verehrung erwerben, da sich in Würtemberg noch Jedermann an Männer und Zeiten erinnert, durch welche und in welchen das Verdienst und eben so oft auch das Nichtverdienst nur mit Gold geltend ge-

macht werden konnte. Aber diese die Armuth und das Verdienst zur Verzweiflung bringenden Zeiten sind, zur Ehre der drey lezten Regenten Würtembergs, vorüber, und um den in allen Fällen gerechten Willen des jezigen Churfürsten zu exekutiren, gab ihm die Vorsehung einen gleich gerechten Minister in der Person des unvergeßlichen Zeppelin. Seine Uneigennüzigkeit wiegt auf der Wagschale der Moralität noch um so schwerer, da er Haupt und Vater einer Familie, und von dem Himmel nicht mit Glücksgütern begünstiget war. Aber der Mens conscia recti galt ihm für den schäzbarsten Gewinn und die Freigebigkeit seines fürstlichen Freundes gewährte ihm seine Bedürfnisse.

Seit dem 18. Jahre seines Alters war er der unzertrennliche Lebensgefährte des Fürsten. Seine herzliche Anhänglichkeit an die Person desselben, seine aufopfernde Treue im Dienste, sein Eifer in Vollziehung der erhaltenen Aufträge waren beispiellos. Wenn, wie es in Friedrichs Regierungsjahren bisher öfters der Fall war, dessen Laune durch äusserliche und innerliche Bewegungungen getrübt wurde, so war es immer Zeppelin, der derselben ihre vorige Stimmung wieder gab und Heiterkeit und Ruhe in die leidende Seele des Fürsten zurückbrachte.

Nie hat er seinen Einfluß gemißbraucht, nie hat ihn auch nur die Verläumdung dessen beschuldiget. Er wirkte immer nur für Wahrheit und Recht, für das Verdienst und die Unschuld; nie für seinen eigenen Vortheil, nie gegen seine Ueberzeugung. Er stieg mit dem ruhigen Bewußtseyn ins Grab, daß er während seiner ministeriellen Laufbahn keinem einzigen

zigen Unterthanen seines Herrn auch nur eine seine Rechtschaffenheit anklagende Thräne erpreßt habe.

Ein Nervenfieber riß ihn in der vollen Kraft des männlichen Alters aus den Armen seines fürstlichen Freundes hinweg, der zam Andenken des edeln Todten im Umfange der geschmackvollen Anlagen zu Ludwigsbürg einen prächtigen Sarkophag hatte errichten lassen.

Josep Warner,

Wundarzt am Guys-Hospitale in London und Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften.

Gebohren im Jahre 1717, gestorben am 24. Julius 1801.

Warner wurde auf der Insel Antigoa gebohren, auf einem Familiengute, das er zugleich mit dem in der Geschichte berühmten Ringe erbte, den die Königin Elisabeth dem Grafen Essex schenkte, und den dieser in der Stunde drohender Gefahr der Gräfin Nottingham anvertraute, um ihn an die Königin abzuliefern, die ihn aber bekanntlich erst lange nach der Hinrichtung des Grafen erhielt, welche ausserdem schwerlich erfolgt wäre.

Warner wurde frühzeitig nach England geschickt und kam auf die Westmünsterschule, wo er es in sechs bis sieben Jahren in den klassischen Kenntnissen sehr weit brachte. Im siebenzehnten Jahre seines Alters wurde er Lehrling des berühmten Wundarztes Sam. Sharpe. Nachdem er bei diesem Lehrer sieben Jahre geblieben war, wurde er

dessen Adjutant bei den anatomischen Vorlesungen im St. Thomashospitale, und sezte nach dessen Abdankung die Vorlesungen mehrerer Jahre fort. Im Jahre 1747 folgte er der königlichen Armee unter dem Herzoge von Cumberland nach Schottland. Ehe aber dieser Feldzug zu Ende war, wurde er nach London zurückberufen, um die erledigte Stelle eines Wundarztes am Guyshospitale zu übernehmen. In diesem wichtigen Amte arbeitete er 44 Jahre hindurch aufs emsigste; denn ausser seiner Praxis im Hospitale ertheilte er nicht nur den häufig von allen Orten herströmenden Schülern Unterricht, sondern er beschäftigte sich auch mit der Schriftstellerey; und da er wegen seines Ruhms von den angesehensten und wohlhabensten Familien Londons gesucht wurde, so kann man sich leicht einen Begriff von seinen vielen Geschäften machen. Unterdessen war er im Jahre 1756 Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften geworden, und im Jahre 1764 wurde er von der damaligen Corporation der Wundärzte in das Collegium der Assistenten, im Jahre 1771 aber in das Collegium der Examinatoren gewählt.

Alle mit diesen Stellen verbundenen Pflichten wurden von ihm aufs pünktlichste erfüllt, bis wenige Woche vor seinem Tode. Dieser erfolgte nach einer kurzen Krankheit; denn seine körperlichen Kräfte waren durch Alter und Arbeit erschöpft, dahingegen seine Sinne und sein Verstand bis an den Tod ungeschwächt blieben. Um seine Verdienste als Arzt gehörig zu schäzen, muß man bedenken, wie sehr er durch seine Praxis im Guyshospitale auf eine Menge von Schülern wirkte,

die London in den Ruf der ersten chirurgischen Schule brachten; auch war er als Mensch höchst rechtschaffen und gewissenhaft, selbst in Kleinigkeiten, und auch im Aeussern ein Mann von feinen Sitten.

Maximilian Franz Xaver Joseph,

Kurfürst von Kölln, Bischof zu Münster und Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim.

Gebohren am 8. Decemb. 1756, gestorben zu Hezendorf bei Wien am 27. Julius 1801.

Kurfürst Maximilian war ein Königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Oesterreich, ein Sohn der großen Maria Theresia.

Im Jahr 1769 wurde er zum Grosmeister des deutschen Ordens, am 7. August 1780 zum Coadjutor von Kölln und Münster gewählt, und am 15. April 1784 succedirte er in diesen beyden Stiftern als Churfürst. Die ersten Jahre seiner Regierung waren sehr glücklich und alle seine Unterthanen verehrten in ihm einen wohlmeinenden Vater, der Deutsche einen muthigen Verfechter der Rechte der vaterländischen Kirche gegen die Anmassungen des päbstlichen Hofes, und der denkende Mensch einen vorurtheilsfreien Beschützer der Aufklärung und der Geistesfreyheit. Aber der leidige Revolutionskrieg verheerte einen großen Theil seiner schönen Aussaat. Mit weiser Vorsicht hat Maximilian gegen das Beispiel seiner Nachbarn,

barn, an der Sache der ausgewanderten Franzosen nicht den mindesten Antheil genommen, und aus Sorgfalt für das Beste seiner Unterthanen die strengste Neutralität beobachtet. Sobald aber der Reichskrieg erklärt war, handelte er als patriotischer deutscher Fürst. Im Herbste des Jahrs 1794 zogen die Franzosen in Bonn ein, und seit dem betrat der Churfürst seine von ihm so sehr geliebte Residenz nicht mehr. Er wohnte später geraume Zeit in Mergentheim, und in der zweiten Periode des Kriegs in Ellingen in Franken, wo ihm die Preussische Neutralität einen ruhigen Siz verbürgte.

Um seinen schäzbaren Neffen Karl zu seinem Nachfolger in dem Hoch- und Deutschmeisterthum zu erheben, gieng er nach Wien, und so fand er seine Ruhe an der Seite seiner Väter.

Maximilian war gerecht, wohlthätig, streng gegen die Vollzieher seines Willens, dankbar gegen das Verdienst, eifrig für alles Gute, und gestimmt zum heitern Genusse des Lebens. Er hinterließ ein Vermögen von achtzehn Millionen Gulden; sein Haupterbe war der dritte Sohn des Erzherzogs Ferdinand, gewesenen Statthalters in Mayland.

Die körperliche Masse des Churfürsten wog 477 Pfund; er hatte am ganzen Körper nicht eines Fingers dick Fleisch. Alles war in Fett verwandelt.

Johann Christoph Rädler,

Churfürstlich Sächsischer Oberkonsistorialrath zu Dresden.

Gestorben am 19. August 1801, alt 61 Jahre.

Rädler war der Sohn eines armen Schulmeisters in Lausa, einem Pfarrdorfe unweit Dresden. Er studirte, durch Unterstüzung des verstorbenen Superintenden Lingke zu Torgau, anfangs Theologie predigte fleißig, ließ sich examiniren, und schien auf eine Predigerstelle auf dem Lande zu rechnen. Da ihm aber in der Folge das Geschäft übertragen wurde, einen jungen Juristen als Repetent auf die Universität zu begleiten, so wurde ihm das Studium der Rechte so interessant, daß er sich ihm ganz widmete. Nicht gewohnt, etwas nur halb zu thun, brachte er es darinn bald so weit, daß er Doktor wurde. Er kehrte nach Dresden zurück, ward Oberkonsistorialrath, späterhin auch Polizeykommissär, und gelangte durch eine glückliche Verheurathung zu einem ansehnlichen Vermögen. In seinen Geschäften unermüdet übernahm er in beiden Collegien fast immer die beschwerlichsten und mühsamsten Arbeiten, und dies ohne Rücksicht auf äussere Belohnung. Ueber 10 Jahre war er Supernumerar im Konsistorium, und hatte daher von seiner Stelle nur einen spärlichen Gewinn. Aber desto mehr gewannen die Geschäfte durch ihn. Vorzüglich sobald im Schulfache es etwas zu thun gab, war er immer der Erste, der Eifrigste. Fast alles, was im leztern Viertel des vorigen Jahrhunderts in Schulsachen geschah, ist theils auf seinen Antrieb,

theils

theils unter seiner kräftigen Mitwirkung und nach Planen, die er entworfen oder doch berichtiget hatte, geschehen. Die Schule auf dem Neuen Anbaue, eine Vorstadt vor Dresden Neustadt, ist ganz sein Werk. Die Real- und Armenschule zu Friedrichsstadt, würde zwar ohne ihn vorhanden seyn; die erste Idee rührte nicht von ihm her. Aber daß mit derselben ein Schullehrerseminar verbunden wurde, verdankt das Vaterland nur ihm. Er besorgte unentgeltlich die ganze Aufführung der Gebäude, unterstüzte das werdende Institut, ohne es bekannt werden zu lassen, mit Gelde, und sammelte Beiträge für dasselbe, gab oft vor, von andern erhalten zu haben, was er selbst aus seinem und seiner Gattin Vermögen genommen hatte, machte alle Plane zur Einrichtung des Ganzen, half der sich anfangs allenthalben reibenden Maschine mit Einsicht und Sorgfalt nach, war jedes Kindes, jedes Seminaristen Vater. Ein sprechender Beweis seiner Handelsweise ist, daß er, ungeachtet einer sehr sparsamen Haushaltung, dennoch einen nicht unbeträchtlichen Theil von dem Vermögen seiner Gattin aufgeopfert hat, der unstreitig in Schulanstalten steckt. Denn diese betrachtete er, da ihm die Vorsehung keine Kinder gegeben hatte, als seine Nachkommenschaft, und sorgte als Vater für sie. Die Industrieanstalt und das Seminar waren, so zu sagen, seine Schooskinder, und seine lezten Lebenstage waren der rastlosen Thätigkeit für diese gewidmet. Was ihn zu Geschäften dieser Art vorzüglich fähig machte, war der reiche Vorrath pädagogischer, ökonomischer und juristischer Kenntnisse,

nisse, die sich in hohem Grade in ihm vereinigt fanden. Und dieser Edle, dessen Charakter so bieder und gutmüthig, so offen und uneigennüzig war, wurde gleichwohl von vielen übersehen; weil er am liebsten geräuschlos wirkte, alles Verdienst bei seinen Unternehmungen lieber andern als sich selbst zuschreiben ließ. Er wurde sogar von einigen verkannt, theils weil er ohne alle Nebenrücksichten jederzeit nur die Sache der Gerechtigkeit begünstigte, theils auch, weil er in seinem Aeussern nicht in gleichem Verhältnisse, wie in Ansehung seines Geistes, mit dem Zeitalter fortgeschritten war.

Sein Tod war, wie er ihn sich immer gewünscht hatte, überraschend, mitten im Gewühl seiner Geschäfte, und fast ohne alle Empfindung. Im Kreise seiner Kollegen, während der Session des Konsistoriums, rührte ihn der Schlag am 19. August 1801. Nur wenige Stunden athmete er noch, aber ohne zu einem klaren Bewußtseyn zu kommen. Die Nachricht von seinem Tode verbreitete eine allgemeine Betrübnis unter allen Redlichen, die ihn kannten und schäzten, und unter allen Dankbaren, die einen Freund, einen Wohlthäter, einen Vater, an ihm verlohren.

Die Schulanstalten, die seine Einsicht gründete, seine Thätigkeit einrichtete, seine Freigebigkeit unterstüzte, seine Dreistigkeit in Bitten mit Fonds ausstattete, seine Sorgfalt in ihrem Gange erhielt und leitete, diese Lehranstalten sind ein bleibendes Denkmal dieses treflichen Mannes.

Das

Das Schullehrerseminar fühlte seinen Verlust doppelt. Gefühl der Achtung, der Pflicht, der Dankbarkeit und der Wehmuth, bewog die Lehrer des Instituts, durch eine von ihnen den 27. August in den Abendstunden veranstaltete Todtenfeyer einen öffentlichen Beweis ihrer Anerkennung der Verdienste dieses Unvergeßlichen zu geben. Der ziemlich geräumige Betsaal des Instituts war erleuchtet und im Hintergrunde schwarz ausgeschlagen. Der Namenszug des Verewigten war auf dem schwarzen Grunde dem Haupteingange gegenüber gezeichnet. Etwas weiter vorwärts stand auf einem eigens hiezu verfertigten Postament eine Urne von Porphyr. Am Postamente waren die transparenten Inschriften angebracht: Dem Vater unserer Schule. — Dank und Liebe. — Muthige Nachfolge. — Der Akt begann mit einer kurzen feyerlich rührenden Musik. Nach Beendigung derselben trat Direktor Dinter auf. Seine Rede voll edler Einfachheit, voll tiefempfundener Wahrheit, voll dankbar-wehmüthiger Rührung, war der lebhafteste Ausdruck seiner Empfindungen, und konnte den beabsichtigten Eindruck bei den Lehrlingen des Instituts sowohl, als bei den übrigen Zuhörern um so weniger verfehlen, da sie einem jeden wie aus seinem eigenen Herzen gesprochen war. Er verbreitete sich in gedrängter Kürze, aber eben deswegen mit desto sicherm Erfolge, über die Verdienste und über den Charakter des Verewigten, und diese Schilderung stellte einem jeden ganz ungesucht die treffendsten Grundzüge von dem Bilde des edelsten, wohlwollend-

vollendsten, gemeinnüzigsten und thätigsten Menschenfreundes dar.

Am Schlusse der Feyerlichkeit schloß der trefliche Direktor Dinter in einer kurzen Dankrede an die Versammlung mit folgenden Worten: „Wenn so bei jedes Redlichen Grabe die dankbare Nachwelt ungeheuchelte Thränen weint, und männlich sich entschließt, der Menschheit seinen Verlust zu ersezen, seine gemeinnüzliche Thaten zu erhalten, zu vervollkommnen, zu vollenden, und Thaten gehen aus diesem Entschlusse hervor: dann bist du, Erde, nicht mehr ein Wohnsiz des Jammers und der Thränen, dann bist du ein liebliches Vorbild des schönern Himmels.“

Charlotte Amalie,

Verwittibte Herzogin von Sachsenmeinungen, gebohrne Prinzessin von Hessenphilippsthal.

Gestorben am 7. Septemb. 1801, alt 72 Jahre.

Charlotte Amalie wurde im Jahre 1750 mit dem regierenden Herzog vermählt, 1763 Wittwe, und regierte als Obervormünderin und Mitregentin bis 1782. Ein heller Verstand, eine durch manche harte Schicksale geprüfte Tugend und durch Erfahrung erworbene Lebensweisheit erhielten ihr die Ehrfurcht und Liebe aller Stände, und das verdiente Gewicht ihres Urtheils in wichtigen Angelegenheiten, bis an ihren Tod. Ihr Leichnam wurde auf ihr Verlangen, prunklos, in Leinwand ge-

gewickelt und in einem gewöhnlichen Sarge, nicht in die fürstliche Gruft, sondern auf den öffent- Gottesacker, in die Mitte ihrer Unterthanen, begraben. Die Zinsen der Summe, welche eine fürstliche Beerdigung gekostet haben würde, sollen jährlich an ihrem Todestage, unter die sechs ärmsten Einwohner der Stadt vertheilt werden. Solche Züge der Weisheit und Humanität ergözen nie mehr, als wenn man sie bei den Großen der Welt wahrnimmt, wo sie leider am seltensten sind.

Georg Pray,

Exjesuit, Abt von Tornowa, Kanonikus und Domherr von Großwardein und Professor an der Universität zu Pest.

Gebohren zu Neuhausel am 11. Sept. 1723, gestorben am 23. Sept. 1801.

Pray ist ein um die Geschichte seines Vaterlands Ungarn höchst verdienter Gelehrter; er legte den ersten Grund zu einer genauen und quellenmäßigen Bearbeitung der Ungarischen Geschichte, und seine Nation hatte ihm vieles zu danken. — Im Jahre 1740 trat er in den Jesuiterorden, war öffentlicher Lehrer in Fünfkirchen, Großwardein, Rosenau, Trentslin und Tyrnau, und erwarb sich in seinem Amte den vollkommensteu Beifall. Sein erstes poetisches Werk in lateinischer Sprache schrieb er über die Falkenjagd, dem bald ein anderes über die Krankheit der Falken und deren Behandlung nachfolgte. Seine Versezung in das Theresianum zu Wien gab seiner natürlichen

lichen Neigung zur Geschichte Gelegenheit zum Ausbruch, und an der Seite des berühmten Bibliothekars jener Ritterakademie, des P. Erasmus Fröhlich, bildete er sich zum Geschichtschreiber. Bei Aufhebung des Jesuiterordens erhielt er von der Kaiserin Maria Theresia einen Gehalt und den Titel eines königlichen Historiographen und wurde bald darauf als Vorsteher der Ofner Universitätsbibliothek angestellt, welcher er auch gegen eine jährliche Leibrente von 400 Gulden seine Sammlung von Büchern und Manuscripten überließ. Auch Joseph II. belohnte die Verdienste dieses Gelehrten mit einer jährlichen Zulage von 400 Gulden. Leopold II. suchte endlich dem verdienten Greisen durch die einträgliche Würde eines Domherrn von Großwardein im Jahre 1790 ein ruhiges Alter zu verschaffen. In dieser Eigenschaft erschien er als Abgesandter seines Kapitels auf dem damaligen Reichstag. Franz II. ließ seine Verdienste auch nicht unbelohnt.

Zu seinen besondern Freunden gehörten Windisch und Cornides und der Bibliothekar der Pester Universität, Stephan Schönwisner, den Ungarn als Historiker kennt, und welchem er auch in seinem Testament alle seit dem Jahre 1784 von ihm verfaßten hinterlassenen Manuskripte vermacht hat, die dem Vernehmen nach der Palatin von Ungarn kaufen und der gelehrten Welt mittheilen lassen will.

Cornides war des gelehrten Pray's treuester Gefährte und Waffenbruder, beinahe in allen seinen litterarischen Fehden, deren lezterer mit De-

seri-

ſericius, Cetto, Ganotzy und andern be≈
ſtehen mußte. Achtzehn Werke ſind von ihm in la≈
teiniſcher Sprache im Druck erſchienen; acht Werke
hinterließ er in Manuſcript, welche eben ſo wichtig
für den Geſchichtsforſcher und Statiſtiker ſind,
der ſich mit Ungarn genauer bekannt machen
und beſonders die neueſte Geſchichte dieſes Landes
kennen lernen will.

Christian Wilhelm Büttner,

Großbrittaniſcher und Herzoglich Sachſenweimariſcher Hofrath
und Profeſſor in Jena.

Geſtorben am 8. Oktober 1801, im 85. Lebensjahre.

Freundlich, wie er ſelbſt im ganzen Leben geweſen
war, erſchien dem Sanfteinſchlummernden der Ge≈
nius, der ihn ins Land der Schatten rief, wo er
nun ſchon mit Konrad Geßner, Kircher,
Ludolf und andern großen Linguiſten in vertrau≈
ten Konferenzen über Urſprache und Töchterdialekte
begriffen ſeyn wird. Deutſchland oder vielmehr
ganz Europa verliert an ihm einen ſeiner vielum≈
faſſendſten Gelehrten, dem nur Methode und
Schriftſtellerfertigkeit fehlte, um unter den erſten
Namen des verfloſſenen Jahrhunderts zu glänzen.

Büttner war ein gebohrner Braunſchweiger
und lernte in ſeiner Jugend die väterliche Apo≈
thekerkunſt. Im Jahre 1740 verließ er Braunſchweig
und ſeine treflich nährende Apotheke aus Verdruß
über die damals dort mächtig ihr Haupt erhebende

Frey≈

Freymaurerey. Der junge Büttner wollte seine Freyheit an keine geheimen Obern verkaufen, die noch obendrein gerade damals eben keine große Tugendbilder waren. Und doch konnte Niemand in Braunschweig kein Glück machen, wenn er nicht das heilige Schurzfell umhatte. Er gieng mit einer vollen Börse und einem brennenden Durst nach wissenschaftlichen Abentheuern auf Reisen. In Kopenhagen blieb er ein Jahr, gieng von da nach Upsala und über Dalecarlien bis nach Lappland. Rückwärts gieng er über Drontheim nach Bergen in Norwegen und schiffte sich dort auf einem schottischen Schiffe ein. In Edinburg lernte er die Sprache Ossians, die Galische. In Oxford hätte ihn der Professor der Botanik, Dillenius, ein Deutscher, gern als seinen Nachfolger bei sich behalten. Allein die kindliche Pflicht rief ihn nach Deutschland zurück. Denn noch lebte sein Vater, der eine Apotheke in Wolfenbüttel hatte und seine Rückkehr sehnlich wünschte. In Leiden traf er mit Linnee zusammen, und studierte eifrig unter Boerhave. Er und Linnee betrachteten sich als Nebenbuhler im Wettlauf nach einem Ziele, und theilten sich in Grotius Jus Naturae et Gentium so, daß Linnee die Natur, und Büttner die Gentes nahm. Wirklich wurde nun Völker- und Sprachenkunde sein Hauptstudium, wobei er doch auch die Naturgeschichte im weitesten Umfange stets bearbeitete. Der Mangel eines schulgerechten Studiums in der frühern Jugend brachte ihm dadurch den empfindlichsten Nachtheil, daß es ihm stets an der Gewandtheit im Aus-

drucke beim schriftlichen Vortrag fehlte, der ihm daher ungemein schwer fiel. Seine Vergleichungstafeln über die Sprachen sind nie vollendet worden, und nur bis zum 11. Bogen gedruckt. Groß war sein Triumpf, als bei der Erscheinung des Universalglossariums, welches die Kaiserin Katharina durch die vereinte Anstrengung einer ganzen Akademie aus allen Zungen ihres weiten Reichs zusammentragen ließ, dieses Werk auch ihm zugeschickt wurde, und er aus seinen Papieren und Forschungen die wichtigsten Zusäze dazu liefern konnte. Auch erhielt er, dem keine Summe zu groß war, wenn es auf Bereicherung seiner Sprachschäze ankam, in der Folge die sämmtlichen Papiere des Professor Fischers, dessen Reisen durch die fernsten Provinzen des Russischen Reichs die Sprachenforschung zu einem Hauptzweck gehabt hatten.

Im Jahre 1784 vertauschte er die Universität Göttingen mit Jena, nachdem ihm der Herzog von Weimar seine trefliche und mit den größten Seltenheiten reichlich versehene Bibliothek als eine Leibrente abgekauft und für seine Lebenszeit eine anständige Wohnung im Schlosse zu Jena angewiesen hatte. Früher hatte er schon sein auserlesenes Naturalienkabinet dem Museum in Göttingen überlassen, und man sah seinen Abgang nach Jena als einen empfindlichen Verlurst für die Georgia Augusta an, da selbst die Göttingerbibliothek durch die seinige einen beneidenswerthen Zuwachs erhalten haben würde. In den lezten zehn Jahren beschäftigte er sich fast unablässig mit der Herausgabe eines Prodromus Linguarum, durch welche

seine

seine zum Theil sehr originelle Ideen über die Abstammung und Verwandtschaft aller nur einigermaßen bekannten Sprachen auf dem ganzen Erdboden zuerst fest gegründet, und durch vergleichende Mustertafeln erläutert werden sollten. Allein die ängstlichste Gewissenhaftigkeit in der Benuzung und Vergleichung aller Quellen, und der gänzliche Mangel an schriftstellerischen Fertigkeiten sezte der wirklichen Vollendung desselben ganz unübersteigliche Hindernisse entgegen. Zum Glück hat er auf den Rath eines betriebsamen Freundes, der den Verlag des Werkes übernommen hatte, die fast zahllosen dahin gehörigen Papiere, alle geordnet hinterlassen, und Professor Rüdiger in Halle, dem er im Falle eines frühern Absterbens die Herausgabe selbst übertragen hatte, wird nun mit leichter Mühe alle diese Schäze dem Publikum eröffnen können. So klein aber auch die Zahl seiner schriftstellerischen Produkte ist, so wichtig ist doch sein Einfluß auf manche historische und physische Forschungen seines Zeitalters gewesen. Denn er hatte über Alles seine eigenthümliche, oft sehr originellen Meinungen, und weckte durch ihre neidlose Mittheilung oft junge Schriftsteller zum Ergreifen und Ausführen derselben. So ist z. B. die von Grellmann ausgeführte Idee vom Ursprunge der Zigeuner aus einer ausgestossenen indischen Caste ursprünglich von ihm ausgegangen. Der Sonderling, der er in seiner Meinung war, war er in seiner ganzen Denk- und Lebensweise. Da er nie geheurathet, oder irgend eine engere Familienverbindung angeknüpft hatte, so erhielt er sich

auch von allen bürgerlichen Konvenienzen fast unabhängig, wobei er doch im Umgang eine ganz eigene Freundlichkeit und eine gewisse Galanterie aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts behauptete. Seine Familie bestand viele Jahre aus einer kleinen Menagerie von Affen und Hunden, in deren durch starken Tabaksrauch neutralisirten Ausdünstungen sich eine ganz eigene Lebensluft entwickelte.

Vor 50 Jahren hatte er sich einmal durch Arsenik das Quartanfieber vertrieben, aber auch seit dieser Zeit ein fast unheilbares Geschwür am Fuß gehabt. Er schlief noch in seinem höchsten Alter von Mitternacht bis früh 7 Uhr ununterbrochen, und träumte nur, wenn er des Abends etwas gegessen hatte, denn seine hohe Frugalität gestattete ihm gewöhnlich nur eine einzige Mahlzeit, und diese bestritt er oft mit einem Groschen, blos um recht viel Geld zum Ankauf neuer Bücher zu ersparen, womit er seine unter der Aufsicht eines besondern Bibliothekars noch immer von ihm verwaltete Bibliothek unaufhörlich bereicherte.

Seinem Körper nach war er eine wandelnde Mumie und die merkwürdigste Antiquität von Jena, dem Geiste nach ein ewiger Jüngling, ohne alle Grämlichkeit des Alters oder des Alleinlebens, voll herzlicher, ungeschminkter Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, ein Allwisser ohne Dünkel und Anmaßsung, ein ächter vorurtheilsfreier Kosmopolit, ohne doch die nähern Pflichten der Dankbarkeit und der Vaterlandsliebe gering zu achten. Ein

neues,

neues, vorwiziges Geschlecht lachte des Greisen; aber die Freunde der Wissenschaften lieben und ehren sein Andenken.

Joseph Karl Kindermann,

Gutsbesizer unweit Gräz in Steyermark und Direktor des geographischen Büreau's zu Wien.

Gebohren in der Gegend von Ofen am 4. März 1744, gestorben den 16. Oktob. 1801.

Dieser als Verfasser mehrerer geachteten Schriften in der Geographie und Statistik, vornämlich durch die von Junker gestochene schöne Karte von Inneröstterreich auf 12 Blättern, bekannte Gelehrte, erhielt in Ofen den ersten Schulunterricht. Im Jahre 1760 kam er nach Wien, um die Arzneykunst zu studieren. Allein sein Geschmack für die mathematischen und physikalischen Wissenschaften, und das lebhafte Verlangen, fremde Länder und entfernte Weltgegenden kennen zu lernen, brachten ihn früh von der Bestimmung ab, die ihm seine Familie gegeben hatte. Mit mancherlei Kenntnissen und wenigem Gelde versehen, verlies er im Jahre 1768 die österreichischen Staaten, gieng nach Hamburg, und von da nach Holland, und reisete noch in demselben Jahre mit einem holländischen Schiffe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ab. Sein gutes Glück machte ihn daselbst dem Vicegouverneur Hemy bekannt, der ihn liebgewann und zu sich ins Haus nahm. Diese günstige Lage und

seine

seine Kenntnisse verschafften ihm Gelegenheit, mehreren Gelehrten in Europa, und verschiedenen Reisenden, welche das Cap besuchten, nüzlich zu seyn. Er lernte Cook auf dessen Reisen um die Welt kennen, und kam durch seine Sammlung von Naturalien mit Büffon in Verbindung. Nach einem Aufenthalt von vier Jahren verließ er die Capstadt, um nach Ceylon zu gehen. Er fand aber das Clima dieser Insel seiner Gesundheit so wenig zuträglich, daß er bald genöthiget war, nach dem Cap zurückzukehren. Auf dieser Fahrt hatte er den Verdruß, seine ganze Baarschaft und den besten Theil seiner Sammlungen zu verlieren. Da seine Gesundheit auch nachher noch zweifelhaft blieb, so entschloß er sich, die Rückreise nach Europa anzutreten. Im August 1774 traf er wieder im Texel ein, und eilte von da wieder in die Arme seiner Familie zurück, die sich inzwischen nach Steyermark begeben hatte. Von dieser Zeit an war sein thätiges Leben ganz dem Vaterlande und dem Dienste des Publikums gewidmet. Die Verdienste, welche er sich als praktischer Oekonom und als Schriftsteller um die innerösterreichischen Provinzen besonders erworben hatte, werden seinen Mitbürgern lange unvergeßlich seyn. Mehrtre verödete Güter wurden von ihm in blühenden Zustand gesezt; in der Stadt Grätz ist eine neue Strasse größtentheils sein Werk.

Im Jahre 1787 übernahm er die Redaction der Grätzerzeitung, eines Blattes, das sich vor andern österreichischen Zeitungen in mancher Rücksicht vortheilhaft auszeichnet. Als die französische

Armee

Armee im Jahre 1796 durch Steyermark eindrang, wiederfuhr Kindermann die gefährliche Ehre, von dem General Bonaparte ausgezeichnet zu werden. Er erhielt eine Einladung die er nicht ablehnen zu können glaubte. Die Unannehmlichkeiten, welche dieser Vorfall erst in der Folge nach sich zog, bewogen ihn, die Zeitungsschreiberey aufzugeben, und sich auf das Land zurückzuziehen, wo er sich mit der Durchsicht und Vollendung verschiedener geographischen Arbeiten beschäftigte. Im Anfange des Jahres 1801 wurde er unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien berufen, um die Direktion eines geographischen Büreau's zu übernehmen, das hier auf Kosten einer Gesellschaft von Kunstfreunden, in Verbindung mit andern großen Unternehmungen eingerichtet wurde. Kindermanns gesammter geographischer Nachlaß, bestehend in acht neuen zum österreichischen Atlas gehörigen Karten, und in einer neuen Weltkarte nach einer ihm eigenen Projektion auf acht Blättern, befindet sich in den Händen der Gesellschaft, und wird gleichfalls von Junker in Kupfer gestochen.

Johann Amadäus Naumann,

Kurfürstl. Sächsischer Oberkapellmeister zu Dresden.

Gebohren im Jahre 1745, gestorben am 23. Oktober 1801.

Ein großer Tonkünstler, der Schöpfer der Cora und anderer musikalischen Werke. Durch seinen Tod verlohr Deutschland eine seiner ersten Zierden

in der Tonkunst. Aber noch streiten seine Freunde darüber, ob er ein besserer Künstler oder Mensch war. — Er war beides in einem seltenen Grade. Wenn Polyhymnia den unverwelklichen Kranz aus Phöbus Hayne auf seinen Aschenkrug legt, so spendet die Freundschaft ihre Todtenopfer und kehrt jährlich mit nassen Augen zurück.

Naumann wurde in einem Bauernhäuschen am Ufer der Elbe unfern Dresden zu Blasewitz gebohren, und zeigte schon als Knabe seltene Anlage zur Musik. Ein schwedischer Virtuos, der in dem 13jährigen Bauernknaben den hohen Beruf erspürte, bekämpfte den Widerwillen seiner Eltern, und führte ihn ins Land der Musik nach Italien. Hier fand sich der junge Knabe bald im größten Mangel und unter Menschen geworfen, deren Sprache und Sitten er nicht kannte, und deren Dienste er sich nicht erkaufen konnte. Mit Notenschreiben erwarb er sich bald zu Venedig, bald zu Padua sein oft mit Thränen beneztes Brod. Am lezten Orte nahm sich endlich der große Tartini seiner an und gewann das Talent und die Beharrlichkeit des Jünglings lieb. Bald kam auch der durch den Krieg vertriebene Oberkapellmeister Hasse in jene Gegenden, und ermunterte, wo nicht durch thätige Unterstüzung, doch durch lohnenden Beyfall den aufstrebenden Jüngling, der sich endlich nach drey harten Trübsalsjahren bis Neapel durcharbeitete, dort mit rastlosem Eifer die ehrwürdigen Reste der alten Schule eines Leo, Durante, u. s. w. aufsuchte, und endlich in Bologna an dem berühmten Pater Martini die lauterste Quelle für sei-

seinen brennenden Durst fand. So vollendete er sieben kummer- und kampfvolle Lebensjahre, von welchen er noch im höhern Alter oft im vertrauten Kreise so lehrreich zu erzählen wußte. Ein Freund seiner Eltern verschaffte seiner Mutter den Zutritt am Hofe, und diese überreichte der verwittibten Kurfürstin von Sachsen eine Probe Partitur des in Hesperien gereiften Künstlers und erhielt zweifelnd zur Antwort: ob ihr Sohn so etwas zu liefern im Stande sey. Doch bald schwand dieser Argwohn, er erhielt einen schmalen Reisepfennig zur Heimkehr, und wurde bei der Hofkapelle als Kirchenkompositeur mit 220 Reichsthaler neben *Schürer* angestellt. Eine zweite Reise nach Italien begründete seinen Ruf. In Neapel komponirte er für das Opernhaus in Palermo den *Achilles in Scyros* und arbeitete eben in Venedig an der großen Oper *Alexander*, als ihn sein Vaterland zurückberief, um die Vermählung des jungen Churfürsten durch die Komposition des *Clemenza di Tito*, die im großen Opernhause aufgeführt wurde, 1769 zu verherrlichen. Auf jene zweite italienische Reise wurden ihm zwei Gefährten mitgegeben, die er führen sollte, und sie wurden beide seine Amtsgenossen, *Schuster* und *Seidelmann*. Zum drittenmal führte er seinen Bruder, einen Maler, dem großen *Mengs* in Rom zu, und komponirte in 13 Monaten in Venedig und Padua fünf Opern mit so glücklichem Erfolg, daß nun jedes Operntheater in Italien um eine Musik von dem deutschen Tonkünstler buhlte. Aber der gewissenhafte, und der Erfüllung seines Versprechens jeden noch so schmei-

schmeichelhaften Antrag willig aufopfernde, loyale Sachse blieb keine Stunde über seinen Urlaub aus, und erhielt nun, da ihm Friedrich II. eine Kapellmeistersstelle in Berlin antrug, auch endlich in Dresden eine solche Stelle mit 1200 Thalern Gehalt. Schweden und Dännemark beeiferten sich später um die Wette, den großen Meister an die Spitze ihrer Orchester zu stellen. Mit Amphion wurde Gustavs III. Geburtsfest gefeiert, mit der unsterblichen Cora 1780 das neue Opernhaus in Stockholm eingeweiht. Sie ist die lieblichste und unverwelklichste Blume im vollen Kranze des Künstlers, und noch jezt allen nicht von der Mode abhängenden Musikkennern ein Liebling unter Wenigen. Damals bestellte er auch das königlich-schwedische Orchester mit 47 Mitgliedern, deren Wahl ihm der König ganz allein überließ, und unter den glänzendsten Anerbietungen suchte man ihn als Haupt diesem von ihm gebildeten Körper zu gewinnrn. Er blieb seinem Vaterlande treu. Im Jahre 1785 erfreute er Kopenhagen mit seinem Orpheus. Auch hier suchte man ihn mit goldenen Ketten zu fesseln. Er blieb seinem Vaterlande treu, und die 2000 Thaler, die er nun von Dresden zugesichert erhielt, waren nie als Entschädigung anzusehen. Bald darauf berief ihn der große Kenner der Musik Friedrich Wilhelm II. nach Berlin, seine Medea erhöhete die Karnevalslust von 1788, und im folgenden Jahre arbeitete er an dem Protesilaus mit Reichard gemeinschaftlich. Er gieng später noch einmal nach Berlin, und erwarb sich durch die Bildung der talentvollen Sängerin

Schmal;

Schmalz und des Preussischen Kapellmeisters Himmel neue Verdienste. Ernstere Kirchenmusik wurde immer mehr sein Lieblingsfach, und schon zweifelte man, ob er der fröhlichern Muse noch ein Opfer bringen könnte, als er erst noch im Winter 1800 die Dresdner mit seiner Oper Acis und Galatea überraschte, und darinn jugendliche Munterkeit mit männlicher Fülle paarte. Kurz vor seinem Tode wurde diese trefliche Oper siebenmal zu Dresden, und immer bei vollem Hause, gegeben. Die Ideen derselben sind originell und mannigfaltig, und die Ausführung ist meisterhaft. Die Musik der Cyklopen, der Hirten und Najaden kontrastirt auffallend gegeneinander. Eine Serenade der Cyklopen ist in ganz neuem Geschmacke gearbeitet. Das Komische und Rührende in dieser Oper wechselt auf eine unterhaltende Weise. Neptuns Ankunft verkündigt eine sanfte heroische Musik, welche das Pastorale nicht verläßt, womit das liebende Hirtenpaar vereinigt wird.

Das Klopstockische Vater Unser, das er mit herzerhebender Musik ausführte, wurde in Dresden ein hohes Fest für Musikliebhaber und zur Unterstüzung verarmter Elbebewohner. Im Sommer 1801 noch führte er diese unvergleichliche Musik in Prag zum Entzücken der dortigen Freunde der Tonkunst auf. Ein Schaz von Messen, Oratorien, Vespern und anderer Kirchenmusik liegt, dem größern Publikum unzugänglich, bei der Dresdner Hofkapelle. Besondere Verdienste erwarb er sich um sein Lieblingsinstrument, die Harmonika, deren Behandlung er zuerst ganz gekannt zu haben

scheint.

scheint. Oft schmelzte er bei einer rührenden Trauerloge durch den Klang dieses himmlischen Instruments die zum edeln Bund geschlossenen Brüder. Um seine ganze Seele war Harmonie und Bruderliebe. Sein Gehör nahm in den lezten Jahren merklich ab; sobald er aber in seinem Elemente saß, und von den Stürmen der Musik, die er selbst leitete, umflossen war, verlohr sich plözlich alle Harthörigkeit, und er vernahm den leisesten Miston. Ein Schlagfluß überraschte den einsamen Spaziergänger in den Gehölzen des kurfürstl. großen Garten, den er, wegen Nachbarschaft seines väterlichen Dörfchens, wo er den Sommer noch immer zuzubringen pflegte, vor andern liebte. Er brachte eine kalte Oktobernacht hülflos und mit schrecklicher Angst von den Seinigen gesucht, mit dem Tode kämpfend im Freien zu, und als er endlich gefunden wurde, war zwar der gebundene Lebensfunken noch nicht ganz verlöscht, doch jede Hülfe zu spät. — Er hinterließ vier Kinder.

Johann Philipp Ostertag,

Rektor und Professor des Evangelischen Gymnasiums zu Regensburg.

Gebohren zu Idstein im Nassau Usingischen am 29. May 1734, gestorben am 20. November 1801.

Ostertag, der sich frühzeitig der Philologie, Mathematik und Philosophie widmete, bezog in einem Alter von 17 Jahren, im Jahre 1751 die Uni-

Universität Jena, erhielt bei seiner Zurückkunft im Jahre 1755 das Conrektorat, 1763 aber das Rektorat am Gymnasium zu Weilburg, welches er zu einem Flor brachte, daß es sehr häufig von Holländern, Schweizern und Engländern aus den angesehensten Familien besucht wurde. Im Jahre 1774 erhielt er als lutherischer Prediger, den Ruf nach dem Haag. Er reißte dahin, hielt daselbst zwei Probepredigten mit allgemeinem Beifalle, aber das dortige Clima und die Abneigung vor Krankenbesuchen bewogen ihn, die angetragene Stelle nicht anzunehmen. Endlich folgte er im Jahre 1776 dem Rufe als Rektor und Professor des Evangelischen Gymnasiums zu Regensburg, für welches sein Tod ein beinahe unersezlicher Verlust ist. Er besaß eine trefliche Gabe zum Schullehrer. Mit allen erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet, lehrte er seine Schüler nicht nur Mathematik und Sprachen, sondern auch denken, das Urtheil schärfen, und weckte ihren ästhetischen Sinn. Ostertag war einer der bessern Schulmänner Deutschlands, welche die festen Grundsäze eines Geßners, Ernesti und anderer, nicht gegen die Oberflächlichkeit mancher Neuern vertauscht haben. Seine kleinen Schriften enthalten eine Menge treflicher, tiefgeschöpfter Bemerkungen, und einen reichen Schaz von Gelehrsamkeit. Seine Uebersezungen verschiedener lateinischer Schriftsteller zeichnen sich durch treue, reine Auffassung des Originals und richtige Uebertragung aus. Die Mathematik war das Lieblingsstudium des Vollendeten, und auch ihrer bediente er sich, um manche schwierige Stelle in den Alten aufzuklären.

klären. Sonst war er mit dem neuesten Zustande unserer Litteratur nicht zufrieden, deren Symptome freylich wenig Tröstliches für einen Mann haben, der nur das achtet, was sie so selten aussprechen, nämlich gründliche Gelehrsamkeit. Hier war Ostertag ein wahrer, freymüthiger, redlicher und höchst rechtschaffener Mann, voll Kraft und geraden Sinnes und ein treflicher Gesellschafter.

Seine Freunde verlieren daher an ihm einen treuen Freund, der gesellschaftliche Umgang einen der unterhaltendsten Männer, die Welt einen rechtschaffenen, freymüthigen, überaus nüzlichen Gelehrten. Als Schriftsteller hat das Publikum seine Verdienste bereits gewürdiget.

Franz Moriz Graf von Lascy, (Lacy)

Ritter des goldenen Vliesses, Großkreuz und Kanzler des militärischen Marien Theresienordens, Sr. Röm. Kaiserl. und K. K. Apostol. Majestät wirklicher geheimer Rath, Staats- und Konferenzminister, Generalfeldmarschall, und Inhaber eines Kürassier- und Infanterieregiments.

Gebohren zu St. Petersburg am 21. Oktober 1725, gestorben in Wien am 24. November 1801.

Graf Lascy stammte aus einer der edelsten Familien der Normandie, die im 11. Jahrhunderte mit K. Wilhelm, dem Eroberer, nach England übergieng, und sich 100 Jahre hernach unter K. Heinrich II. in Irland niederließ, wo sie seitdem verschiedene der höchsten Würden begleitete. Peter, F. von Lascy, des R. Reichs Graf,

ver-

verließ Irland 1691 mit K. Jakob II. und trat in französische Kriegsdienste, quittirte solche aber 1695, und gieng in russische Dienste über, in welchen er als Feldmarschall und Gouverneur von Liefland starb. Sein Sohn, Franz Moriz, verließ Rußland 1735, und wurde hierauf anfänglich zu Liegniz in Schlesien, dann zu Wien, erzogen. Den 7. Decemb. 1741 ward er von der K. Maria Theresia zu ihrem Kammerherrn ernannt, trat 1743 als Fähnrich in die Kriegsdienste des Erzhauses, machte 1744 seinen ersten Feldzug in Italien als Adjutant des General Grafen von Browne, ward nach der Schlacht bey Veletrei zum Hauptmann ernannt, wohnte 1745 dem Feldzuge gegen Preussen und den Schlachten bei Strigau, Trautenau und Kesselsdorf bei, so wie auch 1746 in Italien der Schlacht bei Piacenza, nach welcher er zum Major befördert wurde, dann der Schlacht bei Rottofredo oder Tidone, und der Einnahme von Genua, ferner der Schlacht bei Rocurs im Lüttichischen, war 1747 wieder in Italien bei der zweiten Unternehmung auf Genua, und befand sich noch 1748, während der Belagerung von Mastricht, mit einem Battaillon von Browne in dieser Festung. Den 6. April 1749 ward er Obristlieutenant, den 14. Jänner 1753 Obrister, bald nach dem Anfange des siebenjährigen Kriegs aber, den 13. Oktob. 1756 Generalmajor, wegen seiner in der Schlacht bei Lowosiz geleisteten Dienste. Im Jahre 1757 befand er sich bei der Affaire bei Reichenberg, in der Schlacht bei Prag, und in dieser während ihrer Belagerung; wohnte

nach-

nachher den Schlachten bei Breslau und Lissa bei, und wurde wegen jener den 20. Febr. 1758 zum Feldmarschalllieutenant und Generalquartiermeister erhoben. Den 2. July d. Jahrs war er bei dem Entsaz von Ollmüz, erhielt den 4. Oktob. das vormals Sprecherische Infanterieregiment und den 4. Decemb. wegen der Schlacht bei Hochkirchen das Großkreuz des Marien Theresienordens; führte den 21. Nov. 1759 die Unternehmung bei Maxen aus, und ward dafür Feldzeugmeister, legte 1760 die Generalquartiermeistersstelle nieder, und wurde in der Armee angestellt, machte den Marsch nach Berlin, war bei der Schlacht bei Torgau und bis zum Frieden bei der Armee, wurde den 17. Febr. 1763 Hofkriegsrath, den 9. Nov. 1765 Generalinspektor der ganzen Armee, den 19. Febr. 1766 Feldmarschall und Hofkriegsrathpräsident, den 10. Julius 1770 Ritter des goldenen Vliesses, den 28. May 1774 Staats- und Conferenzminister, den 6. Nov. d. J. Inhaber des Karabinierregiments und den 4. Julius 1794 Kanzler des militärischen Marien Theresienordens.

Den Antheil, den dieser große General in den ebengenannten Campagnen, Kriegsunternehmungen und Operationsentwürfen genommen hat, sind der ganzen Armee, so wie der Geschichte, bekannt; die so großen und erhabenen, im Kriege erworbenen Verdienste, werden durch diejenigen fast noch überwogen, die derselbe auch in Friedenszeiten durch die wichtigsten Dienste beim Hause Oesterreich in der Militärverfassung durch seine alles umfassenden Einsichten, durch seine immerwährende

Thätig-

Thätigkeit, durch seinen brennenden Eifer für den Monarchen und für den Staat, dann durch seine ausgezeichnete Gerechtigkeitsliebe sich erworben hat.

Zur Bildung der Armee der österreichischen Monarchie fehlte es lange an einem Mann, der sowohl die ökonomische Einrichtung, als auch die gute Disciplin und die Theorie der großen Operationen verstand. Diesen Mann fand Joseph II. an Lascy, der ohne Zweifel eines der größten Genie des 18. Jahrhunderts war. Wie klein sind viele der gepriesensten großen Geister, neben einem Manne, der mit dem nämlichen philosophischen Blicke die Regierung, die Staatswissenschaft, das Verhältnis des Staats gegen die übrigen Europäischen Mächte, und dann eine Armee von 250000 Mann so durchschaut, daß er für die allerkleinsten Kleidungsstücke des Soldaten Sorge trägt; der mit gleicher Anstrengung und mit gleich glücklicher Beurtheilungskraft in einer Stunde Plane zu Märschen und Lagern entwirft; in der andern den Schneidern Muster zu Kamisölern vorlegt, und den Schustern einen bessern Schnitt von Soldatenschuhen vorschreibt, in der dritten mit dem Kaiser Verbesserungen des Justizwesens und der großen Staatsverwaltung entwirft; in der vierten die kleinsten Griffe der Handmanövers zu simplificieren sucht; in der fünften die Magazine durchschaut und besser anordnet, und in der nächsten Stunde über jeden Gegenstand der Weltweisheit, der ihm in den Wurf kommen mag, zu seiner Erhohlung sokratisirt. Gewiß, wenn die Menge deutlicher Begriffe den Verstand eines Menschen ausmacht, so sind dem Feldmarschall

hierinn wenige zu vergleichen. Wer es weiß, was zur genauern Kenntniß der Artillerie, Infanterie und Kavallerie, zur Kombination dieser verschiedenen Massen und ihrer Bewegungen und zum lokalen Gebrauche derselben vonnöthig ist, der wird nicht begreifen können, wie ein Kopf, der das alles umfaßt, sich noch mit den Knöpfen an den Hosen der Soldaten beschäftigen könne. Und doch ist das alles zusammen nur ein kleiner Theil seiner deutlichen Begriffe. Seine geographischen, statistischen, kameralistischen, landwirthschaftlichen und noch viele andere Kenntnisse erstreckten sich mit der nämlichen Deutlichkeit bis ins Detail. Und — kaum sollte man es glauben — dieser große Mann war, aller seiner Verdienste ungeachtet, bei dem großen Haufen, und auch bei der Armee, deren wahrer Vater er war, fast allgemein verhaßt. Er verlohr die Liebe der Offiziere, weil er ihnen die Gewalt nahm, ihren Souverän zu betrügen. Ehedem lieferten die Kapitäns die Bedürfnisse für ihre Kompagnien und sie waren durchaus gewohnt, sich bei dem Tuch, den Hüten, Schuhen und dergleichen wenigstens noch zweimal so viel zu machen, als ihr Sold betrug. Die höhern Offiziers standen gewöhnlich mit den Zahlmeistern in einem Vertrage, und steckten mit denselben einen Theil der Kriegskasse nebenein. Alles das hörte nun auf, — und dafür hatte Lascy Hohn und Spott. Die Pfaffen, welche wußten, daß er nicht ihr Freund war, halfen ihn vollends in bösen Ruf bringen. Aber er war Mann dazu, den ganzen Schwarm der Elenden zu ver-

verachten, um das Vergnügen zu schmecken, auch Undankbaren Gutes zu thun.

Lascy hatte in dem siebenjährigen Kriege durch die Entwickelung seiner großen Talente die lezteren geltend gemacht und seinen Ruhm gegründet. Als Browne bei Lowosiz geschlagen wurde, diente er noch als Obrist. Die Unternehmung bei Maxen war die glänzendste seiner Thaten, und erhob ihn zu dem Grade eines Feldzeugmeisters. Weniger glückten ihm die Entwürfe, nach welchen er an der Seite des Kaisers den ersten Feldzug gegen die Türken im Jahre 1788 leitete. Aber alle Welt erstaunte auch über die Manier, in welcher hier ein Offensivkrieg, der nichts weniger als die Vertilgung des Feindes bezielte, begonnen wurde. Lascy stellte ein Heer von 218000 Mann in einem fast 200 Meilen langen Kordon auf — und der Erfolg dieser Anordnung waren — Seuche und Niederlagen. Er gieng nach Wien zurück, und die Welt, die den Helden immer nur nach dem Gelingen oder Mislingen seiner Plane, nie aber nach dem wesentlichen Gehalte derselben mißt, entzog Lascy'n einen großen Theil der Bewunderung wieder, die sie ihm früher gezollt hatte. Er war zu bescheiden, um auf eine Widerherstellung seines Ruhms zu denken, und zu viel praktischer Philosoph, um auf die Urtheile des großen Haufens zu achten.

Joseph II. in seinem Urtheile über den Werth der Menschen nicht abhängig von dem gaukelnden Gange des Zufalls, ehrte Lascy'n, als einen Weisen, und liebte ihn als einen Freund, bis das

unerbittliche Schicksal ihre Bande trennte. Das Schreiben, das der Erstere, noch an dem Tage seines Todes, an den Leztern erließ, ist ein trefliches Denkmal der Gesinnungen dieses ausgezeichneten Monarchen, und wird von der Nachwelt als eine seltene Probe fürstlicher Dankbarkeit notirt werden. Der sterbende Monarch schrieb dem gebeugten Feldmarschall:

„Mein lieber Feldmarschall Lascy! Die Unmöglichkeit, mit meiner zitternden Hand diese wenigen Zeilen zu schreiben, ist es allein, was mich nöthiget, mich einer fremden Hand zu bedienen, indem ich den Augenblick unserer Trennung sich mit großen Schritten nähern sehe. Ich würde sehr undankbar seyn, wenn ich diese Welt verließe, ohne Ihnen, mein theurer Freund, hier nochmals alle Gefühle der Erkenntlichkeit auszudrücken, welche ich Ihnen aus so vielen Gründen schuldig bin, und vor der ganzen Welt an den Tag zu legen das Vergnügen gehabt habe. Ja! wenn ich etwas geworden bin, so habe ich es Ihnen zu verdanken, denn Sie haben mich gebildet. Sie haben mich belehrt, durch Sie habe ich die Menschen kennen gelernt, und über das verdankt Ihnen die ganze Armee ihre Bildung, ihr Ansehen, und die Achtung, in welcher sie steht."

„Die Zuverlässigkeit ihrer Rathschläge in allen Gelegenheiten, die persönliche Anhänglichkeit zu mir, die sich niemals, bei keinem der geringfügigen oder bedeutendsten Umstände verläugnet hat, dies alles, mein lieber Feldmarschall, macht, daß ich Ihnen meine Danksagung nicht genug wiederholen

derholen kann. Ich habe ihre Thränen um mich fließen gesehen, die Thränen eines großen Mannes und eines Weisen sind eine schöne Apologie. Empfangen Sie mit einer zärtlichen Umarmung mein Lebewohl. Das einzige auf der Welt, was ich mit schmerzlichem Gefühl verlasse, ist die kleine Anzahl von Freunden, unter welchen Sie gewiß der erste sind. Erinnern Sie sich meiner, Ihres aufrichtigen Freundes und affektionirten

Josephs."

Dieser sein fürstlicher Freund ließ in dem Rathssaale der Hofkriegskanzlei Lascy's Büste von Marmor mit folgender Innschrift aufstellen:

Mauritii Lacy
Summi Castrorum Praefecti, qui belli aeque ac pacis artibus clarus, illis vincere, his patriam invictam reddere docuit, sui in Scientia militari institutoris et Amici, Josephus II. Augustus grati Amici sui Monumentum hoc poni jussit Anno MDCCLXXXIII.

Lascy hinterließ ein großes Vermögen; die Haupterben desselben waren die Kinder seiner Schwester, der Gräfin von Browne. Die ihm gehörige Herrschaft Neuwaldeck fällt der fürstlichen Familie von Schwarzenberg zu. Durch Legate und Pensionen hatte der edle Todte für das Schicksal seiner hinterlassenen Diener gesorgt.

Do-

Dominikus Klein,

Ein Karthäuser zu Buxheim.

Gestorben den 29. November 1801, alt 69 Jahre.

Dieser Mann hat das Anachoretenleben bis zum Erstaunen geführt. Seit seinem drey und dreyssigsten Jahre gieng sein unaufhörliches Streben dahin, sich mit dem Heilande aufs innigste zu assimiliren, allen menschlichen Bedürfnissen so viel möglich zu entsagen, und blos der Anschauung, der stillen Meditation und dem Gebet zu leben. Die Welt hatte keinen Reiz für ihn, und er war ihr, im höchst denkbaren Sinne des Worts, abgestorben. Die Einsamkeit war sein höchstes Gut. Mit Bewilligung seiner Vorgesezten gelobte er ewiges Stillschweigen, und er hielt das Gelübde so strenge, daß er dreissig Jahre lang nicht ein Wort sprach, wenn es nicht etwa die dringendste Nothwendigkeit gebot. Er hat nie einen Brief geschrieben, nie einen gelesen. Er bekümmerte sich um Nichts, was ausser ihm vorgieng. Die Gespräche und Erzählungen Anderer konnten die Richtung seines Geistes auf sich selbst nie unterbrechen. Von dem lezten Kriege erhielt er die erste Nachricht, als der Donner der Kanonen in der Nähe seines Klosters erschallte. Er schlief beständig auf dem Boden. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit wog er sich täglich auf einer von ihm selbst verfertigten hölzernen Wage das Stücklein Brod vor, das er bei der Kollation verzehrte. Er war immer der erste in der Kirche, und um sie nicht zu versäumen,

war-

wartete er jedesmal unter der Thüre seiner Zelle, bis das Zeichen gegeben wurde. Sein ganzes Mönchsleben war ein ewiges Noviziat von der strengsten Art.

Hiebei war Dominikus ein schöner, wohlaussehender, freundlicher Mann. Die Stärke seines Charakters verdient Bewunderung, die Verirrung seines Geistes in dem Labyrinthe der Mystik Mitleiden. Er starb sanft und freudig.

Friedrich Schulz,

Schauspieler und Tenorist in Wien.

Gestorben am 2. December 1801, alt 32 Jahre.

Er war ein gelernter Buchhändler, aus Königsberg gebürtig, war in seinem Berufe zu Stuttgard und wurde wegen seiner schönen Stimme auf das Hoftheater engagiert. Von da kam er nach Frankfurt am Mayn, sodann auf die Wienerschaubühne und spielte mit Beifall. Er gieng nach Frankfurt zurück; aber nach einiger Zeit wurde er wieder nach Wien berufen. Wegen einer beschwerlichen Brustkrankheit konnte er bei der deutschen Oper gar nicht, und beim Schauspiele im Schachspiele nur dreymal auftreten. Der großmüthige Direktor des K. K. Hoftheaters Baron von Braun ließ ihm nichtsdestoweniger immer seine ganze Gage auszahlen, und hätte sie gerne verdoppelt, wenn er sein Leben hätte verlängern können.

Karl Ludwig,

Erbprinz von Baden.

Gebohren am 14. Februar 1755, gestorben am 16. December 1801.

Erbprinz Karl Ludwig war der Sohn des Churfürsten Karl Friedrich zu Baden und der Karoline Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt; er wurde am 14. Julius 1774 mit der Prinzessin Amalie Friederike, Tochter Ludwigs IX. Landgrafen von Hessen-Darmstadt, vermählt; er war Generalfeldzeugmeister des Schwäbischen Kreises, Kaiserlich-Russischer Generallieutenant und Chef eines Russischen Infanterieregiments, hatte das seltene Gluck, eine Kaiserin von Rußland, (Luise Mar. Aug. nun Elisabeta Alexiewna) eine Königin von Schweden, (Friederike Dorothee Wilhelmine) und eine Churfürstin von Baiern (Fr. Wilhelmine Karoline) seine Kinder zu nennen, und seine jüngste Tochter Wilhelmine Luise ist seit 1803 mit dem Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt vermählt.

Dieser glückliche Vater einer glänzenden Familie fand seinen Tod ausser den Gränzen des Vaterlandes, durch einen unglücklichen Zufall. Er hatte mit seiner Gemahlin und zweien Kindern eine Reise in den Norden von Europa gemacht, um seine Töchter, die eine auf dem Throne von Rußland, die andere auf dem Throne von Schweden, zu umarmen. Am 15. Decemb. 1801. reißten die sämmtlichen Herrschaften von Stockholm ab.

An dem nämlichen Tage, Abends um 7 Uhr, fuhr der Wagen, in dem der Erbprinz mit drey Kavalieren saß, dreyviertel Stunden von der Stadt Arboga, durch eine enge, glatte Stelle des Wegs, und durch einen Zufall, der Niemand zur Schuld gerechnet werden konnte, stürzte derselbe um. Alles eilte dem Erbprinzen zu Hilfe. Man bemerkte keine sonderliche äußerliche Verlezung an seinem Körper. Aber er schien betäubt und redete irre. Er wurde in die Stadt zurückgebracht. Die Aerzte bemerkten sogleich die unwidersprechlichsten Symtome eines Schlags. Es stellte sich ein Brechen und ein gänzlicher Mangel des Bewußtseyns ein. Dieser Zustand dauerte unter immer sich verschlimmernden Umständen die Nacht hindurch fort, und am andern Morgen um 6 Uhr gab der Leidende, nach einigen konvulsivischen Bewegungen, seinen Geist auf. Der König und die Königin von Schweden eilten sogleich nach erhaltener Nachricht herbei. Aber sie kamen zu spät, um da zu helfen, wo menschliche Hilfe vergeblich war, zu frühe, um da zu trösten, wo kein menschlicher Trost zureichte. Es war ein herzdurchschneidender Anblick, eine gekrönte Familie, die nicht nur unter die Grossen, sondern auch unter die Edeln der Welt gehört, so tief gebeugt zu sehen, unter der Last des Unglücks! —

Am 17. December wurde der Leichnam des Vollendeten zu Arboga geöffnet. Die bei dieser Gelegenheit angestellten Beobachtungen bestättigten die frühere Meinung der Aerzte vollkommen, daß der Erbprinz am Schlagflusse gestorben sey, wozu

er

er eine natürliche Disposition hatte, die durch das Umstürzen des Wagens auf eine heftige Weise erregt worden war.

Am 18. December Abends wurde der fürstliche Leichnam, in Regimentsuniform gekleidet und mit den Zeichen des Seraphinenordens geschmückt, zur Schau ausgesezt; an dem folgenden Tage aber begann, unter Begleitung des Königs selbst und des jungen Erbprinzen von Baden der feyerliche Zug, um ihn nach Stockholm zurückzubringen. Das Herz des Verewigten wurde nach Karlsruhe abgeschickt, wo es in einem prächtigen Castrum Doloris aufgestellt und dann in der markgräflichen Gruft zu Pforzheim beygesezt wurde. Der Leichnam aber wurde am 14. Jänner 1802 in der Ritterholmskirche zu Stockholm beerdigt. Die Leichenprozession bestand aus 21 verschiedenen Abtheilungen und der Leichnam wurde von acht Generals getragen. Der Bischof von Westerås und Ordensbischof, Doktor Flodin, hielt eine Leichenpredigt über Psalm 31, 15. 16. „Du bist mein Gott, meine Zeit stehet in deinen Händen.“

Am 14. May 1802 wurde die Leiche des Erbprinzen von Stockholm über Lübeck, Lüneburg, Braunschweig, Göttingen, Marburg, Frankfurt, Heidelberg nach Karlsruhe geschickt, wo er in einem eilf Centner schweren kupfernen Sarg am 1. Junius ankam und in der Familiengruft beigesezt wurde.

Joseph Robertson,

Vikar zu Hornkastle in Lincolnshire.

Gebohren am 28. August 1728, gestorben am 19. Jänner 1802.

Ungleich weniger berühmt, als der dem Namen nach mit ihm verwandte Geschichtschreiber Wilhelm Robertson, der zu Grangehouse am 11. Junius 1793 in einem Alter von 72 Jahren starb; indessen erwarb sich Joseph Robertson durch mehrere Arbeiten um den Jugendunterricht, die Sprachenkunde, die Kritik und die Geschichte nicht unbedeutende Verdienste. Er wurde zu Knipe in Westmoreland gebohren, wo sein Vater ein angesehener Malzhändler war. Nachdem er zu Appleby den gehörigen Schulunterricht erhalten hatte, promovirte er gegen das Jahr 1752, ward bald darauf Curate zu Rayleigh in Essex, und im Jahr 1779 Vikar zu Hornkastle in Lincolnshire. Seiner litterarischen Arbeiten sind viele; im Jahre 1761 trat er zuerst als Schriftsteller auf. Im Jahr 1764 fieng er an, am Critical Review zu arbeiten, und fuhr damit bis zum Jahr 1785 so fleissig fort, daß man in diesem Journal von ihm 2620 theologische, klassische und philosophische Artikel lieset; nebenbei lieferte er noch mehrere nüzliche Schriften, die sich alle durch reine Sprache, deutlichen Vortrag und gute Ordnung auszeichnen.

Joseph Robertson war ein Mann von einnehmendem Betragen und von untadelhaftem Charakter. Ohne intolerant zu seyn, war er ein eifriger Anhänger der englischen Kirche, und ohne

sich illiberalen Tadel gegen fremde Regierungen zu erlauben, ein großer Freund der Konstitution seines Vaterlandes. Seine vielen Schriften geben bei weitem nicht einen vollständigen Begriff von seinen Kenntnissen, besonders nicht von seinen Lieblingsstudien der politischen und Litteraturgeschichte; in lezterer Rücksicht hatte er vielleicht keinen Nebenbuhler in England. Unter seine nähern Freunde gehörte der gelehrte Bibliograph Paterson, der im Sprachstudium mit ihm so verwandte Walker, der Philologe Henley und der durch seine Werke über Rußland bekannte Tooke.

Seit drey Jahren hatte seine Gesundheit sehr durch einige Schlagflüsse gelitten, ein Blutsturz endigte sein Leben.

Johann Rudolph Zumsteeg,

Herzoglich Wirtembergischer Conzertmeister zu Stuttgard.

Gebohren zu Sachsenflur im Odenwald am 10. Jänner 1760, gestorben am 27. Jänner 1802.

Zumsteeg war einer der genievollsten Tonsezer des deutschen Vaterlandes; sein Vater, gewesener herzogl. wirtembergischer Kammerlakay, ein alter treuer Diener des Herzogs Karl, bat um die Aufnahme seines Sohns in die militärische Pflanzschule auf der Solütide, welches sein Fürst ihm gern gewährte. Bald entwickelte sich Zumsteegs musikalisches Talent. Er genoß seinen ersten Unterricht von den herzoglichen Kapellmeistern Baroni,

roni, Mazzanei und Poli, und wußte durch fleissiges, oft über die Mitternachtsstunden hinaus verlängertes Studium der Werke eines Mattheson, Marpurg und d'Alembert, sich immer mehr zu bilden. Er komponirte schon in seiner akademischen Laufbahn mehrere Singspiele, viele Kantaten auf Hoffeste, und als Schillers Jugendgefährte und warmer Freund, die Gesänge in den Räubern.

Er wurde herzoglicher Hofmusikus, spielte das Violoncell ganz vorzüglich, und bewies seine Fortschritte durch die Komposition der Klopstockischen Frühlingsfeyer, einer Messe und mehrerer Balladen und Lieder. Durch beide leztere erwarb er sich die Zuneigung des Publikums. Der Kapellmeister Poli nahm seinen Abschied und Zumsteegs Ernennung zum herzoglichen Concertmeister war nur eine Folge seines anerkannten Verdienstes. Das Orchester empfieng ihn herzlich, neidlos, mit brüderlichem Jubel.

Was die herzogliche Hofkapelle von ihm besizt, ist für Kenner und Liebhaber der Kirchenmusik ein wahrer Schaz und verdient Bekanntmachung. Die weitern im Publikum bekannten Produkte seiner Muse, Kolma, Hagars Klage, Gesänge der Wehmuth, Lenore, Elwine, Balladen und Lieder, und vor allem die Geisterinsel sichern ihm die Unsterblichkeit.

Der Künstler war auch als Mensch hoher Achtung werth. Schon seine Gesichtsbildung nahm beim ersten Anblicke für ihn ein. Wer ihn ganz kennen lernte, mußte ihn lieben. Bescheiden,

dienst-

dienstgefällig, frohsinnig, ein zärtlicher Gatte, guter Vater, herzlicher Freund, und angenehmer Gesellschafter — lebte er zufrieden im Kreise der Seinigen und einiger weniger Freunde. Nie war er unbeschäftiget. Die von Amtsarbeiten freyen Stunden wandte er meistens auf Lektüre und Kompositionen. Selten gieng er spazieren, seltener in größere Zirkel. Schachspiel war Erholung für ihn. Man darf zweifeln, ob er je nur einen Feind hatte. Für den durchreisenden Künstler und Gelehrten stand sein Haus offen, und in solchen Augenblicken that es dem gastfreien Mann wehe, daß er aus ökonomischer Rücksicht seinem Herzen nicht folgen konnte. — Mancher seiner Kunstverwandten, den sein Weg über Stuttgard führte, wird, wenn er sich an den Seligen erinnert, dieses nicht ohne Rührung bekräftigen. —

Zumsteeg sprach geläufig und gut französisch und italienisch, und urtheilte sehr richtig über Poesie. Er liebte gefälligen Scherz, und würzte seine Gespräche durch muntere Einfälle; aber zu seinen Kompositionen wählte er vorzugsweise, was zum Ernste, zur Melancholie stimmte. Sein starker Körperbau, seine Gesundheit, versprachen ihm ein hohes Alter. In der Nacht am 27. Jänner 1802 fühlte er heftige Brustbeklemmungen, stand auf, gieng im Zimmer auf und nieder, und wollte niemand wecken. In der Frühe rief er seiner Gattin entgegen: ich befürchte sehr krank zu werden. Plözlich überfiel ihn, bei neuen gewaltigen Brustkrämpfen, ein tödtender Steck- und Schlagfluß. Er starb in den Armen seiner trost-

losen Gattin (geb. Andreä), und hinterließ 3 Söhne und eine Tochter. Die Botschaft von seinem schnellen Tode traf jeden, wie ein elektrischer Schlag. Er wurde allgemein bedauert, und die ihn liebten (ihre Zahl ist nicht klein) beweinten einen unersezlichen Verlust. Sein Ruhm, als genialischer Tonsezer und rechtschaffener Mann, seine lezten vollendeten Arbeiten, einige Liedermelodien, besonders aber eine, gewiß allen Schaubühnen erwünschte, neue Operette: Elbondokani, waren nebst der Gnade des Fürsten und dem Wohlwollen edler Menschenfreunde, die sein Verdienst auch nach seinem Tode den Seinigen zusicherte, das einzige Vermächtnis, daß er seiner Familie hinterließ. —

Daniel Emerich Bogdanich,

Adjunkt der königlichen Sternwarte zu Ofen.

Gebohren zu Verötze in Slavonien im Jahre 1762, gestorben am 31. Jänner 1802.

Bogdanich war ein würdiger Zögling des gelehrten Pasquich. Sein Tod ist ein sobald nicht zu ersezender Verlust für seine Wissenschaft (die Mathematik und Astronomie) und für das Vaterland. Ausgeschickt auf eine astronomisch-geographische Reise auf Kosten des Studienfonds, stiftete er sich ein unsterbliches Andenken durch geschickte und thätige Bestimmungen der Länge und Breite mehrerer, vorzüglich an den äußersten Gränzen des

unga-

ungarischen Reichs liegenden Orte, und legte dadurch den Grund zu einer nunmehr möglichen Karte von Ungarn. Es war der löbliche Antrag, ihn noch einmal auf so eine Reise auszuschicken. Astronomische Kunstverständige kennen ihn und seine Arbeiten aus von Zach's monatlicher Korrespondenz und aus Triesnekers Ephemerides Astronomicae Viennenses. Kurz vor seinem Tode arbeitete er noch an einer Mechanica coelestis. Der Königlich Ungarische Statthaltereirath Joseph Podmanitzky, ein wahrer Kenner und warmer Freund der Gelehrsamkeit, ließ auf seine Kosten alles aufbieten, was Pflege und Arzneykunst vermochten, um den jungen Mann zu retten; so wie auch der Buchhändler Kilian zu Pesth, der ihn von der Sternwarte in sein Haus aufgenommen hatte, in dieser Hinsicht alles that; aber es war vergeblich. —

Unter bedrängten häuslichen Umständen studierte er doch mit vielem Fleiße an der Königlichen Universität. Im Jahre 1785 ward er außerordentlicher Professor der Mathematik zu Großwardein. Voll Begierde, sich zu vervollkommnen, gab er sein Amt auf, und reisete nach Wien. Im Jahre 1796 ward er als zweiter Adjunkt an die Königlich Ungarische Universitätssternwarte zu Ofen berufen. Im Jahre 1798 ward er erster Adjunkt an derselben. Seine zweite Reise hätte für die ungarische Geographie, und insbesondere für die Landkartenunternehmung des verdienstvollen Rittmeisters Joh. Lisoszki eine noch reichere Ausbeute geliefert. Die Freigebigkeit des Freiherrn Joseph von

Pod-

Podmanitzky, hatte ihm hiezu einen Hadleyschen Spiegelsextanten, und jene des Grafen Szechenyi einen Taschenchronometer bestimmt.

Arthur O' Leary,

katholischer Geistlicher in London.

Gestorben im Jänner 1802.

Arthur O' Leary war in Irland gebohren, gieng aber zeitig nach Frankreich, studierte zu St. Malo in Bretagne, und trat dann in den Kapuzinerorden. Nach Vollendung seiner Studien wurde er Regimentskaplan; da er sich aber der Maasregel, die Unterthanen zu Kriegsdiensten zu bewegen, eben nicht sehr mit Wärme annahm, so fiel er in Ungnade und gieng in sein Vaterland zurück. Hier bauete er, mit Unterstützung einiger Fremden, in seinem Geburtsort eine kleine aber anständige Kapelle. Ein Umstand trug viel dazu bei, ihn bekannter zu machen. Ein damals in Cork erschienenes Werk von einem schottischen Arzt: Thoughts on Nature and Religion machte viel Aufsehen; und da es unbeantwortet blieb, so suchte O' Leary bei dem Bischof der Diözes, in welcher er wohnte, um die Erlaubnis zur Bestreitung desselben an, und erhielt sie, da in Hinsicht dieser Materie Katholiken und Protestanten so einstimmig denken, sehr leicht. Bald darauf erschien dann von ihm: Defense of the Divinity and the Immortality of the Soul. Als späterhin

das irländische Parlament einen Test = Eid für die Katholiken entwarf, und mehrere unter ihnen diesen zu unterschreiben Bedenken trugen, gab er heraus: Lagalty asserted, or the Test Oath vindicated, worinn er die scheinbaren Gründe gegen die Annahme desselben so sehr zur Zufriedenheit seiner bedenklichen Glaubensgenossen wiederlegte, daß sie einmüthig unterschrieben. Durch diese Schrift, worinn er gegen die Mehrheit seiner Mitbrüder den Grundsatz aufstellte, daß die irländischen Katholiken, ohne ihrem Religionsbekenntnisse zu nahe zu treten, schwören dürften, daß der Pabst keine zeitliche Auctorität besäße, gewann er die Freundschaft fast aller vorzüglichen Politiker und Gelehrten Irlands. Nicht geringe Verdienste um die Regierung des Landes erwarb sich O' Leary durch verschiedene andere an seine Glaubensgenossen erlassene Adressen, bei dringenden Veranlassungen; z. B. da in dem unglücklichen amerikanischen Kriege die kombinirten französischen und spanischen Flotten triumphirend an der brittischen Küste standen und Irland mit einem Einfalle bedrohten; und als etwa 18 Jahre vor seinem Tode in der Grafschaft Cork beträchtliche Haufen von Katholiken nachtheiligen Unfug, besonders an den Zehnten der protestantischen Geistlichkeit verübten; daher er denn auch mit speciellen Empfehlungen an mehrere Große in London versehen wurde, als er einige Jahre vor seinem Tode seinen Aufenthalt in dieser Hauptstadt wählte, wo er auch als erster Pfarrer der katholischen Kapelle in Sohasquare starb. Vor ihm

hatte

hatte noch kein katholischer Geistlicher sich so loyal benommen, und eben so neu war das Beyspiel, das er darinn gab, mit protestantischen Geistlichen zu polemisiren, wozu Andere theils zu furchtsam theils unvermögend waren. Vorzüglich zeichnete er sich durch seine Streitschrift gegen Wesley, der ihn einen arch and lively writer nennt, und durch seine Vertheidigung gegen den D. Woodward, Bischof von Cloyne, aus. Letzterer gestand bei dieser Gelegenheit, daß O' Leary seinen Gegenstand mit Stärke und Beredsamkeit darstelle, und gleich Schakespeare, das menschliche Herz kenne. Die in weniger als acht Stunden niedergeschriebene siegreiche Vertheidigung gegen den Bischof: A Defense of the Conduct and Writings of the Rev. A O'Leary — writen by himself in answer to the ill grounded insinuations of the R. Dr. Woodward etc. (8. 1788.) war ein Meisterstück von wiziger Argumentation, feiner Ironie und bewundernswürdigem Vortrage. Bey mündlichen Unterredungen über streitige Punkte der Dogmatik wußte er sich, bei seinem Reichthume an Wiz, der seine gesellschaftliche Unterhaltungen sehr belebte, leicht durch einen lustigen Einfall zu helfen. So antwortete er einem protestantischen Bischofe, der ihn aufforderte, die Existenz des Fegfeuers zu beweisen, mit freundlicher Miene: „Der Saz ist keines demonstrativen Beweises fähig. Lassen Sie die Sache ruhen. Mögen Ihre Herrlichkeit weiter gehen und schlimmer fahren.“

Der Styl seiner theologischen und politischen Schriften, die er theils unter seinem Namen, theils anonym herausgab, war fließend, kühn und bilderreich; doch fehlte es ihm an Grazie, Stärke, Deutlichkeit und zuweilen an Richtigkeit; diese Gebrechen wurden aber dadurch reichlich ersezt, daß er sich überall als Freund der Freiheit und Toleranz zeigte, worüber ihm Grattan, Flood und andere Mitglieder des irländischen Parlaments in öffentlichen Reden Lobsprüche ertheilten.

Alexander Geddes,

ein Gottesgelehrter in England.

Gebohren am 4. September 1737, gestorben zu London am 2. Febr. 1802.

Geddes, ein aufgeklärter und berühmter, an Kopf und Herz gleich verehrungswürdiger Theolog, war zu Arradowl, in dem Kirchspiele Ruthven in der Grafschaft Banff gebohren. Seine Aeltern waren Pächter und so wohlhabend, als sie in jener Gegend, bei dem Drucke der dasigen Gutsbesizer, seyn konnten. Sie waren katholisch, doch in ihrer Denkungsart liberal. Der junge Geddes wurde frühe zum Lesen der Bibel, dem Hauptbuche der väterlichen Bibliothek, angehalten, so daß er im eilften Jahre seines Alters die biblische Geschichte auswendig wußte. Nachdem er bei einer Schulmeisterin und einem Informator des Gutsherrn einigen vorläufigen Unterricht genossen hatte, wurde er nach Scalan in den Hochlanden gebracht,

bracht, wo er wahrscheinlich den Grund zu seiner nachherigen Geschicklichkeit in den gelehrten Sprachen legte. Im Oktober 1758 wurde er von dort nach dem Schottischen Collegium in Paris geschickt, wo er, nachdem er auf der Ueberfahrt mit genauer Noth dem Schiffbruche entgangen war, im December anlangte. In diesem Collegium, welchem damals Gordon vorstund, wurde er sehr bald der erste in der Klasse der Rhetorik. Auch gewann er hier die dauernde Freundschaft des Professors Vicocire. Mit dem folgenden Schuljahre sollte er den philosophischen Cursus anfangen, man bewog ihn aber, die Philosophie für sich zu studieren, und sogleich in die theologische Klasse zu treten. So hörte er denn nun bei Buré und de Saurent im College de Navarre theologische Vorlesungen, und studierte das Hebräische in der Sorbonne unter Ladvokat, der vorzüglich aufmerksam auf ihn war und ihn in Paris zu behalten wünschte. Indessen kehrte er im Jahre 1764 nach Schottland zurück, und wurde bald nach seiner Ankunft in Edinburg als Priester nach Dunder geschickt. Hier blieb er aber nur bis zum May 1765, da er nach Traquaire als Hauskaplan des dasigen Grafen versezt wurde, wo er viel Muse und eine gute Bibliothek zum Studieren fand. Im Herbst 1768 gieng er wieder nach Paris und blieb dort den Winter über, um die königliche Bibliothek und andere Büchersammlungen für sein Studium der hebräischen Sprache zu benuzen. Nach seiner Rückkehr im Frühlinge 1769 übernahm er die Pfarrey einer ansehnlichen katholischeu Gemein-

de

de zu Auchinhalrig in Banffshire, wo er im folgenden Jahre die Kapelle und das Pfarrhaus neu bauen ließ. Der Aufwand für das leztere stürzte ihn in Schulden; und ungeachtet diese durch Großmuth des verstorbenen Herzogs von Norfolk getilgt wurden, so kam er doch von neuem in dieselbe Lage, durch den Versuch, sich durch eine Pachtung zu helfen, da drey Jahre hindurch die Erndte unglücklich ausfiel. Eine nachher zu Fochabers gebaute Kapelle vermehrte diese Schuldenlast. Endlich verließ er die Gegend, zum Bedauern aller Bewohner, da er sich vorzüglich um den Unterricht der Jugend sehr verdient gemacht hatte. — Auch war unterdessen der Ruf von seiner Gelehrsamkeit in Schottland so verbreitet worden, daß die Universität zu Aberdeen ihm das Diplom eines Doktors der Rechte im Jahre 1780 übersendete, (Doktor der Theologie war er nie) eine Ehre, die sie bisher keinem Katholiken erwiesen hatte.

Jezt wendete er sich nach London; hier übernahm er die Stelle eines Priesters in der kaiserl. Kapelle, jedoch nur auf wenige Monate, weil Joseph II. sie im Jahre 1780 aufhob; und predigte dann von Zeit zu Zeit in der Kapelle in Dukestreet bis Ostern 1782, wo er, wie es scheint, alle priesterliche Amtsverrichtungen aufgab. Der Grund davon war sein bekanntes Unternehmen einer neuen Bibelübersezung, wozu er schon früh den Plan entworfen hatte. Er kannte damals nur zwey Uebersezungen derselben, die lateinische Vulgata und die englische. In frühern Jahren war er sehr für diese leztere eingenommen, späterhin be-

hau-

hauptete die erstere den Vorzug, die sanft, leicht und verständlich schien, wo ihm jene rauh, gezwungen und oft dunkel vorkam. Im Jahre 1762 fieng er an, die Bibel im Original zu lesen, und damit jene Uebersezungen zu vergleichen. Jezt entdeckte er, daß der Hauptzweck der englischen Uebersezer dahin gegangen war, ohne Rücksicht auf irgend einen andern Vorzug, eine wörtlich getreue Dollmetschung zu liefern, dahingegen der Verfasser der Vulgata sich bemühet hatte, das Original in einer fließenden Sprache wiederzugeben. Ueberzeugt von den Vortheilen der leztern Methode beschloß Geddes, sie zu wählen, im Falle er je die Bibel übersezte; und dieser Entschluß erlitt, so häufig er ihn auch untersuchte, nur wenig Veränderung. Je aufmerksamer er die alten Versionen in der Polyglotte las, destomehr überzeugte er sich davon, daß eine wörtliche Uebersezung der Bibel nicht die zweckmässigste sey, ihren Sinn auszudrücken und ihre Schönheiten zu entwickeln, da selbst die Uebersezer, die sie nicht in eine verschiedene Sprache, sondern nur in verschiedene Dialekte überzutragen hatten, keine wörtlich genaue Uebersezung versuchten, und daß die am wenigsten wörtlichen ihren Text am kräftigsten und verständlichsten ausgedrückt hatten. Diese Meinung wurde noch fester durch die Lektüre der neuen Uebersezungen, der französischen, italienischen, holländischen und der vier lateinischen von Münster, Castalio, Junius und Pagninus, unter welchen ihm, des frühern Vorurtheils ungeachtet, die von Castalio bei weitem die schäzbarste war, weil er, ungeachtet

geachtet durch seine Verfeinerung ein Theil der Simplicität des Originals verflogen ist, doch den wahren Geist desselben am besten auffaßte und in elegantes Latein übertrug. Indessen war die Ausführung seines Vorhabens, die Bibel in die Landessprache zu übersezen, nicht leicht; er hatte besonders von Seiten seiner Glaubensgenossen um so mehr Widerstand zu fürchten, je offener er seine Ueberzeugungen äußerte; und überdies erforderte sie einen Aufwand, den er, troz seiner Genügsamkeit, nicht zu bestreiten im Stande war. Endlich fand er, nachdem er einen beträchtlichen Theil seines Lebens auf dieses Unternehmen gewendet hatte, unter seinen Glaubensgenossen einen Gönner, den verstorbenen, auch in vielen andern Rücksichten vortheilhaft bekannten Lord Petre, der, da er schon vorher, ehe er von Geddes Entschluß unterrichtet war, für seine Glaubensgenossen eine neue Bibelübersezung zu veranstalten gewünscht hatte, jezt Geddes Werk nicht nur so lange er lebte, sondern selbst durch sein Testament noch nach seinem Tode unterstüzte. Indessen erforderte das Werk, das, troz den wenigen Subscribenten, schön gedruckt wurde, so vielen Aufwand, daß für den Verfasser selbst wenig oder nichts zu gewinnen gewesen wäre, wenn sich auch die ganze Auflage vergriffen hätte; denn kaum war endlich der erste, dem Lord Petre gewidmete Band dieser Uebersezung, dessen Ausgabe durch Kränklichkeit des Verfassers und Verdruß von Seiten seiner Glaubensgenossen verzögert wurde, 1792 erschienen; so erließen drey apostolische Vikare, die sich Bi-

schöffe

schöffe von Rama, Acanthos und Centuria nannten, einen Hirtenbrief an die Glaubigen, worin sie vor Geddes Uebersezung gewarnt wurden. Dieser Gewaltstreich veranlaßte Geddes zu einer Korrespondenz mit dem lezten Bischoffe, der ihn hierauf von seinen Funktionen zu suspendiren drohte, wenn er sich nicht dem im Hirtenbriefe enthaltenen Befehle unterwürfe. Aber der unerschrockene Geddes antwortete ihm, wie er es verdiente, ermahnte den jungen Bischof als alter Priester zur Mässigung, und erklärte, daß er sich nie unterwerfen würde, übrigens aber, nachdem er längst alle öffentliche Funktionen aufgegeben hätte, selbst bereit sey, die gelegenheitlich in Häusern verrichteten Gebete einzustellen, und ließ bald darauf noch einen Brief an ihn mit einer kurzen Vorrede an die englischen Katholiken drucken, worinn es heißt: „Hoffentlich werdet ihr es nicht für Vermessenheit halten, daß ich mit Bischöffen kämpfe; in der That, ich würde kühn mit Päbsten kämpfen, wenn Päbste mir Unrecht zu thun wagten. Unsere katholischen Vorfahren kämpften sehr oft mit ihnen, und zuweilen siegreich. Ein Pabst, und folglich auch ein Bischof können Unrecht handeln, und wenn sie es thun: so darf auch ein Niederer davon sprechen.“ — Dem so hart angegriffenen ersten Theile folgte nicht eher als im Jahre 1797 der zweite, den der Verfasser der Herzogin von Gloucester, wegen ihrer frühen, freiwilligen und liberalen Unterstüzung des Werks, widmete. In der Vorrede bestreitet er kühn die gewöhnliche Lehre von der Inspiration,

und äussert sich über die Vortheile der entgegengesezten Meinung. Diese offene Darlegung seiner Denkart zog ihm immer mehrere Feinde zu, die nicht nur seinen Katholicismus, sondern selbst sein Christenthum verdächtig machten. Aber sie erwarb ihm auch die Achtung und Freundschaft vieler Gelehrten aller Konfessionen in und ausser England; und er würde seine Bibelübersezung, in welcher er bereits bis zu den Psalmen vorgerückt war, ununterbrochen fortgesezt haben, wenn nicht der Tod ihn übereilt hätte.

Uebrigens beschränkten sich seine Kenntnisse nicht blos auf die biblische Litteratur; ein gelehrter Italiener erklärte, daß er ausser dem Kirchenstaate keinen Gelehrten kenne, der die Kirchengeschichte, das kanonische Recht, die Liturgie, und die Diplomatik des römischen Hofes besser verstünde, als Geddes. Auch hat er ausser dem theologischen Fache, ein Paar Schriften politischen Inhalts drucken lassen, welche von einem Reichthume an guter Laune zeugen, der sich auch in dem Umgange mit ihm offenbarte.

Uebrigens waren die Eigenschaften seines Herzens nicht weniger achtungswerth, als seine Talente. Rechtschaffenheit und Wohlwollen waren die Hauptcharakterzüge desselben. Seine Reizbarkeit artete nie in Bosheit und Rachsucht aus, und bei allem Eifer für anerkannte Wahrheit war er sehr tolerant. Daher hatte er auch in London Freunde unter allen religiösen und politischen Partheien, und eine zahlreiche Gesellschaft folgte seiner Leiche, eine Ehre, die, so wie dieser kurze

Abriß seines Lebens und Charakters, stärker für ihn spricht, als eine weitläufige Lobrede.

Freyherr von Herbert,

K. K. geheimer Rath und Internuntius bey der Pforte.

Gestorben am 23. Februar 1802.

Herberts Vater hatte im Jahre 1737 bei der Kaiserlichen Armee in Bosnien als Staabsoffizier gegen die Türken gedient. Als aber in eben diesem Jahre die Schlacht bei Banjaluka unter dem Prinzen von Hildburgshausen verlohren gieng, hatte er das Unglück, in türkische Gefangenschaft zu gerathen, und seine Gattin, welche ihm in diesem Feldzuge gefolgt war, traf eben dieses Schicksal, welche beide nebst vielen andern Kaiserlichen Offiziers mit Weibern und Kindern nach Pera und Galata (Vorstädten von Konstantinopel) gebracht, und nicht zum besten behandelt wurden. Einige Jahre nach erfolgtem Frieden zwischen Oesterreich und der Pforte ward aus Wien der damals berühmte Pater Franz, ein mit vielen Kenntnissen begabter Jesuit, als Kaiserlicher Legationskaplan nach Konstantinopel abgeschickt, welcher durch seine Talente, und besonders durch die Experimentalphysik bei den Türken sich in Ansehen sezte, und selbst die Gunst des damaligen Großsultans in einem nicht geringen Grade erwarb. In einer besonders günstigen Stunde bat er den Großherrn um die Befreiung einiger Christenkinder

aus

aus der Sklaverey, und es wurden ihm vier Knaben bewilliget, unter welchen sich auch der junge Herbert befand. Der Jesuit nahm alle vier zu sich und sorgte mehr als väterlich für sie. Er gab ihnen Unterricht in nüzlichen Kenntnissen und vorzüglich in den orientalischen Sprachen, in der Absicht, alle für seinen Orden zu bilden. Nach überstandenen Novizjahren ließen sich aber nur zwei einweihen, zwei traten ins bürgerliche Leben.

Unter diesen leztern war Herbert, welcher alsdann von dem verstorbenen Staatskanzler, Fürsten von Kaunitz, als Vorleser aufgenommen, nachher aber der Kaiserlichen Gesandtschaft in Konstantinopel als Dollmetscher zugegeben wurde. In kurzer Zeit wurde er zum Legationssekretär und in einigen Jahren zum Kaiserlichen bevollmächtigten Minister und Internuntius bei der Pforte bestellt, welche Stelle er viele Jahre lang zur großen Zufriedenheit des K. K. Hofes verwaltete.

Heymann Hirsch Meyer Berlin,

Oberrabiner der drey hochdeutschen Judengemeinden zu Altona, Hamburg und Wandsbeck.

Gestorben am 7. März 1802 zu Altona.

Ein ächter Israelit, in dem kein Falsch war, — von großen Gaben des Verstandes und einem biedern höchst tugendhaften Charakter. Er hatte sich durch liebenswürdige Eigenschaften und durch die aus-

ausgezeichnete Art seiner Amtsführung, die Liebe und Achtung aller, die ihn kannten, in einem hohen Grade erworben. Seine Gemeinden ordneten ihm eine würdige Todtenfeyer an, und gaben damit die Schäzung zu erkennen, deren sie ihn werth hielten. Eine zahlreiche Menge seiner um ihn traurenden Glaubensgenossen begleitete ihn nach seiner Ruhestätte, nachdem sie unter Einstellung aller Geschäfte, bei verschlossenen Thüren und Laden, das Andenken des Verstorbenen gefeyert und sich dem Schmerze über diesen Verlust ungetheilt überlassen hatten.

Seine kenntnisreichen Schriften wurden mit Beyfall aufgenommen.

Ferdinand Freyherr von Duminique,

des weißen Adlers- und Maltheserordens Ritter, K. K. wirklicher geheimer Rath, Kurfürstl. Trierischer Staats- nud Kabinetsminister und Oberstallmeister.

Gestorben zu Wien am 14. März 1802, alt 60 Jahre.

Duminique stammte aus einer im Breisgau ansässigen Famlie ab, und begann seine Laufbahn am Baadenschen Hofe. Von da trat er in die Dienste des Bischofs von Speyer, dann wurde er Obristhofmeister bei der Prinzessin Kunigunde von Polen, und diese Anstellung bahnte ihm den Weg zu dem glänzenden Posten, den er am Kurtrierischen Hofe erreichte. Zwanzig Jahre leitete er die Staatsgeschäfte der Kurtrierischen

rischen Lande als erster Minister und Freund des Churfürsten, aber in neuern Zeiten, da irrige Vorstellungen von den Ursachen der französischen Revolution die Meinuug der Großen vom politischen Werthe der Aufklärung verstimmten, ist er in öffentlichen Schriften verschiedentlich als ein Gönner der Jesuiten und Beförderer der religiösen Verfinsterung dargestellt werden, wozu ein 1790 ergangenes Churfürstliches Religionsedikt, der Schutz, den die Jesuiten im Bisthum Augsburg fanden, die damaligen Ereignisse der Universität Dillingen, die hergestellten Missionen und andere Vorfälle, Anlaß gaben. —

Duminique hat seit dem Antritte seiner Stelle die Finanzverfassung so verbessert, daß am Ende des Jahrs 1783 alle Churfürstliche Zahlungen geleistet waren, und noch ein Ueberschuß in der Kasse sich befand, welches vorher der Fall nicht war. Er hatte den Churfürsten bewogen, das landesverderbliche Lotto aufzuheben; er hatte die Verkäuflichkeit der Aemter abgestellt, und eine Reihe braver geschickter Männer zu Staatsdiensten befördert; er hatte aus eigenen Mitteln ansehnliche Summen zum Besten des Staats verwendet. Der Churfürst bezeugte ihm über alles dieses seine höchste Zufriedenheit in einem weitläufigen Danksagungsschreiben. Auch erhielten damals die Protestanten die ihnen vorher im Trierischen versagte Duldung. Bei der im Jänner 1784 entstandenen großen Ueberschwemmung des Rheinstroms fuhr der Minister selbst in Koblenz auf einem Kahne in den Stras-

Strassen herum, und vertheilte Lebensmittel unter die Nothleidenden. Im Jahre 1785 wurde auf Veranlassung des Ministers das Trierische — vorher unbedeutende Wochenblatt, in ein allgemeines Landesintelligenzblatt, nach einem vortrefflichen Plane umgeschaffen, so daß es die dabei zum Grunde gelegte Absicht, wahre Aufklärung und Landeswohlfahrt zu befördern, nicht verfehlen konnte; aber leider wollte es das Trierische Publikum in dieser Gestalt nicht lesen, und man mußte bald zu der vorigen elenden Einrichtung desselben zurückkehren. Die im Jahre 1784 angefangene deutsche Zeitung von Becker empfahl er der Lesegesellschaft zu Koblenz und führte sie als Lehrmittel bei den Churfürstlichen Pagen ein, aber im Jahre 1785 wurde sie wegen des Aufsazes in Nro. 19 dieses Jahres wieder verboten.

Der thätige Antheil, den er an dem Schicksale der ausgewanderten französischen Prinzen nehmen zu müßen glaubte, gab seinem Ministerium einen hohen Glanz, der aber nur vorübergehend war, und am Ende traurig erlosch. Nach dem Frieden von Campo Formio begab er sich nach Wien, um die Interessen seines Hofes daselbst zu besorgen. — Bei allen Angelegenheiten zeigte er sich als einen Mann von Geist, Gewandtheit, Thätigkeit und Anhänglichkeit an seinen Fürsten; auch war er in frühern Jahren ein eifriger Beförderer der Kultur und Aufklärung. Aber durch die französische Revolution geschreckt, befolgte er später oft die entgegengesezte Grundsäze, oder ließ

es

es wenigstens geschehen, daß sie von seinen Subalternen befolgt wurden.

Anton Joseph Kappus von Pichelstein,

Jubilirter K. K. Kammerprokurator, Herr und Landmann im Herzogthume Krain.

Gebohren am 24. May 1711, gestorben am 26. April 1802.

Er war zu Steinbühel in Oberkrain gebohren; im neunten Jahre begann er die Laufbahn seiner jugendlichen Studien im Gymnasium der ehemaligen Gesellschaft Jesu zu Laibach, wo er auch sodann die Philosophie des Aristoteles drey Jahre hindurch mit ausgezeichnetem Fortgange gehört hat. Hierauf begab er sich nach Wien, um auf der dortigen hohen Schule die beiden Rechte zu studieren, die er mit so vorzüglichem Ruhme und Nuzen vollendete, daß er mit der Doktorswürde aus beiden Gegenständen gekrönt wurde. Im Jahre 1733 trat er endlich als Gerichtsadvokat und Rechtsfreund zu Laibach auf, wo seine bei jeder Gelegenheit bewiesene Redlichkeit, seine richtige Beurtheilung in allen Streitsachen, seine tiefen Einsichten, seine Unpartheilichkeit, seine Gerechtigkeitsliebe und unbestechbare Treue ihm gar bald nicht nur bei den Rathsstellen und bei jedem Gerichte, sondern auch bei dem Volke einen ungetheilten Beifall und Ruhm erwarben, und den Ruf zum Sekretariate bei den K. K. Landrechten im Herzogthum Krain verschaffte. In der Folge trug ihm die

Kai-

serin Maria Theresia das wichtige Geschäfte eines K. K. Kammerprokurators im Herzogthum Krain auf, welches Amt er bis 1784 zur allgemeinen Zufriedenheit führte.

Aechte Frömmigkeit ohne Heucheley, vernünftiger Eifer und Liebe für die Religion, Biedersinn, Geradheit, Anhänglichkeit an das Vaterland und an seinen Monarchen, erbauliche Ergebung in die Fügungen Gottes, und die geselligen Tugenden aller Art waren ganz sein Eigenthum und bewogen die Stände Krains, daß sie unaufgefordert durch einen allgemeinen Aufruf ihn sammt seinen Erben und Leibeserben zu ihrem Mitstande erwählten. Ein Feind des Müssiggangs las er täglich bis auf die lezten Tage seines Lebens die besten Klassiker sowohl im philosophischen, als im Religions- und ästhetischen Fache, die übrigen Stunden widmete er seinen Freunden und guten Menschen aus allen Zeiten und Völkerschaften, und besprach sich mit ihnen, und so erreichte er in steter Gesundheit, in voller Besinnungskraft, mit einem getreuen Gedächtnisse das ein und neunzigste Jahr, in welchem er seinem göttlichen Schöpfer die Seele zurückgab. Der Zirkel seiner Freunde ist verwaißt, so wie alle Menschen, die das Glück hatten, ihn näher zu kennen, seinen Verlust beklagen. Das Vaterland verliert eine seiner schönsten Zierden, und seine Familie, die er in die dritte Generation erlebte, ihr liebes Haupt.

James Johnstone,

Arzt zu Worcester.

Gebohren im Jahre 1730, gestorben am 28. April 1802.

Dieser Arzt, der sich in der Stadt und Grafschaft Worcester durch eine Praxis von mehr als 50 Jahren große Verdienste erwarb, war zu Annan gebohren. Seinen klassischen Unterricht erhielt er von dem bekannten D. Henri. Die Medizin studierte er zu Edinburg unter Wytt, Pflummer, Monro und Rutherfond; in Paris vervollkommnete er sich in der Anatomie und Chemie unter Ferrein und Rouelle. Schon im Jahre 1750 promovierte er, und seine Dissertation erwarb ihm Ehre und Freunde. Im folgenden Jahre ließ er sich zu Kiddermünster in Worcester nieder, wo gerade damals und einige Jahre nachher ein bösartiges Faulfieber herrschte, dessen glückliche Behandlung mit Rinde, mineralischen Säuren, reiner Luft, Aufguß von Wasser und Weinessig, statt des bisher gewöhnlichen Blutlassens und Purgierens, seinen Namen bekannter zu machen diente. Die davon im Jahre 1758 in London herausgegebene Beschreibung beweiset, daß er der Entdecker der Kräfte der mineralischen sauren Dämpfe zur Zerstörung der faulichten Fiebercontagion war, wofür zwanzig Jahre nachher Guyton de Morveau in Frankreich gepriesen, und selbst in England ein Arzt vom Parlamente gepriesen wurde.

Während seines Aufenthalts zu Kiddermünster hatte er viel Praxis auf dem festen Lande, bis

zum Tode seines ältesten Sohnes, der als Märtyrer seiner menschenfreundlichen Besuche der Gefangenen in Worcester starb. Dieser Unfall und der zu gleicher Zeit erfolgte Tod seines Freundes Orton im Jahre 1783 bewog ihn, von Kiddermünster nach Worcester zu ziehen. Hier setzte er seine Praxis bis wenige Tage vor seinem Tode fort, der durch Lungenbeschwerden verursacht wurde, die sich schon einst in der Jugend äusserten, seit langer Zeit aber verschwunden zu seyn schienen.

Johnstone war der Freund und Correspondent eines Hallers, Whytt, Cullen und Fothergill's, der Busenfreund des tugendhaften Lyttleton und des frommen Orton, und mehrerer anderer noch lebender Gelehrten. Fest in seiner eigenen moralischen Handelsweise bequemte er sich vielleicht manchmal zu wenig nach dem Charakter Anderer und nach den Umständen. Er war liebevoll, zuweilen jedoch hastig; in seinen Unterhaltungen lebhaft und lehrreich, und in seinen häuslichen Verhältnissen der beste Vater, wie denn sein ganzes Leben eine Aufopferung für seine Kinder war, so daß sein selten übertroffener Charaker im öffentlichen und Privatleben als nachahmungswürdig aufgestellt zu werden verdient.

Christian Wilhelm Demler,

Fürstlich Sachs. Weimar- und Eisenachischer Konsistorialrath, der Kirchen und Schulen der Jenaischen Dioces Superintendent und der Haupt- und Stadtkirche St. Michaelis Oberpfarrer, auch Direktor des Jenaischen Waiseninstituts.

Gebohren in Denstädt bei Weimar am 20. September 1728, gestorben am 2. Junius 1802.

Seinen Vater, der Prediger in Denstädt war, verlohr er sehr frühe und wurde sodann durch einen Privatlehrer und auf dem Gymnasium zu Weimar erzogen. Im Jahr 1747 verließ er Weimar und bezog Jena. Hier studierte er mit lobenswürdigem Fleiße die theologischen Wissenschaften, erwarb sich dadurch die Gewogenheit mehrerer Universitätslehrer und endigte im Jahre 1752 seine akademische Laufbahn. In Gera übernahm er eine Hofmeisterstelle, wo er 3 Jahre war, und im J. 1755 wurde er Prediger in seinem Geburtsorte Denstädt. Hier wurde er zur Zeit des siebenjährigen Kriegs im Jahre 1759 von dem Preusischen Partheigänger Cobatsch geplündert, und verlohr durch Schrecken und Mishandlungen seine Gesundheit und seine Gattin, die im zwey und zwanzigsten Lebensjahre starb. Nach vier Jahren erhielt er durch Vermittlung der verwittweten Herzogin Amalie eine bessere Stelle, und kam im Jahre 1764 als Oberpfarrer und Adjunkt nach Neumark, wo er bis 1766 blieb e indem er dem Ruf als Archidiakon nach Jena folgte.

Gleich nach seinem Anzuge hielt er den Theologiestudierenden praktische Vorlesungen, welche er bis an das Ende seines Lebens mit vielem Glücke fortsezte und viel Gutes bewirkte. Auch für

für bessern Unterricht der Schuljugend sorgte er mit der muthvollesten Ausdauer. Er hatte bereits aus der Erfahrung eingesehen, daß der Prediger hierinn vorzüglich Gutes stiften könne. Er nahm daher die Schuljugend wöchentlich zwo Stunden in sein Auditorium, und unterrichtete sie selbst. Diese wohlthätige Bemühung verursachte ihm aber großen Verdruß, so daß er verklagt und ihm solche nachdrücklich untersagt wurde. Er ließ sich aber nicht irre machen, weil er sich seiner guten Sache bewußt war. Weil indessen der Verfolgungsgeist täglich heftiger wurde, so entschloß er sich, auf den Rath seiner Freunde, diese für das Wohl der Schuljugend unternommene Angelegenheit nebst den bereits deswegen geführten Akten, der Landesregierung zu berichten und um Schuz wider fernere Verfolgungen zu bitten. Die Regierung billigte nicht nur seine ausdauernde Bemühungen für das Wohl der Schulen, sondern ermunterte ihn auch, ferner in dieser guten Sache fortzufahren und machte ihn im Jahre 1769 zum Konsistorialrath mit Siz und Stimme im fürstl. Konsistorium. Schon ein Jahr vorher (1768) stiftete er eine Freyschule in Jena, in welcher arme Kinder unentgeldlich in verschiedenen Kenntnissen, im Rechnen, Schreiben, Religion u. s. w. unterrichtet wurden; wobei die Kinder sogar die Schulbücher unentgeldlich erhielten. Herzog Karl August nahm diese nüzliche Anstalt in seinen Schuz und unterstüzte sie.

Indessen hatte Oemler stille und laute Hasser, die ihn verfolgten und ihm vielen Verdruß machten. — Daher entschloß er sich, den ihm angetra-

getragenen Ruf nach Erfurt an die dasige Raths- und Predigergemeinde im Jahre 1771 anzunehmen. Allein er erhielt seine Entlassung nicht; die Regierung legte seiner Besoldung noch hundert Gulden zu, mit der Versicherung, daß seine Verdienste bereits anerkannt seyen, und er bei der ersten Gelegenheit einer höhern Beförderung sich zu erfreuen habe. Im Jahre 1775 wurde er Vikarius der Superintendentur, und 1776 wirklicher Superintendent und Oberpfarrer in Jena. Den Schulunterricht in seiner Diöces zweckmäßig einzurichten, den Schullehrern nüzliche Bücher in die Hand zu liefern, war seine erste Arbeit, die er auch, aller Hindernisse ungeachtet, mit Eifer und Nachdruck fortsezte; auch bildete er selbst einige Schullehrer, denen er die rechte Art, in ihrem Berufe nüzlich zu seyn, beibrachte. Auch den Predigern gab er nüzliche Winke, stets fleißig und mit Eifer in Kirchen und Schulen zu arbeiten.

Im Jahre 1777 bekam er einen Antrag von Hamburg zum Pastorate an der Jakobskirche; aber auch diesen lehnte er ab.

Unter seinen zahlreichen Schriften zeichnet sich seine Pastoralanweisung, besonders sein Repertorium über Pastoraltheologie und Kasuistik für angehende Prediger sehr aus; denn es enthält dieses Werk einen Schaz der treflichsten Bemerkungen über Pastoraltheologie, Kasuistik, Liturgik und liturgische Verbesserungen u. s. w.

Fer-

Ferdinand Ludwig August von Burgsdorf,

Oberforstmeister der Churmark Brandenburg.

Gebohren zu Leipzig am 23. März 1747, gestorben zu Berlin am 19. Junius 1802.

Burgsdorfs Vater war Gothaischer Oberjägermeister zu Altenburg, und nach dessen Tode kam er als siebenjähriger Knabe mit seiner Mutter nach Gotha. Seine Bildung fiel in ein Zeitalter, in welchem nur der Degen den schnellsten und sichersten Weg zum Ruhme dem jungen Manne öffnete. Der siebenjährige Krieg entflammte viele Jünglinge für den Kriegsruhm, und von diesem Zeitgeiste ergriffen, begab sich der junge Burgsdorf zur französischen Armee, welche sich damals dieser Stadt näherte, als Freywilliger. Er erhielt die Adjutantenstelle beim General Vallieres, und erwarb sich durch Muth und Unerschrockenheit den Beifall seiner Vorgesezten. In dem Treffen bei Langensalza ward er am 15. Februar 1761 durch eine Kugel leicht verwundet. Sein munterer und aufgeweckter Geist machte ihn zum Liebling seiner Obern und Kameraden, aber seine militärische Laufbahn wurde plözlich abgebrochen, als er einst im Spiel den Neffen des Generals Vallieres aus Nothwehr, tödtlich verwundete.

Der junge Burgsdorf liebte wissenschaftliche Bildung und benüzte gern jede Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntnisse. Als er aber erfuhr, daß man den Plan hätte, ihn auf drey Jahre nach der Schulpforte zu schicken, so war ihm der Gedanke an die klösterliche Einschränkung so uner-

unerträglich, daß er die Schranken des Gehorsams durchbrach und nach Hummelshayn im Altenburgischen, wo sein Schwager Oberlandjägermeister war, entfloh. Hier entwickelte sich sein Hang für Jägerei und Forstkenntniß, daher war es ihm sehr erwünscht, daß ihn der Herzog von Gotha, der ihn 1762 zu seinem Jagdpagen annahm, zu Georgenthal am Thüringerwalde die Jägerei erlernen ließ. Mit vielen nüzlichen Kenntnissen bereichert kam er nach zwei Jahren an den gothaischen Hof zurück, und wurde nach einiger Zeit Leibpage — ein Posten, der ihm jährlich allein 1200 Thaler Kartengeld brachte. Eine unverschuldete Zurücksezung, die er im Jahre 1767 erfuhr, brachte ihn so sehr gegen den Pagenhofmeister auf, daß er gegen denselben den Hirschfänger zog. Nach den Gesezen sollte eine solche Handlung mit dem Tode bestraft werden, und Burgdorf wurde auch wirklich in die strengste Gefangenschaft gebracht. In einem dunkeln Kerker mußte er auf einem Strohlager, bei Wasser und Brod, und ohne jemanden zu sehen, Wochenlang für seine unverzeihliche Vergessenheit büßen, und nur auf hohe Fürsprache erlangte er endlich seine Freiheit wieder. Zur Erweiterung seiner Kenntnisse, mehr aber um seinen Unmuth, die üble Launen zu zerstreuen, reißte er nun durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und die Schweiz. Die verdriesliche Stimmung seines Geistes, der Mangel an gehöriger Vorbereitung und der kurze Zeitraum, in welchem er diese Länder gleichsam durchflog,

mögen

mögen die Ursachen des geringen Nuzens gewesen seyn, den er von dieser Reise hatte.

Bald nach seiner Rückkunft nahm er am gothaischen Hofe, weil er der Kabalen und des Hoflebens müde war, seinen Abschied, und hielt sich mehrere Jahre an verschiedenen Orten bei seinen Verwandten auf, besonders zu Cüstrin, und in mehrern Gegenden der preußischen Staaten. Seine Zeit war vornehmlich zwischen dem Studium der Forstwissenschaft und den Jagdbeschäftigungen getheilt. Immer mehr sehnte er sich nach einem Plaze, der seinen Talenten angemessen wäre, besonders da er seit 1773 verheurathet war. Mehrere Jahre lang wurde er mit leeren Versprechungen hingehalten, und er machte oft genug die bittere Erfahrung, daß Talente und Kenntnisse nicht immer das Mittel wären, eine Versorgung zu erhalten. Nur unter sehr drückenden Bedingungen trat ihm ein invalider Hauptmann im Winter 1777 — 1778 seine Forstrathsstelle in der Mittel- und Ukermark ab. Er wohnte jezt zu Tegel bei Berlin, und zeigte bald seine großen Kenntnisse im Forstwesen durch Schriften und mehrere vortrefliche neuen Anlagen. Auf dem ihm anvertrauten Reviere baute er mit dem größten Eifer die edelsten und besten einheimischen und fremden Holzarten. Er verbesserte durch eine regelmäßige Behandlung die Wildbahnen, und hielt auf seinem Reviere einen mäßigen, aber guten Wildstand. So sehr er die Jagd liebte, so hielt er es dennoch für unrecht, wenn man einen zu zahlreichen Wildstand zum Nachtheil der Aecker und des jungen Holzes hegte.

Wäh-

Während des Antritts der Regierung Friedrich Wilhelms II. waren mehrere Jagdjunker ernannt worden, welchen es an der nöthigen Kenntniß der Forstwissenschaft fehlte. Der König trug daher dem Forstrath Burgsdorf auf, den unwissenden Jagdjunkern Unterricht in der Forstwissenschaft zu geben. Dieser Auftrag war ganz seinen Wünschen gemäs, und er übernahm ihn mit vielem Vergnügen. Seine öffentlichen Vorlesungen wurden mit großem Beifalle besucht, und die Menge seiner Zuhörer vermehrte sich immer mehr. Auch Prinzen des königlichen Hauses und andere Männer von hohem Stande beehrten ihn mit ihrer Gegenwart. Er nahm nun seinen beständigen Aufenthalt in Berlin, erhielt 1791 eine Präbende im Domkapitel in Minden, ward Oberforstmeister, uud erwarb sich durch seine ausgebreiteten Kenntnisse allgemeine Hochachtung und Ehrfurcht.

Burgsdorf hatte ein lebhaftes Gefühl für die Schönheiten der Natur. So viel er sich auch mit dem ökonomischen Nuzen der Waldungen und Ländereien beschäftigte, so machten doch auch mahlerische Gegenden, und der Anblik des Schönen, Großen und Erhabenen in der Natur einen entzückenden Eindruck auf sein Herz. Dieser Sinn für die sanften Gefühle der Natur hatte auch auf seinen sittlichen Charakter einen vortheilhaften Einfluß, durch eine glückliche Richtung seines Willens auf das Edle, Menschenfreundliche und Gefällige wurde sein zur Heftigkeit geneigtes Temperament um vieles gemildert. Er war ein eben so zärt-

licher

licher Gatte, als Vater, dem die Ausbildung seiner Kinder sehr am Herzen lag. Für seine Freunde und Bekannte war er dienstfertig und gefällig, und der wahrhaft Nothleidende konnte auf seine Unterstüzung rechnen, so weit es seine häuslichen Umstände erlauben wollten.

In der gelehrten Welt verbreitete sich sein Ruf, besonders unter den Freunden der ökonomischen und physikalischen Kenntnisse, durch den größten Theil des kultivirten Europa. Viele in- und ausländische gelehrte Gesellschaften nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf, und mehrere fürstliche Personen forderten ihn zu Ausführung wichtiger Aufträge auf. Seine forstwissenschaftlichen Schriften (Versuch einer vollständigen Geschichte vorzüglicher Holzarten — Forsthandbuch — Einleitung in die Dendrologie, u. a. m.) haben einen klassischen Werth. Da es ihm vorzüglich um die Erforschung der Wahrheit und Beförderung nüzlicher Kenntnisse in der Forstwissenschaft zu thun war, so richtete er sein Augenmerk mehr auf die Materie als auf die Form seiner schriftstellerischen Arbeiten. Alle seine Schriften können eigentlich nur als die Folge seiner Erhohlung am Studiertische, wenn er von seinen vielen Amtsgeschäften am Abend müde nach Hause kam, angesehen werden. Außer seinen theoretischen Beschäftigungen stehen zahlreiche Anpflanzungen von Forsten, ja ganze Wälder als Denkmäler seines großen praktischen Fleißes da. Von den Baumarten, die ihm als Nuzbäume in Europa fortzubringen bekannt

kannt wurden, ließ er auch den Saamen, auf seine Kosten, aus Amerika kommen. Ueberhaupt hat er sich um die Anpflanzung amerikanischer Holzarten in den preussischen Staaten verdient gemacht. Die Nachwelt wird die Früchte seines großen, rastlosen Fleißes erndten, und den Namen ihres Wohlthäters mit Dank und Hochachtung nennen.

Thomas Butterworth Bayley,

Esq. of Hopehall bei Manchester, Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, u. s. w.

Gestorben zu Burton am 24. Junius 1802, alt 58 Jahre.

Mag auch ein Schriftsteller weniger bedeutend seyn, so ist er doch, wenn Verdienste um die Beförderung der Wissenschaften und die Erleichterung der Leiden der Menschheit ihn auszeichnen, in einer Sammlung für die künftige Geschichte der Gelehrsamkeit eines Ehrendenkmals würdig; dies ist der Fall mit Bayley. Er stammte aus einer vermögenden und angesehenen Familie ab; er wurde daher zu keinem eigentlichen Geschäfte erzogen, aber doch auf die Universität Edinburg geschickt, wo er alle Kenntnisse einsammelte, die zur Bildung eines englischen Gutsbesitzers dienlich seyn konnten. Nicht lange nach seiner Rückkehr von der Universität wurde er zum königl. Friedensrichter in der Grafschaft Lancaster ernannt. Durch fleißiges Lesen und Besuchen der Gerichtshöfe, beson-

besonders aber durch den Umgang mit einer benachbarten Magistratsperson, brachte er es bald dahin, daß er sich auf seinem Posten so auszeichnete, daß er einige Jahre darauf zum beständigen Präsidenten bei den Quartalgerichten ernannt wurde, und dieses in einem so volkreichen Distrikte sehr wichtige Amt mit Würde und Gewandtheit verwaltete. Ausserdem aber sorgte er auch, durch Aufmerksamkeit auf die Verwaltung der allgemeinen Polizey für die möglichste Verhütung der Verbrechen, und für die unter seiner Aufsicht stehenden Arbeitshäuser, die er oft besuchte, um deren zweckmäßige Einrichtung zu befördern. Auch wurde auf seinen, anfangs sehr bestrittenen, Vorschlag 1787 zu Manchester ein bequemes Gefängniß gebaut, von welchem der unpartheiische Howard sagt: „durch die muthigen Bemühungen Bayley's und anderer Magistratspersonen wird zu Manchester ein neues Gefängniß nach einem großen Maasstabe gebaut, in welchem einzelne Zellen und besondere Stuben für schlechte Lehrlinge seyn werden, u. s. w. Dieses Gefängniß wird den Einsichten und der Liberalität des Unternehmers Ehre machen und allein schon die Kosten des Gebäudes tragen u. s. w." Eben dieser Ruhm gebührt Bayley für das Gefängniß zu Lancaster. Auch wurde er durch diese Anlagen so bekannt, daß er fast bei allen spätern Bauen dieser Art zu Rathe gezogen wurde. Die große Klasse der Armen in Manchester und in der Nachbarschaft hatte immer vorzüglich seine Aufmerksamkeit beschäftiget, und 1796 nahm er sehr lebhaften Antheil an

der

der Errichtung einer bis an seinen Tod von ihm dirigirten Gesundheitskommission, welche die Absicht hatte, den Zustand der Armen zu verbessern, die Entstehung von Krankheiten zu verhüten, der Ansteckung vorzubeugen, und wirkliche Kranke auf alle Art zu unterstüzen. Auch hätte er gerne mehr für den Unterricht der in den Baumwollen-Manufakturen gebrauchten Kinder gethan; aber die deshalb eingebrachte Parlamentsbill umfaßte weit weniger, als er dazu angegeben hatte. Was er für sich und im innern Zirkel zur Beförderung der Bildung der Jugend beitragen konnte, that er mit Eifer, wie unter andern seine Unterstüzung der Sonntagsschulen bewieß.

Von den Vortheilen der allgemeinen Aufklärung fest überzeugt, äußerte er oft Erstaunen und Kummer über den Irrthum vieler sonst gutgesinnten Menschen, welche die niedern Menschenklassen von allem Lernen ausgeschlossen wissen wollen; denn seine Erfahrung hatte ihn überzeugt, daß Lesen, Schreiben und Rechnen nicht nur der Vervollkommnung der Künste, sondern auch der Subordination, Friedfertigkeit, Nüchternheit und Redlichkeit beförderlich sind. Eben diese günstige Meinung bewog ihn auch, an allen Instituten Theil zu nehmen, die in Manchester und in der Nachbarschaft dieser Stadt zur Beförderung der Wissenschaften errichtet wurden. So unterstüzte er eifrig die Akademie zu Warrington, bis zu ihrer Auflösung, wurde aus Liebe zur Landwirthschaft, die er auf seinem Gute mit Eifer betrieb, wie mehrere Aufsäze in Hunters Georg. Essays

zeigen, einer der Stifter der ökonomischen Societät zu Manchester, die ihm mehrmals ehrenvolle Prämien zuerkannte, und frühzeitig verband er sich mit der Gesellschaft, die ungefähr 25 Jahre vor seinem Tode zu Manchester zusammentrat, späterhin sich förmlich unter dem Namen der Literary and philosophical Society of Manchester organisirte, und als solche fünf Bände Transactions herausgab, zu denen Bayley, ungeachtet ihm dringende Geschäfte selten den Besuch ihrer Versammlungen erlaubten, mehrere schäzbare Beiträge lieferte. Auf eine sehr liberale Art unterstüzte er auch das aus dieser Gesellschaft entsprungene College of Arts and Science, das die Absicht hatte, einen Cursus von Schulunterricht einzuführen, der sich mit den Geschäften des commerciellen Lebens vertrüge und zugleich auf die Universität vorbereitete, folglich Mathematik und Physik, Chemie mit Anwendung auf Künste und Gewerbe, Geschichte der Künste und des Handels, Handelsrecht und dergleichen umfaßte, aber troz dem Beifalle vieler einsichtsvollen Menschen keinen Fortgang hatte, so daß er hier seine gute Absicht völlig vereitelt sahe. Glücklich war er dagegen in den Bemühungen, eine Menge seiner Mitbürger zu einer Bittschrift um die Abschaffung des Sklavenhandels zu bewegen; er unterschrieb sie zuerst, nachdem er vor den auf dem Rathhause zu diesem Zwecke versammelten Mitbürgern, mit lauter Stimme und die Hände gen Himmel gehoben, die Worte ausgesprochen hatte: „Möge Gott die tugendhafte Bemühung zum

Besten

Besten der unterdrückten Menschheit segnen!" So wie er sich in den bisher erwähnten Verhältnissen und Unternehmungen als einen aufgeklärten und liberalen Patrioten und Kosmopoliten zeigte, so bewies er sich als einen muthigen und entschlossenen Mann, als er im Jahre 1798, da man eine Landung der Franzosen befürchtete, die bereits am Schlusse des Amerikanischen Krieges bekleidete Stelle eines Befehlshabers der Volontaire von neuem übernommen hatte, bei verschiedenen gefährlichen Aufständen der Manufakturisten, in denen er, wenn Zureden nichts mehr half, mehr als einmal sein Leben daran wagte, um die Ruhe wieder herzustellen.

Seinem politischen Glauben nach gehörte er übrigens zu den Whigs aus der alten Schule, mit welchen er sich lange Zeit thätig mit Entwürfen zu einer Konstitutionsreform beschäftigte.

Als Gatte, Vater und Freund lebte Bayley in sehr glücklichen Verhältnissen; sein Charakter, dem allenfalls einige Hize vorgeworfen werden kann, deren Ausbrüche er sehr leicht wieder gut zu machen wußte, war ganz darnach, ihm Freunde zu erwerben und zu erhalten.

Tho-

Thomas Garnett,

Doktor der Medizin und Professor der Physik am Königl. Institut zu London.

Gestorben am 28. Junius 1802.

Garnetts Ruhm als Schriftsteller und öffentlicher Lehrer schreibt sich zwar erst aus den lezten 10 Jahren seines Lebens her; in diesem kurzen Zeitraume aber wußte er sich einen so bedeutenden Namen im In- und Auslande zu erwerben, daß man seinen Tod um so mehr bedauerte, je frühzeitiger er der gelehrten Welt einen Mann entriß, der durch seine Thätigkeit noch sehr nüzlich zu werden versprach. Er wurde in einem Dorfe in Westmoreland gebohren, wo sein Vater Eigenthümer eines kleinen Gutes bei Kirkly Lonsdale war. Gedrungen durch die hervorstechenden Talente seines Sohnes, beschloß der Vater, an seiner Erziehung nichts zu sparen; er übergab ihn daher, nachdem er die gewöhnliche Zeit auf einer Landschule zugebracht hatte, dem Unterrichte des durch mathematische Kenntnisse bekannten Dowson zu Sedbery in Yorkshire. Vier Jahre brachte er hier als fleißiger Lehrling zu, und gieng dann, um Medizin zu studieren, nach Edinburg, wo er ein Schüler Browns wurde und nach einigen Jahren promovirte. Nachdem er hierauf noch einige Jahre in London die Chirurgie studiert hatte, ließ er sich zu Harropate in Yorkshire nieder. Als es ihm aber hier nicht recht gelingen wollte, weil er die gewöhnlichen Mittel, zur Praxis zu gelan-

gen, haßte, war er bereits entschlossen, nach Amerika auszuwandern, als einige Beamte ihn auf den Gedanken brachten, daß ein Cursus der Chemie und Experimentalphysik in Liverpool aller Wahrscheinlichkeit nach Glük machen würde. Er ergriff diese Idee, und die Ausführung gelang über alle Erwartung. Die benachbarte Stadt Manchester war sein zweyter Schauplaz als öffentlicher Lehrer; er wiederholte hier den zu Liverpool gehaltenen Cursus mit dem höchsten Beifall. Der Ruhm, den er dadurch erlangte, verschaffte ihm eine Professur bei Andersons Institut zu Glasgow, von welchem er nachher in seinen Reisen durch Schottland nähere Berichte erstattete, und einige Zeit darauf wählten ihn die Direktoren des eben gestifteten Instituts zu London zum Lehrer der Chemie und Physik. Der Ruf zu dieser Stelle war zu lockend, als daß er ihn hätte ausschlagen können. Er kam sogleich nach London, und hielt zwey Cursus vor einem vollen und glänzenden Auditorium. Indessen bewogen ihn mehrere Umstände, diese Stelle wiederum aufzugeben, um so mehr, da die dadurch erlangte Publizität ihn zu der Hofnung berechtigte, als unabhängiger Lehrer leben zu können. In dieser Absicht kaufte er ein Haus, worinn er ein großes Auditorium anlegte, das er mit dem nöthigen Apparate ausstattete. Auch hatte er das Vergnügen, dasselbe im Winter 1801 mit Zuhören angefüllt zu sehen. Einen neuen Cursus begann er im Frühjahre 1802 und er näherte sich bereits dem Schlusse desselben, als er darinn durch Krankheit unterbrochen wurde.

Kämpfend

Kämpfend dagegen hielt er noch einige Vorlesungen, bis er sich genöthiget sahe, in seinem Zimmer zu bleiben. Seine Aerzte fanden sehr bald, daß seine Krankheit ein Typhus war, den er sich bei der unentgeldlichen Ausübung seiner Kunst zugezogen hatte; alle Mühe, ihn zu retten, war vergebens; er unterlag dem Fieber an dem obengedachten Tage.

Als Schriftsteller hat Garnett viel geleistet. Als öffentlicher Lehrer hatte er Ansprüche auf den Ruhm einer vollkommenen Kenntnis seines Gegenstandes und eines deutlichen, der Aktion und Deklamation nicht bedürftigen, Vortrags, den er durch Experimente unterstüzte. Als Mensch war er allgemein beliebt. Thätig und energisch, und doch mild und ohne Anmassung, verbarg er vorzügliche Talente unter einem einfachen und sanften Betragen. Seine Physiognomie war offen und verständig, zuweilen sehr lebhaft, nur zu oft durch Melancholie getrübt, welche der Tod seiner innigst geliebten Gattin im zweiten Kindbette veranlaßt hatte. Auch war vorzüglich der Wunsch, für die von ihr hinterlassenen zwei Mädchen möglichst zu sorgen, der Hauptgrund seiner Anstrengungen, die zu seinem frühern Tode mitwirkten. In wenigen Jahren wäre ihnen ein besseres Loos zu Theil worden; denn schon sah erst, nach Besiegung aller Hindernisse, der Belohnung seiner Arbeitsamkeit entgegen.

Johann Jakob Engel,

Direktor des Nationaltheaters zu Berlin.

Gebohren am 11. September 1741, gestorben am 28. Junius 1802.

Zu Parchim im Meklenburgischen war Engel gebohren; sein Vater, Senior des Parchimschen Ministeriums und Pastor, war ein gelehrter und denkender Mann, und seine Mutter, die bei dem Tode dieses Sohnes noch am Leben war, zeichnete sich als eine sehr geistvolle, edeldenkende, überaus wohlthätige Frau aus. Schon früh bemerkten Engels Aeltern, und besonders sein Großvater Brasch, ein reicher Kaufmann und Rathsherr in Parchim — dem Engel in seinem Lorenz Stark ein bleibendes Andenken gesezt hat, — die auffallendsten Proben seiner ausserordentlichen Geisteskräfte. Er zeigte nicht nur frühe ein überaus starkes und schnelles Gedächtniß, sondern auch einen für sein Alter höchst seltenen Beobachtungsgeist und Wiz.

Bis ins neunte Jahr besuchte er die damals sehr herabgekommene Schule seiner Vaterstadt; dann brachte ihn sein Vater nach Rostock zu seinem Bruder, der damals Professor der Philosophie war. Der kaum neunjährige Knabe korrespondirte schon fleißig mit seinen Aeltern. In Rostock erhielt er meist Unterricht von Studenten; doch besuchte er auch die öffentliche Schule. Im Jahre 1756 starb sein Onkel. Engel verfertigte auf den Tod dieses Mannes ein zwei Bogen in Folio star-

kes Trauergedicht, das schon seine künftige Grösse als Schriftsteller ahnen ließ.

Bald darauf bezog er die Akademie zu Rostock, und widmete sich zwei Jahre lang ganz den theologischen Wissenschaften. Von da gieng er nach Bützow, wo er einige Zeit kränkelte. Hier legte er sich mehr auf Philosophie, besonders auf Physik, und wurde 1763 Doktor der Philosophie. Von seinem 19ten Jahre an unterstüzte er seinen Vater, so oft er ihn von Rostock und Bützow aus besuchte, im Predigen, und fand den ausgezeichnetsten Beifall.

Als im Jahre 1763 das Friedensfest nach dem siebenjährigen Kriege gefeiert wurde, hielt er in der Bützowschen Stadtkirche eine Friedensrede, die in Folio gedrukt erschien. Diese Rede fand einen fast unglaublichen Beifall, und erwarb ihm die Liebe und Achtung der Einwohner der Stadt. Er verließ dann Rostock, und würde sich noch näher zum Predigtamte vorbereitet haben, wenn nicht damals der bekannte Superintendent Zachariä (Verfasser des Bußkampfes und anderer hyperpietistischen Schriften) alle die verkezert und von geistlichen Aemtern entfernet hätte, die sich nicht völlig nach seinen Grillen und sonderbaren Meinungen bequemten. Engel gieng daher etwa ums Jahr 1765 nach Leipzig. Hier legte er sich noch weiter auf die Philosophie, besonders aber auch auf das Studium der griechischen und neuern Sprachen. Er sagte selbst oft, daß er sich da erst zum Gelehrten gebildet hätte; aber die außerordentliche Anstrengung schwächte seinen sonst

festen Körper, und er litt bald viel an der Hypochondrie. Durch schriftstellerische Arbeiten, besonders Uebersezungen, durch Privatunterricht und später durch einige öffentliche Vorlesungen sicherte er sich seine Existenz. Er wurde durch seine Schriften bald rühmlich bekannt, und erwarb sich die Freundschaft vieler gelehrten und verdienten Männer. Er erhielt nun einen Ruf als Professor nach Göttingen, als Bibliothekar nach Gotha, als Erzieher eines Grafen nach Paris und als Professor am Joachimsthalischen Gymnasium in Berlin. Dem leztern gab er den Vorzug, weil seine Mutter dies wünschte.

In Berlin lehrte er mit dem größten Beifall, ward bald Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, und schrieb mehrere seiner allgemein bekannten Werke. Später wurde er Lehrer des jezigen Beherrschers der Preussischen Monarchie in der Moral, in der Aesthetik und andern Wissenschaften; auch die übrigen Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses unterrichtete er. Dadurch wurde er dem König Fridrich Wilhelm II. bekannt, der ihn zum Oberdirektor des großen Berlinertheaters machte, wozu er als Verfasser der Mimik vor allen tüchtig schien. Er behielt diesen Posten bis zum Jahre 1794. Da nöthigten ihn mancherlei Umstände, besonders der vielfache Verdruß, der mit dieser Stelle verbunden war, und den seine wankende Gesundheit nicht länger ertragen konnte, seinen Posten niederzulegen. Er begab sich mit dem Entschluß, nie nach Berlin zurückzukehren, nach Schwerin, wo

er ruhig und sehr eingezogen lebte, und sich auf den Umgang mit seinem Bruder, dem (1801) verstorbenen Doktor Karl Christian Engel und einiger weniger Freunde einschränkte. Er schrieb hier den Fürstenspiegel und einige andere später gedrukte Schriften.

Aber bald nach dem Regierungsantritt des jezt regierenden Königs, erhielt er ein sehr gnädiges Einladungsschreiben, nach Berlin zurückzukehren. Es wurde ihm außer dem Gehalt von der Akademie der Wissenschaften noch eine ansehnliche Pension zugesichert, und so konnte er der so herablassenden Einladung eines Königs, um dessen frühere Bildung er sich verdient gemacht hatte, und den er innig ehrte und liebte, nicht widerstehen. Nur war seine Gesundheit sehr geschwächt, er litt an der Hipochondrie, und war nicht im Stande einen Posten zu bekleiden, der eine regelmäßige und ununterbrochene Thätigkeit forderte; aber er sollte auch bloß den Musen leben, sich um die Akademie der Wissenschaften noch verdienter machen, und als Schriftsteller nüzen. Diesen Forderungen seines erhabenen Gönners that er gewissenhaft Genüge. In Berlin genoß er die Achtung der vorzüglichsten Männer, und stand mit ihnen in genauer Verbindung. Hätte seine Kränklichkeit seiner Thätigkeit und der gemeinnüzigen Anwendung seiner seltenen Talente nicht so große Hindernisse in den Weg gelegt; so würde er einen weit ausgebreitetern Wirkungskreis erhalten haben. Er arbeitete indessen als Schriftsteller fast über seine Kräfte und beschleunigte dadurch sein Ende. Seine

ne bejahrte Mutter, die nicht wußte, daß seine Gesundheit so gänzlich zerrüttet war, lud ihn zu einem Besuche ein, weil sie ihn vor ihrem Tode noch einmal zu sehen wünschte. Er sezte sich über alle Bedenklichkeiten hinweg, machte unter den heftigsten Schmerzen die Reise, kam ganz erschöpft in seiner Vaterstadt an, und starb nach einem fast vierwochentlichen Aufenthalt, von allen beweint, die ihn genauer kannten, und bedauert von allen, die seine klassischen Schriften zu schäzen wissen.

Engel war einer der hellsten und scharfsinnigsten Gelehrten, der in allen Fächern, worinn er arbeitete, treflich bestand. Ihm verdankt die Kritik des Geschmacks und der Kunst, die spekulative, praktische und populäre Philosophie in Deutschland überaus viel von ihren neuern Fortschritten. Seine Lustspiele verdienen denen von Lessings bester Manier an die Seite gesezt zu werden. Plan und weise Verbindung der Scenen, Wahrheit und abstechende Gruppirung der Charaktere, Natur und treffende Darlegung der Gesinnungen und Gefühle, und ein meisterhafter, eleganter Dialog, sind ihnen im vorzüglichen Maase eigen. Gleiche Festigkeit des Styls, gleiche Wärme des Herzens und wohlthätige Gesinnungen entzücken in seinen prosaischen Aufsäzen. Die seltene Gabe zu erzählen, die Kunst, den Kopf und das Herz des Lesers immer zugleich zu beschäftigen, die feinen Bemerkungen über Sitten und Menschen, der ungezwungene Wiz, die schalkhafte Satyre und die Mannigfaltigkeit der Gegen-

stände

stände, die er in seinem Philosophen für die Welt bearbeitet hat: alles dieß erhebt ihn auf einen glänzenden Posten. Seine Ideen zu einer Mimik und andere theoretische Schriften erwarben ihm einen Rang unter unsern feinsten und scharfsinnigsten philosophischen Kunstrichtern. Deutschland zählt ihn daher mit Recht zu seinen ersten, geschätzesten klassischen Gelehrten, zu seinem Lessing, Mendelssohn und Garve, deren Zeitgenosse und vertrauter Freund er war.

Sein Charakter verdient ebenfalls, troz mancher Flecken, Achtung. Er war ein edler, menschenfreundlicher Mann; und wenn Redlichkeit, Wahrheitsliebe, edle Freymüthigkeit, Sinn für alles Gute und Schöne, und fester Wille, es möglichst zu befördern, wenn kindliche Liebe, Wohlthätigkeit und unveränderliche Treue in der Freundschaft Züge eines achtungswürdigen Charakters sind, so besaß ihn Engel.

Friedrich August Leopold Graf von Beust,

Churfürstlich Maynzischer Regierungsrath.

Ermordet am 28. Jun. 1802.

Graf Beust starb am ebenangezeigten Tage, indem er von dem Maynzischen Lieutenant von Schwarz aus beleidigtem Ehrgefühl im Kreise einer fröhlichen Gesellschaft zu Erfurt mit mehrern Degen-

Degenstichen ermordet wurde. Die Sache verhält sich folgendermaasen:

Am Frohnleichnamsfeste 1802 war unter andern Lustbarkeiten zu Erfurt in dem großen Saal des Rathskellers ein Gesellschaftsmahl von mehr als 200 Personen. Nach aufgehobener Tafel begab sich ein Theil der Gesellschaft hinweg, ein Theil blieb noch, in zerstreuten Gruppen stehend, und unterhielt sich mit muntern Gesprächen. So stand der Graf von Beust bei dem K. K. Hauptmann von Reichel, vom hier garnisonirenden Bataillon von Erbach, und unterhielt sich scherzhaft mit ihm: als der betrunkene Lieutenant Willigis vom Mainzischen Infanterieregiment Knorr hinzutrat, sich in dieses Gespräch mischte, und unter andern den Grafen von Beust fragte: ob er auch wirklich ein Graf sey? Eben wollte der Graf diese Frage beantworten, als der wackere Reichel, der den Zorn auf des Grafen Gesicht bemerkte und den Lieutenant Willigis den Degen umschnallen sah, erstern zu beruhigen suchte, und leztern nöthigte, seinen Degen niederzulegen. Auf sein Geheiß tranken beide streitende Partheyen die Gesundheit des Churfürsten, ihres Herrn, und der Hauptmann that Bescheid. Beide giengen auseinander, und den Hauptmann von Reichel rief ein dringendes Bedürfnis aus dem Saale. Der Graf von Beust erzählte nun dem Amtmann Strecker das unartige Betragen des Lieutenants Willigis, als der Churmaynzische Ingenieurlieutenant von Schwarz hinzukam, und den Grafen höflich bat, sich

sich zu beruhigen. Dieser aber meinte, er sey zu sehr beleidiget und werde den Lieutenant Willigis zur gelegenen Zeit zur Verantwortung ziehen. Schwarz erwiederte: Willigis würde ihm die Genugthuung nicht verweigern, worauf der Graf sagte: ein Mainzer Kammerherr fürchtet sich nicht vor einem Maynzer Lieutenant! „Ich bin auch ein Maynzer Lieutenant,“ antwortete Schwarz, faßte den Grafen bei der Brust und drückte ihn an die Wand. Der Graf schob ihn zurück. Mit Blizesschnelle zog Schwarz seinen Degen und hieb nach dem unbewaffneten Grafen. Der neben ihm stehende Amtmann Strecker fieng den Hieb auf, und ward dadurch in die Hand verwundet. Jezt that Schwarz einen Stich nach dem Grafen. Der Auditeur Koch, vom Knorrischen Regiment, parirte ihn jedoch so, daß der Graf nur leicht in die Achsel verwundet wurde. Bei dieser Gelegenheit ward der Auditeur durch die Schärfe des Degens gleichfalls leicht verwundet. Ein zweiter Stich fuhr dem Grafen dergestalt durch den Unterleib, daß er beim Rücken wieder herausgieng. Noch siebenmal stieß der Mörder nach dem Verwundeten, konnte ihn aber nicht erreichen; weil inzwischen der Amtmann Graberg hinzugesprungen war, der ihm die Hand hielt und den Degen entwand. Der verwundete Graf ward in ein unteres Zimmer gebracht, und der Mörder sogleich verhaftet. Dieses geschahe Nachmittags nach fünf Uhr. Alle Rettungsmittel waren vergebens. Der Stich war durch die Nieren und den Magen gegangen, und absolut tödtlich. Mit bei-

spiel-

spielloser Ergebung in den göttlichen Willen verschied der gute Graf bei vollem Bewußtseyn und Verstande nach zwölf Stunden Morgens um fünf Uhr nachdem er seinem Mörder vergeben und nur den Wunsch geäußert hatte, daß er entkommen seyn möchte.

Der entseelte Leichnam ward hierauf in den Kreuzgange der nicht weit davon entfernten Predigerkirche gebracht, daselbst gerichtlich geöffnet, und den 29. des Morgens in der Mitte der Kirche in der Stille beigesezt.

Der Graf von Beust hinterließ einen tiefgebeugten Vater, dessen Stüze er in seinen vielfältigen Geschäften war, und eine hochschwangere siebenzehnjährige liebenswürdige Wittwe, welche beide kurz vor diesem schrecklichen Ereigniß den Saal verlassen hatten.

Sein Fürst ehrte und schäzte ihn, und die ganze Stadt liebte ihn und bewunderte seine Thätigkeit und Biederkeit.

Friedrich Karl Joseph,

Churfürst von Maynz und Bischof zu Worms.

Gebohren am 3. Jänner 1719, gestorben am 25. Julius 1802.

Churfürst Friedrich Karl Joseph, der Nestor unter Deutschlands Fürsten, stammte aus dem edeln reichsfreiherrlichen Geschlechte

Er-

der Erthal, und nachdem er verschiedene wichtige Staatsämter begleitet hatte, wurde er am 18. Jul. 1774 zum Erzbischof und Churfürsten von Maynz und am 26. des nämlichen Monats zum Fürstbischof von Worms erwählt. Seit dem Jahre 1792 sah er seine Hauptstadt erst von den Franzosen gleichsam überrumpelt, dann von den Deutschen wieder erobert, und endlich von den erstern für immer behauptet. Von dort an schlug er seine beständige Residenz zu Aschaffenburg auf, ob ihm wohl der wandelbare Gang des Kriegs auch hier keine sichere Wohnung gewährte. Er sah die Gefahren, welche der Ausgang der großen Fehde den sämmtlichen geistlichen Staaten des Vaterlandes bereitete, benahm sich in denselben mit der Würde eines deutschen Fürsten und starb in dem Augenblicke, in dem all' das Uebel zur Wirklichkeit zu gelangen begann, das jene Gefahren drohten.

Churfürst Fr. K. J. folgte dem edeln, unvergeßlichen Emmerich in der Regierung, ohne jedoch in dem Glanze desselben zu verschwinden. Er beförderte Industrie, Künste und Gewerbe, begünstigte die Wissenschaften und die Aufklärung, bekämpfte Intoleranz und Aberglauben, verbesserte die Strassen in seinem Lande, nährte die ärmern Stände durch die Aufführung vieler neuen Gebäude, behauptete die Rechte der deutschen Erzbischöffe gegen die Anmassungen von Rom, und die Rechte der deutschen Stände durch Theilnahme an dem Fürstenbunde, und benahm sich während des Kriegs so thätig, patriotisch und konstitutio-

nell,

nell, wie — sich alle deutschen Fürsten hätten benehmen sollen. Aber sein Hang zum Luxus, zur Ueppigkeit und zur Pracht, die harten Auflagen, wodurch seine Unterthanen gedrückt wurden, die traurige Zerrüttung seiner Finanzen, und der unpolitische Eifer, womit er die französischen Ausgewanderten aufnahm und begünstigte, — das waren die Nachtstücke seines Regentenlebens, die in manchen Perioden nur allzuviel Schatten auf dasselbe warfen.

Wenn dessen ungeachtet je ein Fürst verdiente, daß die Geschichte seiner Regententhaten mit unpartheiischer Feder aufgezeichnet würde, so ist es der Verewigte, und er hat nicht zu fürchten, daß die Schäzung seiner Verdienste um die Menschheit und den Staat, auf der Wage der Gerechtigkeit selbst, zu seinem Nachtheile ausfallen möge. Gerechtigkeit — die erste der Regententugenden, war der hervorstechendste Zug seines Charakters, und es wird seinem Biographen nicht schwer werden, sehr merkwürdige Fälle zu sammeln, wo er — selbst Rechtskundiger — die Hyder Chikane aus ihren Schlupfwinkeln hervorzog, der Willkühr der Beamten Schranken sezte, und der gedrückten Unschuld mit edelm Eifer Recht verschafte, wenn ihre Klage durch das Geräusch des Thrones bis zu seinem Herzen drang. Die ihm natürliche Großmuth und Freigebigkeit übte er am liebsten durch Aufmunterung und Belohnung des Verdienstes jeder Art, wenn es sein scharfer Blick durch den Nebel der Hofluft entdeckte; Talente und Brauchbarkeit für den Staat schäzte er so hoch, daß bei ihm

nicht der Erzbischof, sondern der Regent in der Wahl der Staatsbeamten die entscheidende Stimme hatte; daß er einen Johannes Müller und von Seckendorf zu seinen ersten Dienern berief und andere Protestanten mit öffentlichen Stellen bekleidete; daß er in Erfurt die verfassungsmäßige Religionsparität in Besezung der Regierung, Kammer und der Aemter, die seine Vorfahren unterdrückt hatten, wieder herstellte. Von seiner Sorgfalt für die Landeswohlfahrt zeugen die von ihm zur Beförderung der Landwirthschaft, der Manufakturen und Fabriken, und des Handels, angeordneten eigenen Landesstellen, erlassenen Verordnungen und ausgesezten Prämien, die Begünstigung einwandernder Kolonisten durch Vorschüsse, Abschaffung der Frohndienste u. s. w. Zur Verminderung des menschlichen Elendes aller Art hat wohl kein Fürst von gleichen beschränkten Einkünften mehr gethan, als der Churfürst Friedrich Karl Joseph; nur etwa mit Ausnahme seines verewigten Bruders Franz Ludwig, Fürstbischofs zu Bamberg und Würzburg. Die von ihm durch Rulfs errichtete Armenversorgungsanstalt in Maynz bleibt ein ewiges Denkmal seines Ruhms in der Geschichte der Menschheit. Eben so redende Zeugen seiner Menschenliebe sind: die von ihm gestifteten Hebammen und Entbindungsanstalten in Maynz und Erfurt; das Polizey- und Arbeitshaus in lezterer Stadt; die 1784 angeordneten Rettungsanstalten für Ertrunkene, Erhängte, u. s. w., welche nicht in bloßen Vorschriften bestehen, sondern mit zweckmäßigen Apparaten im

ganzen Lande nicht allein den ärztlichen Beistand, sondern auch Pflege und Speise auf Staatskosten erhalten; die mit fürstlicher Großmuth dotirte Witt- wen- und Waisenversorgung der Civildienerschaft; einzelner oft mit großem Aufwand geschehener Hilfsleistungen, z. B. bei der Ueberschwemmung des Rheins 1784, nicht zu gedenken, so wie der Großmuth, mit welcher er seiner gesammten Dienerschaft, während des Krieges und der enormen Schmälerung seiner Einkünfte, ihre Gehalte und Pensionen fortzahlen ließ, und nur seinen persönlichen und Hofaufwand einschränkte.

Was Friedr. Karl Joseph für die Aufnahme der Wissenschaften, besonders für die Universität Maynz gethan hat; wie er hier bei Besezung der Lehrstellen nur auf Gelehrsamkeit und Talente, nicht auf das Religionsbekenntniß, sahe, wie reichlich er einen Dietze, Forster, Sömmering, von Pfeiffer, — alle protestantischer Religion, besoldete, nach welchem treflichen Plan eines der hellsten Köpfe des katholischen Deutschlands, des verewigten Hofkanzlers Freiherrn von Benzel, als Kurators, das Landes- Studien- und Schulwesen in ein Ganzes geordnet, und zum Besten der Menschheit und des Staats geleitet wurde; dieß alles ist weltkundig.

Als Erzbischof bewies der Verewigte, bei vieler Religiosität und Anhänglichkeit an den katholischen Ritus, doch sehr aufgeklärte Begriffe durch die Aufhebung mehrerer Klöster zum Besten der Universität und der Armenanstalt zu Maynz; durch Einschränkung der Klostergelübde und Abstellung mancher

cher andern religiösen Misbräuche; durch Einführung deutscher Gesänge beim Meßopfer und besserer Katechismen; durch Vertheidigung der deutschen Kirchenfreiheit in dem bekannten Nuntiaturstreite; durch Toleranz gegen die Protestanten und Herstellung ihrer Rechte in Erfurt.

Als Erzkanzler und erster Wahlfürst Germaniens zeigte er, bei seiner erklärten Ergebenheit an das österreichische Haus, durch seinen Beitritt zum Fürstenbunde (1785), durch die großmüthigen Unterstüzungen, die er dem Kanzleipersonale des Reichskammergerichts angedeihen ließ, durch die Leitung der Reichstagsgeschäfte und durch die höchste Anstrengung der Staatskräfte im lezten Kriege, wie sehr ihm die Erhaltung der deutschen Reichsverfassung am Herzen lag. Wie empfindlich mußte daher der Vorwurf, daß er durch seinen, den französischen Emigrirten ertheilten Schuz, Veranlassung zum Kriege gegeben habe, und das unglücklich daraus entstandene Loos seines Landes, das ihn selbst so hart traf, seinem patriotischen Herzen seyn! Wer sollte nicht den Greisen bedauern, der aus seinem glänzenden Regentensitze so oft vor dem Geräusche feindlicher Waffen fliehen mußte, bis er ihn endlich verlohr, und nun auch sein Grab nicht mehr auf der Ruhestätte seiner Vorfahren findet.

Am 29. Julius 1802 wurden die Eingeweide des Verewigten, mit dem gewöhnlichen Leichenkondukte, aus der Schloßkirche nach der Kollegiumskirche gebracht, und in die nämliche Gruft

vor dem Hochaltare beigesezt, worinnen die Eingeweide des am 17. Septemb. 1626 verstorbenen Churfürsten, Johann Swikard von Kronenberg, aufbehalten sind.

Heinrich Friedrich Ludwig,

Königlich Preussischer Prinz und Generalfeldmarschall.

Gebohren am 18. Jänner 1726, gestorben am 3. August 1802.

Prinz Heinrich war der Sohn Friedrich Wilhelm I., Königs von Preussen und Sophia Dorothea, Tochter Georg I., Königs von England; er vermählte sich mit der Prinzessin Wilhelmine, Tochter des Landgrafen Maximilian von Hessenkassel, das Beilager war den 25. Junius 1752 vollzogen.

Im sechszehnten Jahre that er seinen ersten Feldzug, indem er im Jahre 1742 als Oberster zur königl. Armee nach Mähren gieng und bald darauf der siegreichen Schlacht bei Chotusitz beiwohnte. Im siebenjährigen Kriege, wo er die zweite Armee befehligte, zeichnete er sich auf eine solche Weise aus, daß er den Beifall seines großen Bruders, Friedrich des Einzigen, die Segnungen der preussischen Staaten, und die Bewunderung von Europa erhielt. Dieser Krieg war der Schauplaz seiner Heldenthaten; in der Schlacht bei Prag kommandirte er den rechten Flügel. Der Sieg bei Roßbach war vorzüglich

sein

sein Werk. Im Feldzuge 1758 ward er der Schrecken der Franzosen, in dem von 1759 die Geissel der Reichsarmee. Er entsetzte Breslau und gewann die große Schlacht bei Freyberg. Sein großer Bruder giebt ihm selbst, indem er dies leztere erzählt, das Zeugnis: „Heinrich bedarf keiner Lobrede. Sein schönstes Lob ist die Geschichte seiner Thaten. In diesen findet der Kenner jene glückliche, aber seltene Mischung von Kühnheit und Klugheit, wodurch das größte Maas von Vollkommenheit hervorgebracht wird, das die Natur zur Bildung eines großen Feldherrn verleihen kann.“ Auch sagte er von ihm: „Prinz Heinrich hat in allen Feldzügen des siebenjährigen Kriegs nie einen Fehler begangen.“

Kürzer und bündiger kann Heinrichs militärischer Charakter nicht gezeichnet werden. Er war der Bayard der Preussen: „ohne Furcht und ohne Tadel.“

In dem baierischen Erbfolgekrieg erschien er zulezt auf dem Kampfplaze, er führte die zweite Armee und drang von Sachsen in Böhmen ein. Im Jahre 1776 reisete er nach Stockholm, und von da nach Petersburg, von wo er mit dem Großfürsten (nachherigem Kaiser) Paul nach Berlin zurückkehrte; im Jahre 1780 reisete er nach Spaa, wo er den Kaiser Joseph II. sprach, und späterhin nach Frankreich. Allenthalben erwarb er sich die Liebe und Verehrung der Gemüther. Denn nicht blos kriegerische Tugenden und Staatseinsichten veredelten und erhöheten seinen Geist; er

 hatte

hatte sich durch Kenntnisse der mannigfaltigsten Art, durch Wissenschaften und Künste ausgebildet, und der gefürchtete Tapfere war in geistreichen Zirkeln der feinste und heiterste Gesellschafter. Sein glänzender Hof war eine Versammlung edler und verständiger Personen des In- und Auslandes. Er war ein großer Kenner der Musik, und hatte eine der vortreflichsten Kapellen und französischen Schauspielergesellschaften. Mit Geschmack und Pracht verschönerte er das ihm von seinem Bruder nach dem Hubertsburger Frieden geschenkte Lustschloß Rheinsberg, dessen romantische Gegend die schönsten Anlagen begünstigte, und in dessen Garten er verdienstvollen Zeitgenossen Ehrendenkmale, und dadurch seinem eigenem gefühlvollen Herzen rührende Monumente errichtete.

An den Kriegen gegen Frankreich und gegen Pohlen, die er beide misbilligte, nahm er keinen Antheil. Stille lebte er im Bewußtseyn seiner Größe auf seinem Schlosse, und glücklich im Genusse der Freuden, die die Musen und die Grazien, und die Ausübung menschenfreundlicher Handlungen dem bessern Theile der Sterblichen gewähren. Ein Steckfluß machte dem Leben eines Mannes ein Ende, der als Mensch in seinem Kreise unvergeßlich ist, und dessen Büste, mit Lorbeer gekrönt, unverrückt in dem Tempel der Heroen der Deutschen stehen wird.

Am 5. August ist der Verewigte zu Rheinsberg ohne allen Pomp in Gegenwart der Prinzen Louis und August Ferdinand und des Fürsten Radzivill begraben worden.

Prinz

Prinz Heinrich hatte, wie sein erhabener Bruder, einen Widerwillen gegen die deutsche Sprache; er schrieb und sprach gewöhnlich französisch.

Marie Anne Henriette le Payan de l'Estang, ehemalige Marq. d'Antremont, dann Madame de Bourdic und Viot,

Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Gebohren zu Dresden im J. 1742, gestorben zu Paris am 7. August 1802.

Der Vater dieser Dichterin, aus Dauphine herstammend, fiel in der Schlacht bei Cinq-Etoiles in Flandern, im Jahre 1745, an der Spize der französischen Kroaten, deren Oberster er war. Noch sehr jung heurathete sie de Riberes, Marquis d'Antremont, in der Grafschaft Venaissin. Diese Ehe war aber nicht glücklich. Den größten Theil ihrer Jugend verlebte sie in Languedoc und zu Aubenas. Im Jahre 1756 heurathete sie den ehemaligen Infanteriehauptmann und nachherigen Major zu Nimes, de Bourdic, einen an Herz und Geist sehr empfehlungswürdigen Mann, mit dem sie sehr zufrieden lebte. Nicht weniger war dies der Fall in ihrer dritten Ehe mit Viot, ehemaligen Generaladministrator der Nationaldomainen und nachherigem Kommissär der Handelsverhältnisse zu Barcellona.

Schon frühzeitig entwickelte sich ihr Geschmack für die Dichtkunst; sie versificirte mit vieler Leichtigkeit,

tigkeit, ohne stolz darauf zu werden. Selbst die Lobsprüche Voltaires berauschten sie nicht; und fast gegen ihren Willen wurde im J. 1770 von ihren Gedichten eine Ausgabe veranstaltet (Amsterdam 64 S. 12.) von der aber nur wenige Exemplare abgezogen wurden, die nicht in den Buchhandel kamen. Ihre meisten Gedichte, (Lieder, Episteln, Idyllen u. dergl.) voll Feinheit und Anmuth, stehen im Almanac des Muses, andere kamen nur unter ihren Freunden in Umlauf. Ihr 1799 gedrucktes Eloge de Montaigne giebt einen richtigen Maasstab für ihr Talent zur Prosa. Ihre Oper Forêt de Brama in zwei Akten ist zu Paris aus Vorlesungen in Gesellschaften als ein schön versificirtes und auch von andern Seiten vorzügliches Stück bekannt und würde wahrscheinlich bereits aufgeführt worden seyn, wenn die Musik früher fertig geworden wäre. Noch war sie mit mehrern andern poetischen und prosaischen Arbeiten (z. B. Lobschriften auf Tasso, de Ninon, de l'Enclos und dergl.) beschäftiget, als während ihres Aufenthaltes zu Namiere bei Bagnols eine Entzündung der Eingeweide ihrem Leben ein Ende machte.

Ihr Haus zu Paris war der Vereinigungsort einer großen Menge von Belletristen und Gelehrten. Mit großer Lebhaftigkeit des Geistes verband sie sehr mannigfaltige Kenntnisse, einen feinen Geschmack, Bescheidenheit und Frohsinn, vorzüglich aber eine Gutmüthigkeit, die den hervorstechendsten Zug ihres Charakters und die Grundlage ihres Betragens ausmachte. Unter einer Menge

glück-

glücklicher Einfälle, die man von ihr hörte, konnte man ihr nie einen vorwerfen, der den geringsten Anschein von Bosheit gehabt hätte; und nie machte sie ihre Kenntnisse geltend. Durch ihr Betragen wußte sie die Ansprüche zu verbergen, die sie als Dichterin zu machen sich berechtiget glauben durfte. Auch außer Paris, wo sie mit mehrern Lyceen in Verbindung stand, wurde ihr Werth anerkannt. Die Akademie zu Nimes, die Museen zu Bourdeaux und Toulouse, und die patriotische Gesellschaft in Bretagne hatten sie zum Mitgliede aufgenommen, so wie die arkadische Gesellschaft zu Rom.

Georg Freyherr von Vega,

Gebohren im Jahre 1754, gestorben im Sept. 1802.

Vega war lange Zeit Professor, dann Offizier, zulezt Oberstlieutenant beim K. K. Bombardier-Korps, Ritter vom Theresien Orden, Indigena von Ungarn, Mitglied und Correspondent der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und zu Prag, der Akademie zu Berlin und zu Erfurt. Er wurde am 27. September 1802 am Ufer der Donau gefunden, wo er sonst zu baden pflegte, und am 28. September begraben. Am 17. September verließ er seine Wohnung, und kehrte nicht wieder. Er ward zu Sagoritz in der Moraitscher Pfarre im Herzogthum Krain von armen slavischen Aeltern gebohren; sein Name soll ei-

gentlich

gentlich Veha (Spundloch) gewesen seyn, den er später mit dem spanisch klingenden Vega[1] vertauschte. Er studierte zu Laybach die philosophischen Wissenschaften und Mathematik, letztere unter der Anleitung des Abbe Jos. Maffei, der jezt ein Hausgenosse des Grafen Colloredo und Probst zu Bunzlau ist. Nach Vollendung seiner Studien ward er Landingenieur in Krain, dann in Ungarn. Kaiser Joseph II. lernte ihn auf seinen Reisen kennen, und brachte ihn zur K. K. Artillerie. Der Umstand, daß er hier zuerst als Professor gebraucht wurde, verzögerte seine Anstellung zum wirklichen Dienste. Seine häuslichen Umstände waren nicht die schlechtesten; auch hatte er es selbst in Rücksicht äußerer Ehre zwar nicht so weit gebracht, als er es verdiente, doch war er auch nicht ganz zurückgeblieben.

Aber große und nüzliche Gedanken — einer polytechnischen Schule, einer Navigationsschule zu Triest u. s. w. — schwebten vor seiner Seele; der Gram, daß so vieles nicht geschah, was er wünschte, nagte an seinem Herzen. Man soll von ihm ein Billet an seine Mutter gefunden haben, worinn er dieselbe bittet, seine hinterlassenen Kinder nur nicht vieles lernen zu lassen. — —

Sein größter Trost und Stolz war die Correspondenz mit auswärtigen Gelehrten seines Fachs, und die Achtung derselben. Mit Enthusiasmus las er seinen Freunden, z. B. die Briefe eines Lalande vor. Seine ausführliche Beurtheilung und Vergleichung der neuen französischen Maase und Gewichte ist in

der

der Zeitschrift von und für Ungarn (B. II. Heft 2.) abgedruckt; eine Vorarbeit hiezu steht schon in der zweiten Auflage des logarithm. trig. Handbuchs. In der von ihm herausgegebenen Anleitung zur Zeitkunde (1801. 8.) hat er S. 138 die Mängel des jezigen französischen Kalenders gezeigt.

Von den edelsten Einwohnern Wiens betrauert, ist sein Leichnam mit aller seinem Range angemessenen militärischen Feyerlichkeit zur Erde bestattet worden.

Die im Jahre 1804 in Zeitungen verbreitete Nachricht, nach welcher Vega wäre erdrosselt und in die Donau geworfen worden, hat sich nicht bestättiget.

Kraft Ernst, Fürst zu Oettingen = Oettingen und Oettingen = Wallerstein 2c.

K. K. wirkl. Kämmerer, des Reichs=Gräfl. Kollegiums in Schwaben Direktor und des Wirtemb. großen Ordens Ritter.

Gebohren am 3. August 1748, gestorben am 6. Oktober 1802.

Fürst Kraft Ernst trat die Regierung an den 3. August 1773 und am 25. März 1774 wurde er für sich und seine Nachfolger von Kaiser Joseph II. in den Reichsfürstenstand erhoben. Seine zweite Gemahlin ist: Prinzessin Wilhelmine von Wirtemberg, vermählt den 20.

Okto-

Oktober 1789; aus dieser Ehe ist der Erbprinz Ludwig Karl Kraft, gebohren den 31. Jänner 1791.

Der Fürst besaß einen seltrnen Grad von Lebhaftigkeit und Thätigkeit, besorgte alle Geschäfte seiner Regierung selbst, und vermehrte seine Beesitzungen durch sehr viele neue Acquisitionen, unter denen die ihm im Jahre 1798 durch Erbschaft angefallene Grafschaft Baldern die beträchtlichste war. Bei der ungewöhnlichen Stärke seiner Seelenkräfte, besonders der Phantasie und des Gedächtnisses, besaß er sehr ausgebreitete gelehrte Kenntnisse aller Art, und verstand mehrere lebende und todte Sprachen, auch machte er großen Aufwand für Künstler und Wissenschaften und schätzte und belohnte die Kenner derselben. Er sammelte eine Bibliothek, die über hunderttausend Werke enthält und eine der ansehnlichsten in Deutschland ist. Da er aber auch Mensch war, — durch seine Selbstthätigkeit oft den Gang der Geschäfte hemmte und verwirrte, im Besitze eines großen Geldvorraths seine Dienstleute unrichtig bezahlte, das Wild in größerer Menge hegte, als es der landwirthschaftliche Wohlstand erlaubte und sich manchen ihm eigenthümlichen Sonderbarkeiten überließ, — so konnte er dem Tadel seiner Zeitgenossen nicht entgehen.

Indessen entgieng seinem Scharfblick nichts Großes und nichts Kleines; flüchtig schien er oft einen Gegenstand nur berührt zu haben, und er war von ihm auf das innigste durchdrungen. Mit Leichtigkeit und Behendigkeit vollendete er die intri-

kate-

katesten Geschäfte, und gieng von einem aufs andere über, nicht einmal einer Erholung bedürftig. Sein prüfendes Auge zu täuschen, wäre dem geübtesten Herchler schwer geworden. Seine Menschenkenntnis übertraf alle Erwartung; daher seine tiefen Einsichten in alle Theile der Regierungskunst und der Staatsverwaltung; daher seine treffenden Urtheile über die Zeichen der Zeit und die Weltereignisse; daher seine Geistesüberlegenheit über Jeden, und seine unwiderstehliche Ueberredungsgabe; daher seine Feinheit zu handeln, seine Politik. — Fremde Sprachen sprach er mit einer Reinigkeit und Fertigkeit, die selbst die bewundern mußten, deren Landessprachen sie sind. Er war nicht nur Freund und Beschüzer der Wissenschaften, er kannte sie selbst. In keiner war er fremd, in mancher beschämte er den Gelehrten von Profession. Dabei war er von nicht ermüdender Thätigkeit, von einer Thätigkeit, die ihn oft allen Genuß vergessen ließ, die ihm die Nacht zum Tage machte. So treu er dem Glauben seiner Väter war, so hat er doch Andersdenkende nie zurückgesezt, und nie gekränkt, sondern geschüzt und nach Würden geachtet, und das Verdienst hervorgezogen und belohnt, ohne auf kirchliches Bekenntnis zu sehen. Jedermann stand der Zutritt zu ihm offen, und jedermann gönnte er sein Ohr, um sein Anliegen und seine Bitten vorzutragen, und Niemand ließ er, wenn auch Hilfe nach Umständen unmöglich war, ungetröstet von sich. Er schonte diesfalls weder seine Bequemlichkeit, noch seine Kräfte, und verkürzte die Stunden seiner Ruhe. Bei allgemeiner

Noth

Noth eilte er immer auf den Flügeln des Mitleids und der Erbarmung herbei. Härte war seinem Herzen fremd. Oft ließ er ansehnliche Summen an Arme austheilen, ohne daß den Empfängern die Quelle der Wohlthätigkeit bekannt gemacht wurde.

Alle, welche den Verewigten kannten, bewunderten seinen Geist und sein überaus einnehmendes humanes Betragen. Ohne Liebe und Verehrung verließ ihn nicht leicht jemand. Das ganze Gebiet der Wissenschaften war ihm nicht fremd, besonders zeichnete er sich in jedem Zweige der Rechtswissenschaften aus. Der französischen, englischen, italienischen und lateinischen Sprache war er eben so mächtig, als seiner Muttersprache, die er, gegen die Gewohnheit seiner Provinz, sehr rein sprach. Die schönen Künste und Wissenschaften haben an ihm einen Kenner und Verehrer verlohren; seine Bibliothek, seine Münz- Gemählde- und Kupferstichkabinete legen hievon den vollsten Beweis ab. Die Gerechtsame seines Hauses, so wie die bessere Kultur seines Landes war sein angelegenstes Geschäfte, dem alle seine Vergnügungen, selbst die Ruhe, weichen mußte. Unter allen Regenten des Hauses Oettingen hat keiner so viel seinem Hause erworben, als er, unter keinem erhielt die Kultur einen so hohen Grad, als unter ihm.

Er war ein zärtlicher Gatte und liebevoller Vater vier hoffnungsvoller Söhne und fünf liebenswürdiger Töchter, wovon die erste mit dem Fürsten

sten von Lamberg (den 19. Sept. 1802) verheurathet wurde.

Da der Erbprinz noch minderjährig ist, so ist die Vormundschaft dem Bruder des Verewigten, dem Grafen Philipp von Oettingen Wallerstein, kaiserlichen Reichshofrathspräsidenten, übertragen worden.

Franz Xaver Käfer,

Professor, erster Lehrer an der Feyertagsschule der bürgerlichen Handwerker, welche an den abgeschaften Feyertagen zu München gehalten wird.

Gestorben am 10. Oktober 1802.

Käfer war zu Axöd, einem Bauerngut, unweit dem Bahnmakke Eggenfelden in Baiern gebohren; seinen ersten Unterricht erhielt er in der Riexlischen Schule in Eggenfelden, kam im 10. Jahre seines Alters als Singknabe in das Kloster Aspach, wo er lateinisch lernte, und nach 3 Jahren gieng er nach Landshut. Der damalige Seminarpräfekt, Professor Forster, leitete seine Vorliebe zur Musik, vorzüglich dem Klarinette, seinem Lieblingsinstrumente, wodurch er die Aufmerksamkeit des damaligen churfürstlichen Hofmusikintendanten Grafen von Seeau auf sich zog. Von Landshut kam er nach München, wo er im Lyceum Logik und Physik studierte. Um sich leichter zu ernähren, gab er Unterricht in der deutschen und latei-

lateinischen Sprache und Musik. Durch seine Thätigkeit und Eifer ward er im Jahre 1790 Aufseher und Repetitor in der churfürstlichen Militärakademie. Durch dieses undankbare und harte Aemtchen, wobei viel Verdruß, wenig Lohn und noch weniger Freude zu ärndten war, bahnte er sich den Weg zum wirklichen Professor bei gedachter Akademie.

Schon lange entwarf er einen Plan, eine Feyertagsschule zu errichten, und übergab ihn dem damals regierenden Churfürsten Karl Theodor zur Genehmigung. Diese erfolgte im Jahre 1793. So viele Hindernisse sich zur Ausführung dieses Plans zeigten, so eröfnete er doch diese Schule im August dieses Jahrs in seiner eigenen Wohnung, und suchte und erhielt Beyträge von Bruderschaften und milden Stiftungen. Die Zahl der Schüler vermehrte sich Anfangs gleich auf vierhunderte; der Raum seiner Wohnung war bald zu eng, er mußte eine größere miethen. Da der Schullustigen immer mehrere wurden, und er aus eigenen Mitteln die Lehrbücher nicht, wie er wollte, bezahlen konnte, auch auf andern Seiten mehrere Hindernisse entstanden, so sah er sich überall um Freunde und Wohlthäter um. Er fand solche bei dem bürgerlichen Magistrate in München, bei dem churfürstlichen geistlichen Rathe und selbst bei der hohen Landschaft, welche leztere ihm im Jahre 1795 ihr eigenes Gebäude auf dem Anger mit vier geräumigen Zimmern unverzinslich zum Gebrauche der Schulen überließ, wozu der Magistrat die Schuleinrichtungen beischafte. Käfer brachte seine Schule in einen solchen Stand, daß

sie

sie als Muster für alle zu errichtenden Feyertags-schulen aufgestellt wurde. Käfer pflegte sie, wie ein Kind. Er entsagte der Professur in der Militärakademie, und wurde im J. 1800 dafür vom geistlichen Rathe zum Inspektor der deutschen Schulen mit einem hinlänglichen Gehalt ernannt. Von nun an war er ganz enthusiastisch für seine Schule und für die Errichtung mehrerer ähnlichen im Lande eingenommen. Er stand mit den berühmtesten Schul- und Erziehungsfreunden in Briefwechsel. Noch trug er den großen Gedanken herum, mit seiner Feiertagsschule ein Schullehrer-seminarium in Verbindung zu bringen. Allein zu früh entriß ihn der Tod.

Um das Andenken dieses thätigen Mannes zu ehren, welcher dem Vaterlande durch die erste Gründung und eifrige Beförderung dieses gemeinnützigen Instituts wichtige Dienste geleistet hat, bewilligte der Churfürst Maximilian Joseph, obgleich für die Wittwen öffentlicher Lehrer noch kein Pensionsfond vorhanden ist, doch seiner hinterlassenen Wittwe eine jährliche Pension von hundert und fünfzig Gulden aus der deutschen Schulkasse, wovon ihr auch die Hälfte im Falle einer weitern Verheurathung, lebenslänglich verbleiben soll. Auch befahl der, wahre Verdienste um den Staat schäzende Regent, daß dem Verstorbenen, ohne Vergeltung zur Kirchhofskasse, eine Grabesstätte überlassen, und daselbst, auf Kosten des Schulfonds, ein passendes Monument errichtet werden soll.

Phi-

Philipp Daniel Duboy Laverne,

Direktor der Republikanischen Buchdruckerey zu Paris.

Gebohren am 17. Sept. 1755, gestorben am 13. Novemb 1802.

Trechataux, im Departement Cote d'or, in der Nähe von Dijon, war der Geburtsort dieses geschickten Buchdruckers. Seine Erziehung wurde seinem Oheim, dem gelehrten und fleissigen Benediktiner Clement anvertraut, dem er sich auch, nach Aufhebung der Klöster durch die Aufnahme in sein Haus dankbar zu beweisen Gelegenheit hatte. Durch Clement erhielt Duboy Laverne die Bekanntschaft des gelehrten Brequigany und anderer Mitglieder der Akademie des Inscript. et belles lettres, und dadurch wurde ihm 1785 der Auftrag, das Register zu dem 34. bis 43. B. der Memoiren derselben zu verfertigen, ertheilt; eine Arbeit, die er mit so vieler Sorgfalt und Einsicht vollendete, daß er seine Vorgänger weit hinter sich zurück ließ. Eben dieses Geschäfte machte ihn in der Druckerey des Louvre bekannt. Der Vorsteher desselben, Amisson Duperron, der in ihm einen Mann fand, auf dessen Moralität, Thätigkeit und Talente er rechnen durfte, suchte ihn für die Anstalt zu gewinnen. Von diesem Zeitpunkte an widmete er alle Augenblicke seines Lebens, seinen ganzen Fleiß, und alle seine Kenntnisse der Anstalt, deren Verwaltung er, unter Amisson Duperron unmittelbarer Leitung, übernahm. Weit davon entfernt, auf sein Amt Anspruch zu machen, sah er sich durch die Revolu-

tion, gleichsam gegen seinen Willen, an einen Posten gestellt, der viele Jahre hindurch für ihn nur eine beständige Quelle von Unruhe und Angst seyn sollte. Schon seine vergeblichen Bemühungen, seinen Wohlthäter zu retten, mußte ihm diesen Posten lästig machen. Dazu kam noch, daß er sich genöthiget sahe, das ihm anvertraute Eigenthum gegen die unverschämten Räubereien Marat's zu vertheidigen, und sich gegen den Haß, den seine Festigkeit und sein Widerstand erregte, in Verwahrung zu setzen.

Zu der Zeit, da Duboy Laverne die Direktion der königlichen Druckerey im Louvre übernahm, die so viele berühmte Werke lieferte, welche ihr unter den berühmtesten Anstalten dieser Art eine der vorzüglichsten Stellen sichert, war sie noch weit von dem Zustande entfernt, in welchen sie durch seine Sorgfalt kam. Unter seiner Direktion erhielt sie einen ungemeinen Umfang, und gelangte zu einer Größe, die sie zu einem Gegenstande der Bewunderung der Reisenden macht. Damals wurden nur 20 Pressen unterhalten, jezt ist deren Anzahl auf hundert gestiegen. Vitre's arabische Charaktere waren, seit dem Ankaufe derselben auf königliche Kosten, ungebraucht geblieben. Auf das Ansuchen der Academie des Jnscr. durch die Befehle des Baron Bretevil und durch die Besorgung des Gelehrten de Guignes wurde dieser Schaz endlich der Vergessenheit entrissen.

Zu der franz. Expedition nach Egypten wurde die Einrichtung einer griechischen und arabischen Druckerey erfordert, welche die dahin bestimmte

Armee begleiten sollte. Die ganze Thätigkeit Duboy Laverne's gehörte dazu, um in so kurzer Zeit, als ihm gestattet wurde, das zu leisten, was die Regierung von ihm foderte, ohne die Möglichkeit zu berechnen. Er brachte indessen doch das Geschäfte zu Stande, und die arabischen Charaktere der Republik giengen ab, um in den Ländern, welche das Muster dazu gegebenhatten, der Politik und den Wissenschaften nüzliche Dienste zu leisten.

So wie Duboy Laverne einerseits den französischen Truppen Schriften aus der Republik mitgab, so erhielt er anderseits durch ihre Siege ein Mittel, dieselbe mit einer großen Menge ausländischer Charaktere zu bereichern, deren Guß unter den Auspicien der Päbste von der Kongregation de propaganda fide besorgt worden war! Vielleicht wären diese zum Besten der Religion und der Wissenschaften bestimmten Schäze sowohl für die Sieger, als für die Besiegten verloren gegangen, wenn nicht Duboy Laverne den Agenten der Regierung die nöthigen Anweisungen zur Erhaltung derselben gegeben hätte. Auch hat Duboy Laverne die Gelegenheit benuzt, die Druckerey mit einer Samaritanischen Schrift zu bereichern. Seinem Eifer hat man es zu verdanken, daß jezt in dieser Anstalt Hebräisch, Syrisch, Arabisch, Samaritanisch, Coptisch, Armenisch und Tartarisch-Manschuisch gedrukt wird; denn auch an der Anschaffung der leztern Charaktere hatte er Antheil. Auch Garamonts griechische Charaktere führte er ein, so wie es bemerkenswerth ist, daß seit einigen Jahren die Pressen dieser Druckerey,

deutsche, russische, polnische, italienische und holländische Schriften, in den diesen Sprachen eigenen Charakteren, lieferten.

Durch diese wichtigen Verdienste, so wie durch seine Talente überhaupt erwarb, er sich den Beifall der ausgezeichnetsten Gelehrten und der einsichtvollsten Kunstkenner eben so sehr, als er durch die Eigenschaften seines Herzens ihre Achtung und Freundschaft gewann. Die Beweise ihres Beifalls halfen ihm die unendlich vielen Verdrüßlichkeiten überstehen, die ihm nicht nur während der Gräuel der revolutionären Zeiten, deren Opfer zu werden er nahe daran war, sondern auch während der Abwechselungen einer schwankenden Regierung gemacht wurden. Unaufhörlich im Kampfe mit der Eifersucht und dem Eigennuze, mußte er, um die Angriffe auf die Anstalt abzuwehren, die er eben so eifrig als uneigennüzig verwaltete, viele Zeit aufwenden, die er besser hätte benuzen können. Kaum hatte er eine Intrigue vereitelt, und bewiesen, daß die Existenz dieser Druckerey, die Oekonomie bei der Verwaltung, die Geschwindigkeit und Regelmäßigkeit des Dienstes, mit ihrem Umfange auf das genaueste zusammenhiengen, und daß die geringste Schmählerung ihrer Integrität sie lähmen und ihren Untergang bereiten würde; so hatte er schon wieder andere Angriffe zurückzuschlagen, und sich immer wieder in einen unaufhörlich erneuerten Kampf gegen Neid und Bosheit einzulassen, die den Befehl zur Zerstörung der Anstalt zu erschleichen suchten. Als nun aber endlich die Zeit gekommen war, da er, ruhig über das Schicksal sei-

ner Anstalt, die Früchte seiner Bemühungen, nicht in Arbeitslosigkeit, sondern in den sorgenfreien Beschäftigungen mit den Verbesserungen derselben finden sollte, da er seine blos durch anhaltende Arbeit geschwächte Gesundheit durch die Uebertragung des Details an würdige Gehülfen wiederherzustellen hoffen durfte, entriß ihn ein eben so schreklicher als unvorhergesehener Zufall (das Herabstürzen von einer hohen Gallerie) der Kunst und seiner Familie. Für diese ist sein früher Tod um so schmerzlicher, da er nur wenig hinterlies und keines seiner Kinder noch von ihm so gebildet werden konnte, daß die Direktion der Anstalt (die dem durch seine Druckerey in Egypten bekannten Marcel übergeben wurde) bei der Familie hätte bleiben können.

Joseph Friedrich Emmerich.

Gestorben am 17. November 1802, alt 28 Jahre, zu Würzburg.

Ein in neuern Zeiten bekannter Schriftsteller, gebohren zu Wezlar. Er hatte sich Anfangs den Rechtswissenschaften gewidmet, verlies aber dieses Studium und seine Vaterstadt, als der französische General Hoche sich daselbst befand, gieng mit diesem nach Mainz, in der Hofnung, dort bald angestellt zu werden, und verrichtete abwechselnd bald Militär, bald Privatsekretärdienste. Mehrere Gedichte, die er damals verfertigte, und verschiedene politische Aufsäze wurden mit Beifall gelesen.

Em-

Emmerich starb im Juliusspital zu Würzburg an einer Entkräftung, die er sich durch die hartnäckigste Enthaltung von allen Lebensmitteln zugezogen hatte. Diese Enthaltung hatte ihren Grund in der Zerrüttung seines Verstandes, die so weit gieng, daß er einige Wochen früher, troz aller Aufsicht, aus dem Fenster gesprungen war und eine Rippe gebrochen hatte; diese wurde wieder geheilt und war nicht Ursache seines Todes. Sein Schicksal in den lezten Zeiten seines Lebens war fürchterlich. Die Feinde, die er sich durch den Verdacht, daß er Verfasser gewisser Nachrichten vom linken Rheinufer in der Minerva war, zugezogen hatte, waren nicht damit zufrieden, seine Deportation auf das rechte Ufer zu bewirken; sie hatten zugleich, mit einer Grausamkeit, die nicht ausgesuchter seyn konnte, Sorge getragen, ihn in seinem ehemaligen Vaterlande gleichsam vogelfrey zu machen, indem sie im nämlichen Augenblick, wo die Deportation (als Polizeimaasregel und ohne richterlichen Spruch, da kein Beweis zu finden gewesen war, daß er jene Briefe wirklich geschrieben) vollzogen wurde, einen, dem äußern Anscheine nach halbofficiellen Artikel im Journal de Francfort einrücken ließen, laut dessen er vorher bei den französischen Armeen in Deutschland als Spion angestellt gewesen seyn sollte. — Ihr Ansehen war so groß, daß man Bedenken trug, in dem nämlichen Blatte, welches diesen Artikel zuerst bekannt gemacht hatte, eine von ihm eingesandte Berichtigung aufzunehmen.

Nun

Nun wurde dem von allen Mitteln entblößten Manne nirgends ein Asyl gegönnt, er irrte eine Zeitlang, von jener ungeheuern Rache getroffen, elend herum, verfiel in Raserey, und starb wahnsinnig im Spital! Alle Betrachtungen wären hier überflüßig! Von ihm rühren viele Artikel in der allgemeinen Zeitung, Tübingen bei Cotta, her.

Karl Friedrich Splittegarb,

Vorsteher einer Privatschulanstalt zu Berlin.

Gebohren am 27. März 1753, gestorben am 18. Novemb. 1802.

Steinkirche, unweit Greifenberg in Schlesien ist der Geburtsort dieses treflichen Pädagogen. Er studierte Anfangs Theologie, und gieng als Kandidat im Jahre 1776 nach Berlin. Hier legte er in Vereinigung mit Benediktus, einem gebohrnen Dresdner, eine Schulanstalt für Knaben an, die sich bald durch zweckmäßige Einrichtungen und Befolgung besserer pädagogischer Grundsäze empfahl. Im Jahre 1779 trennten sich die beiden Unternehmer, und jeder errichtete für sich eine Schule. Splittegarb wirkte besonders auf das Herz seiner Zöglinge, zu welchem Behuf er auch Lieder moralischen Inhalts herausgab. Zur Beförderung der wissenschaftlichen Kultur hatte er mehrere Hilfsmittel an Naturalien und dergleichen. Seine Schulbücher und Kinderschriften haben zum Theil wiederhohlte Auflagen erlebt. Er schlug unter andern schon im Jahre 1784 in seinem verbesserten A B C Spiel vor, einige Buchstabenbe-

nennungen,

nennungen nach Art ihrer Aussprache zu ändern, z. B. statt Eszeha, Scha, u. dergl. mehr.

Leider kämpfte dieser treue und gewissenhafte Lehrer, der auch vom Oberschulkollegium in Berlin geschäzt wurde, Jahrelang mit hypochondrischen Zufällen. Seine Körperkräfte schwanden sichtbar, bis er nach vielen Leiden starb. Mehrere seiner Schüler folgten mit ihren Vätern seiner Leiche.

Heinrich Hunter.

Gestorben am 27. November 1802. zu London.

Hunter, ein vorzüglicher Prediger und lieberaler Schriftsteller in London, war ein schottischer Presbyterianer und versah die Kapelle zu London-Wall mit außerordentlichem Beifall, da fast alle vornehme Schotten in London seinen Predigten, die im Geiste Blair's und Robertson's gefaßt und gehalten wurden, besuchten. Er war ein großer Verehrer Lavaters, übersezte seine physiognomischen Fragmente, und besuchte ihn darauf selbst in Zürich. Als er die Nachricht von dem Schuß erhielt, der Lavater getroffen hatte, war er einige Zeit ganz untröstlich und gab auch ein Gedicht auf ihn heraus.

Hunter verstand außer der französischen auch die deutsche Sprache sehr gut, und übersezte unter andern auch Eulers Briefe und St. Pierres Etudes de la Nature meisterhaft. Besonders

wohl-

wohlthätig und gemeinnüzig waren seine Bemühungen als Sekretär der Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums, deren Hauptverdienst darin besteht, an dreihundert Landschulen im nördlichen Schottland errichtet und erhalten zu haben. Sein wichtigstes Originalwerk war seine heilige Biographie, welche viel Aehnlichkeit mit Niemeyer's Charakteristik hat. Bei der bekannten feierlichen Abfertigung der ersten Missionarien nach den Südseeinseln am 28. Julius 1796 hielt er die Predigt in der Zionskapelle zu London über Lukas X, 1 — 11, 16 — 20, vor einer Versammlung von sieben bis achttausend Menschen. Sie ist in den von Peter Mortimer übersezten Predigten (I Theil S. 414 ꝛc. Barly 1797) abgedruckt und zeichnet sich sehr vor den übrigen bei Errichtung der Missionssocietät gehaltenen Predigten zu ihm Vortheil aus.

Hunter wird wegen seiner Gelehrsamkeit, seines Eifers und seiner unermüdeten Thätigkeit, Gutes zu befördern, lange in gutem Andenken bleiben.

Johann Friedrich Ferdinand Fleck,

Schauspieldirektor zu Berlin.

Gestorben am 2. December 1802, alt 45 Jahre.

Durch Flecks Tod verlohr die deutsche Schaubühne einen ihrer größten Künstler. Sein Name wird in den Jahrbüchern der dramatischen Kunst unver-

unvergeßlich bleiben. Die Natur hatte ihn mit allen Gaben, die zur Vollkommenheit führen, ausgestattet. Männlich schöne Gestalt, edle Haltung, ein bedeutender Schritt, ein feuerwerfendes Auge, verkündigten auf den ersten Blick den großen Künstler. Unwiderstehlich gewann sein Ausdruck der Empfindung die Herzen; und der Feuerstrom seiner Leidenschaft rieß auf Höhen und in Abgründe mit sich fort, rührte und erfreute, bewegte und erschütterte. Diese innere Kraft machte es unnöthig für ihn, sein Talent durch geringe Hilfsmittel ins Licht zu stellen. Er war der Vertraute der Natur, und immer an ihrer Hand, wandelte er, mit steter und stiller Gewalt, seine Künstlerbahn.

Wer sich in Berlin um die Kunst des Schauspiels interessirte, bedauerte seinen frühen Tod. Es erschien eine Menge von Gedichten zu seinem Andenken. Der König sezte seinen 3 Kindern, bis sie das sechszehnte Jahr erreicht haben, einen Gehalt von 200 Thalern aus. Iffland übernahm das Geschäfte des Theaterregisseurs und überlies die damit verbundene Besoldung von 500 Thalern der Wittwe.

Jean Pierre Salome.

Gestorben im Jahre 1802 zu Paris.

Salome war ein französischer Gelehrter und Zeitungsschreiber, aus der Provence gebürtig, und

Vater einer zahlreichen Familie. Er hatte die von Letellier unternommene Gazette de Deux-ponts in den achziger Jahren des vorigen Säculums mit dem bekannten Castillon als Nebenbeschäftigung zu bearbeiten angefangen, und im Jahre 1789 deren Eigenthum an sich gekauft. In Zweibrücken war er Rath und Sekretär im Departement der auswärtigen Geschäfte. Im November 1793 flüchtete er sich wegen des Krieges nach Manheim, wo seine Zeitung noch immer unter dem Namen Gazette de Deuxponts erschien. Der Krieg legte seinem Institute häufige Fesseln an; er wußte sie aber durch eine musterhafte Redaction und durch emsige Benuzung vorübergehender Lokalvortheile zu überwinden. Im Jahre 1796 führte ihn die Möglichkeit einer abermaligen Belagerung von Mannheim nach Heidelberg; im Herbst 1798 aber kehrte er in die erstere Stadt zurück. Eine mehrmalige Veränderung des Titels seiner Zeitung, welcher am 14. Julius 1798 sich in Journal general politique de l'Europe, und im Jahre 1800 in Journal politique de Mannheim umformte, würde, neben dem goldenen Frieden, ihm genüzt haben. Aber er überließ sich seit dem Jahre 1799 verschiedenen Buchhändler- und Druckerei-Spekulationen, und machte öfters Reisen nach Paris. Es war ihm auch der Antrag geschehen, die Redaction des Moniteurs zu übernehmen, den er aber, nach mehrern darüber gepflogenen Unterhandlungen, ablehnte.

Ausser den oben erwähnten Verhältnissen war Salome auch als Haupttheilnehmer der typographischen

phischen Ausgabe französischer Klassiker ehedem rühmlich bekannt.

Karl Edler von Marinelli,

Inhaber und Schauspieler des Theaters in der Leopoldstadt zu Wien.

Gestorben am 28. Jänner 1803, alt 59 Jahre.

Ein thätiger, rechtschaffener und glücklicher Mann; er war in Wien von armen Aeltern gebohren, begab sich aus Noth zu der Minningerischen Schauspielergesellschaft, übernahm nach Menningers Tode das Theater und wußte sich durch Fleiß und seinen beliebten Kasparle, la Roche, so hoch zu schwingen, daß er ein Vermögen von 400000 Gulden hinterließ, welches unter drey Kinder und seine zweite Frau zu gleichen Portionen nach seinem Testamente vertheilt werden sollte.

Er machte dem Schauspielerstande große Ehre; er sah stets auf gute Sitten und Ordnung, gab selbst das schönste Beispiel, that den Armen viel Gutes, und war gegen jeden dankbar, der ihm in seinem Berufe Dienste leistete. Er starb mit aller Fassung, brachte alles vorher in Ordnung, und eine Stunde vor seinem Tode nahm er von seiner Familie den rührendsten Abschied. Die Anrede, die er an seinen neunzehnjährigen Sohn hielt, bezeichnet seinen ganzen Charakter: „Fürchte Gott, sagte er zu ihm, lebe rechtschaffen und tugendhaft! Mache meiner Asche keine Schande

durch

durch ein ausgelassenes Leben. Wähle dir gesezte Leute zu deinem Umgang, und betrage dich so, daß man dich allenthalben leiden möge! Erfülle deine Pflichten genau, in welchen Stand du auch künftig tretten magst. Laß dich lieber von Hunderten betrügen, als daß du einen einzigen um einen Heller verkürzest. Gieb gerne von deinem Ueberfluß, doch immer nur im Stillen, ohne Aufsehen machen zu wollen. Rechne nie auf Dank, sey aber selbst für alles dankbar. Folge stets gutem Rath, weine nicht um mich, aber ehre mein Andenken durch treue Befolgung meiner Lehren."

Wolfgang Ernst II.,

Fürst von Ysenburg-Birstein.

Gebohren am 17. Novemb. 1735, gestorben am 3. Februar 1803.

Wolfgang Ernst gehört unter die Zahl der edelsten deutschen Fürsten, seine drey und vierzigjährige Regierung enthält eine ununterbrochene Reihe weiser und edler Handlungen. Seine Residenz, Offenbach am Mayn, und sein ganzes Land enthalten nnzählige Denkmale seines Geistes und seiner humanen Gesinnung. Er besaß eine seltene Größe der Seele, und bei dem besten, gefühlvollsten Herzen, einen unbeugsamen Sinn für Recht und Gerechtigkeit. Unermüdet sorgte und handelte er für den Wohlstand seiner Unterthanen, für das Glück der Einzelnen, und für die Bildung Aller zum Ziele der Menschheit. Er schafte die Todesstrafe

desstrafe in seinen Besizungen ab, hob die Leibeigenschaft auf, erließ den Nothleidenden und Armen ihre Abgaben, verminderte und erleichterte die Lasten des Kriegs, so gut er konnte, und gab seinem Volke den Frieden, während noch die Fackel der Verheerung im ganzen südlichen Deutschland loderte. — Daß die Thränen stromweise auf das Grab eines solchen guten Fürsten fallen, und daß seine Unterthanen ihm, als ihrem Vater und Wohlthäter, mit Schmerz und Dank nachblicken, bedarf kaum einer Erwähnung. Aber die Trostlosen sind nicht verwaist. Dem unvergeßlichen Fürsten folgt sein edler Sohn, Karl Friedrich Ludwig Moriz (gebohren am 29. Junius 1766 vermählt seit dem 16. Sept. 1795 mit einer Gräfin von Erbach-Erbach) in der Regierung. Er hat sein Herz längst durch schöne Handlungen kund gethan; aber eben so laut sprach es auch in der Anrede, die er an dem Beerdigungstage seines Vaters, an die Diener seines Hauses hielt: „Meine Herren", sagte er, tiefgerührt von dem erlittenen Verluste und durch den Hinblick auf seinen neuen Beruf, — „ich danke Ihnen für die Liebe, welche Sie dem Fürsten und mir erzeigen. Sie haben viel, viel an ihm verloren. Er war der beste Fürst. Er beförderte das Glück seines Landes nach allen seinen Kräften, und wollte Ihnen allen herzlich wohl. Was Sie an ihm verloren haben, kann Ihnen nicht wieder ersezt werden. Aber ich verspreche Ihnen, aus allen meinen Kräften dahin zu streben, ihn zu erreichen. Schenken Sie mir einen Theil der Liebe, die sie ihm

weihten.

weihten. Er hat es um Sie verdient, daß Sie ihn liebten. Ich will es auch, wie er, zu verdienen suchen. Schenken Sie mir Ihre Liebe und Ihr Vertrauen. Dann wird der Segen meines Vaters auf mir, auf Ihnen, und auf dem ganzen Lande ruhn.'' Wohl dem Vater, der einen Sohn von solchen erhabenen Gesinnungen hinterläßt, und wohl dem Lande, das von so einem edeln Fürsten regiert wird.

Wolfgang Ernsts Gemahlin, eine gebohrne Prinzessin Reuß von Greiz, war gleichfalls eine Dame von edelm Herzen.

Freyherr Anton von Störk,

Herr auf Hietelsee, K. K. Hofrath und erster Leibarzt, beständiger Präsident des medizinischen Studiums in Wien und der gesammten österreichischen Erbländer Protomedikus.

Gebohren am 21. Februar 1731, gestorben am 11. Februar 1803.

In Sulgau, einer kleinen vorderösterreichischen Stadt, war Störk von armen Aeltern gebohren, und da diese frühe starben, kam er als ein armes, verlassenes Kind nach Wien, wo er im Armenhause aufgenommen und erzogen wurde. Hier fand er bald Freunde und mächtige Wohlthäter, die ihn unterstüzten, welche er durch seine Talente Fleiß und Bescheidenheit erhielt. Er studierte die Medizin und erwarb sich im Jahre 1758 die Doktorswürde. Nach Endigung seiner akademischen Studien practizierte er in Wien mit vielem Beifall.

Die

Die Rettung der Kaiserin Maria Theresia, als sie im Jahre 1767 von den Blattern befallen wurde, befestigte in Wien sein Glück, wozu er schon durch frühere Talente und Gelehrsamkeit den Grund gelegt hatte. Er ward Hofrath, Leibarzt, referirender Rath bei der K. K. Studien- Hof- und Censurcommission, Präsident des medizinischen Studiums in Wien, Protomedikus der gesammten österreichischen Erbländer, im Jahre 1791 auch Oberdirektor des allgemeinen Krankenhauses zu Wien.

Störk war einer der berühmtesten Aerzte in Wien und einer der glücklichen Menschen, welche sich von niederer Abkunft auf eine hohe Stufe geschwungen haben. Seine weitumfassende Gelehrsamkeit, so wie seine allgemein anerkannte Rechtschaffenheit wird sein Andenken lange erhalten. In seinen Aemtern wirkte er viel Gutes und seinen Tod beweinten besonders die Armen.

Seine vielen Schriften, die meistens in lateinischer Sprache abgefaßt sind, werden von gelehrten Aerzten geschäzt, und schon im Jahre 1771 schrieb er eine Abhandlung von der Einpfropfung der Kinderblattern.

Er hinterließ ein Vermögen von einer halben Million Gulden.

Georg

Georg Serz,

Rektor der Lorenzerschule und Professor der hebräischen und griechischen Sprache zu Nürnberg.

Gebohren am 5. Februar 1735, gestorben am 15. Februar 1803.

Nie hat vielleicht ein Gelehrter Nürnbergs die Wahrheit von Klopstocks Ausspruch: „Habe nur Verdienste, die Welt wird dich kennen" in einem höhern Grade, wenigstens in den lezten Jahrzehenden seines Lebens, durch sein Beispiel bestättigen, als Serz, der so verdienstvolle, so allgemein geliebte, und bis an seinen Tod unermüdlich thätige Schulmann. Das Beispiel eines solchen Mannes ist in mehr als einer Rücksicht lehrreich: es kann die selbstsüchtige Unzufriedenheit von Manchem, der sich verkannt und zurückgesezt glaubt, weil er die Wünsche seines begehrlichen Herzens nicht alle erfüllt sieht, beschämen, und den geistvollen jungen Mann, der seine besten Kräfte Geschäften weihen muß, die tief unter seinen Talenten und Kenntnissen stehen, mit Muth und Vertrauen für die Zukunft aufrichten.

Serz war in dem Nürnbergischen Städtchen Hersprück, von rechtschaffenen und bemittelten Aeltern gebohren. Hier war es auch, wo er den ersten Unterricht in den Wissenschaften und in der Musik erhielt. Bühel, der damalige Rektor der Schule zu Hersprück, weckte in dem Knaben durch seine leichte und gefällige Methode Liebe zu den Studien, und gewann seine Aeltern, ihn dem gelehrten Stande zu widmen. Treflich vorbereitet

von diesem wackern Manne, und ausgerüstet mit mannigfaltigen musikalischen Fertigkeiten und Kenntnissen, kam er im Jahre 1751 nach Nürnberg in die Sebalderschule, wo Reichel, der damalige Rektor dieser Schule, sein Lehrer war.

Unter Reichels vortreflicher Anleitung machte Serz bedeutende Fortschritte in den Wissenschaften und erwarb sich dadurch das Vertrauen seines Lehrers. Seine Erhohlungsstunden widmete er der Musik. Im Jahre 1754 gieng er nach Altorf, wo Bernhold, Bayer, Dietelmayer, Nagel, Adelbulner und Will seine Lehrer waren. Hier bauete er mit dem gewissenhaftesten und glücklichsten Fleiße auf den auf der Schule gelegten Grund, und wählte sich klassische Litteratur und biblische Philologie zu den Hauptfächern seines Studiums, einzig in der Absicht, um durch diese Hülfswissenschaften tiefer in sein Hauptfach, die Theologie, eindringen zu können. Im Jahre 1758 begab er sich nach Nürnberg und ließ sich in den gewöhnlichen Cirkel der Kandidaten des Predigtamtes aufnehmen. Bald darauf aber erhielt er die Kantorstelle an der Aegidienkirche, die mit einer Kollegenstelle an der Sebalderschule verbunden ist. Von dieser Zeit an widmete er sich der Schule, und Musik war nun sein Hauptgeschäfte, auch gab er Privatunterricht im Französischen, Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Nach drey Jahren vertauschte er seine Stelle mit der nämlichen an der Lorenzerschuje. Im Jahre 1773 wurde er Rektor an dieser Schule.

Mit dem Antritte dieses Amts begann für ihn ein erweiterter Wirkungskreis. Was er bisher nur in Privatstunden gelehrt hatte, lehrte er nun öffentlich auf seiner Schule, und der Ruf von seiner Gelehrsamkeit und seinen Unterrichtstalenten verschaffte ihm zahlreiche Schüler. Die Früchte seiner Arbeiten zeigten sich bald. Die Zöglinge, die aus seiner Schule kamen, zeichneten sich vor andern durch gründliche Sprachkenntnisse aus, die sie zu einer fruchtbaren Benuzung der akademischen Vorlesungen fähig machten. Diejenigen, die nachher Theologie studierten, hatten einen großen Theil der hebräischen Bibel bei ihm gelesen, und brachten einige Kenntnisse des Chaldäischen und Syrischen mit auf die Universität. Man hatte schon Zutrauen zu einem Jüngling, wenn man von ihm wußte, daß er aus Serzens Schule kam.

Die Schriftsteller Griechenlands, die er erklärte, waren Homer, Plato und Plutarch, und die Römischen, Plautus, Seneka, Cicero und Florus. Im Jahre 1792 wurde er Professor der hebräischen und griechischen Sprache.

Serz war ein glücklicher Ehemann und Vater, ein warmer Freund alles Guten, Edeln und Schönen, ein Mann von weitumfassenden Kenntnissen, die sich nicht blos auf sein Fach einschränkten. Seine gesellschaftlichen Unterhaltungen waren äusserst anziehend und belebt, und man merkte in einem gemischten Kreise nie den Schulmann, der im Unterrichte grau geworden war. Seine heitere,

heitere, wohlwollende Miene, die nie von selbstsüchtigen Leidenschaften getrübt wurde, nahm auf den ersten Blik schon ein, und kündigte den guten, bidern, theilnehmenden Mann an, als den er sich in seinem ganzen Leben bewährt hatte. Nürnberg wird daher Herzens Verlust lange empfinden.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim,

Kanonikus zu Waldek und Sekretär des Domkapitels zu Halberstadt.

Gebohren am 2. April 1719, gestorben am 18. Februar 1803.

Allgemein geschäzt und geliebt war Gleim im Leben, und sein Dichterruhm ist zu fest gegründet, als daß er durch die Zeit verlieren könnte. Er blühte mit unserer Litteratur fast zugleich auf, und durch seine Mitwirkung erhielt sie Leben und Athem. Er ist auch noch immer einer der besten unter denen, die unsere Dichtkunst mit kleinen lyrischen Stücken bereicherten, und unsere Sprache zu leichten und feinern Werken des Wizes und Geschmackes geschmeidigten.

Gleim war zu Ermsleben, einem Städtchen im Fürstenthum Halberstadt gebohren. Er studierte die Rechte zu gleicher Zeit mit Uz, der mit ihm gleiche Weihe im Dienste der Musen empfieng. Seine erste Stelle war militärisch; er war Stabssekretär beim Prinzen Wilhelm, Markgraf Albrechts von Schwedt Sohne. Als dieser

 beim

beim Rekognosciren der Festungswerke von Prag, ohnweit dem Invalidenhause, durch eine Kanonenkugel niedergestreckt wurde, empfahl ihn König Friedrich der Große selbst, dessen Adlerblick auch dieser kraftvolle Jüngling nicht entgieng, dem Prinzen Dietrich von Dessau, bekannter unter dem Namen des alten Dessauers. Den rüstigen Sekretär schreckten weder die kunstreichen Flüche, noch die barschen Unsitten des für andere Zeiten gebildeten Generals, wohl aber empörte ihn die Hinrichtung eines armen Juden, der, weil er die Kanonen gezählt haben sollte, auf dessen Befehl auf der Stelle aufgeknüpft wurde. Ein glücklicher Vorwand brachte ihn nach Magdeburg, und dann nach Berlin, wo er aber die ihm zugesicherte Stelle eines Postinspektors nicht erhielt. Doch ward er 1747 Sekretär des Domkapitels zu Halberstadt, und in der Folge auch Kanonikus des Stifts Waldeck unweit dieser Stadt.

Frühe fieng Gleim an zu dichten, und erst am Grabe legte er die Leyer weg. Hundertmal nannte man ihn unsern Anakreon, und in vieler Hinsicht ist ers; denn er hat die Naivetät und Anmuth des Griechen glücklich erlauscht, er hat den Genuß der Lebensfreuden mit derselben Heiterkeit besungen, und, wie jener, die Sprache vergnügter Empfindung glücklicher getroffen, als die des Witzes. In vielen seiner Lieder ahmt er offenbar den Griechen nach, aber er gefällt mehr, wenn er Original ist, und dem eigenen Gange seines Geistes folgt; wenn er in die wohllüstige

Zärtlichkeit des Tejergreises den Muthwillen deutscher Trinker mischt. Bisweilen ist er schalkhaft, wie Catull, aber immer sittsam und mit den Grazien der Unschuld vertraut; was die Welt Schönes hat, Wein und Rosen und Mädchenküsse geben seinen Liedern Wesen und Ton: seinem Scherze gleicht nichts an Feinheit, seiner Liebe nichts an sanftem Feuer; alle seine Bilder sind lachend, seine Verse von entzückender Leichtigkeit, angenehm und nachlässig, oft klein und jugendlich tändelnd. Dennoch kann er durch seine Grenadierlieder, die treflichsten Nationalgesänge der neuern Zeit, am sichersten auf Unsterblichkeit rechnen. Sie sind voll Vaterlandsliebe, voll tapferer Treue, voll erhabener Gedanken im einfältigsten Ausdrucke, und in der Sprache selbst voll einer gewissen männlichen Härte, die dem gemeinen Krieger so gut ansteht. In seinem Halladat trägt er viel vortrefliche, praktische Lehren und fromme Empfindungen in einer Reihe poetischer Selbstgespräche vor, die er einem morgenländischen Weisen in den Mund legt. Die hohe Einfalt, die kühne Bildersprache, die imponirende Genügsamkeit eines orientalischen Sehers, sind nicht übel getroffen und mit europäischem Menschenverstande gepaart. Gleim war es, der die Romanze zuerst auf deutschen Boden verpflanzte, und dem man daher den ersten Anlaß zu ihrer nachherigen vielfältigen und zum Theil sehr glücklichen Bearbeitung zu verdanken hat. Die Gleimischen Fabeln empfehlen sich durch eine eigene gedankenvolle Kürze und eine ungezwungene, fließende, treuherzige Erzählungsart.

Schade,

Schade, daß wir keine ächte und vollständige Sammlung der Werke dieses vortreflichen Dichters haben. Es waltete ein eigenes Schicksal über die fröhlichen Kinder seiner Begeisterungsstunde. Nur Freunden schenkte er, was er für Frrunde gedichtet und auf eigene Kosten blos für sie gedruckt hatte. Solcher einzeln gedruckter Lieder und kleiner Sträuschen giebt es eine sehr große Zahl, viele andere sind in einer Menge Zeitschriften zerstreut, und ausserdem haben wir 12 bis 14 Nachdrücke Gleimischer Schriften aus allen deutschen Kreisen, auf denen aber ein eigener Unsegen der Beschmuzung und Verstümmelung lastet.

Gleim gehörte zu den seltenen und großen Menschen, von welchen man dreuste behaupten kann: in ihre Seele kam kein Neid. Darum trug er besonders auch durch Umgang, Unterstüzung, Rath und Belehrung zur Bildung anderer treflichen Dichter sehr viel bei. Was er Lessingen war, sagt sein auch besonders gedruckter Briefwechsel mit ihm. Er weckte zuerst des edlen Kleists schlummerndes Genie; denn als dieser an einer im Duell empfangenen Wunde krank lag, las ihm Gleim bei seinen Krankenbesuchen seine anakreontischen Scherze vor, und sprach so entzückt über die Musenkunst, daß Kleist dadurch ergriffen den ersten Beweis seiner Genesung durch ein kleines reimloses Lied ablegte, das er Gleimen zu Ehren verfertigte. Die bedrängte Karschin fand an ihm einen väterlichen Freund und Rathgeber, der Dichter Michaelis verschied in seinen Armen, und Klamer Schmidt

dankte

dankte ihm den größten Theil seines zeitlichen Glücks. Gleim stund mit den größten Gelehrten seiner Zeit in litterarischem Briefwechsel, und manches Werk der Kunst und des Genies, das Deutschland zur Ehre gereicht, dankt seiner Mitwirkung das Daseyn.

Als domkapitularischer Sekretär hatte er täglich in der Ordnung mehrere Stunden Arbeit. Da blieb der Dichter stets vor der Thür, nie aber der Mensch, denn auch hier wußte er viel Gutes zu thun. Immer war er auf eine nüzliche Art beschäftigt, und selbst an seinem Bette brannte beständig ein Nachtlicht, damit er lesen und arbeiten könnte. Schon früh um 4 Uhr verließ er das Bette, schrieb Briefe und arbeitete rasch weg. Durch weise Zurathhaltung seines mäßigen Vermögens war er im Stande, ungemein viel Gutes zu stiften. Nur gegen sich selbst strenge, war er der erste mit Hülfe und That, wenn es etwas Gutes auszuführen gab, und er konnte in den heftigsten Unwillen gerathen, wenn man ihm die Gelrgenheit dazu verschwieg. Besonders beschämte er selbst Fürsten durch sanfte und immer wiederkehrende Erquickung des Genies. Dies war das größte Wohlleben für den Gatten- und Kinderlosen, dem aber durch edle Nichten und Neffen auch alle Familienfreuden zu Theil wurden. Undank und Vereitlung konnte sein Wohlthun nicht hemmen, aber da sprach er mit lautem Unwillen, wo es geistliche oder weltliche Tyrannen gab. Als Monarchist durch Erziehung und Ueberzeugung donnerte er gegen die Gräuel der Revolution mit

ten und Gedichten. Doch unterschied er auch hier in kühlen Augenblicken gern die Sachen von den Menschen, und besang Bonaparten, wenn er Frieden schloß und ein menschliches Wort sprach. Vom wahren Protestantismus hatte er die geläutertsten und menschenfreundlichsten Begriffe, aller geistliche Despotismus empörte sein Innerstes, und daher kam es, daß ihn das französische Konkordat, durch das erneuerte Verbot der Priesterehe, mit tiefem Kummer erfüllte. Noch wenige Monate vor seinem Tode ertönte deswegen in einer der gelesensten Zeitschriften sein Zuruf an die Klostergeistlichen: Nehmt Weiber, ihr Mönche! nehmt Männer, ihr Nonnen!

Mit Klopstocken lebte Gleim in der engsten Freundschaft; wenige Tage vor seinem Tode diktirte er noch einen Brief an denselben, worinn es unter andern heißt: „Ich sterbe, lieber Klopstock. Als ein Sterbender sage ich: wir haben in diesem Leben nicht genug für einander gelebt. In jenem wollen wir's nachholen. Die Muse begleitet mich bis an das Grab. Gedichte vom alten Gleim auf seinem Sterbebette werden jetzt für wenige Freunde zum Druck befördert, Exemplare von Nachtgedichten sende ich nur meinem Klopstock, weil ich glaube, daß er allein nichts Anstößiges an ihnen finden wird. Mehr zu diktiren, wird mir beschwerlich. Grüßen Sie die Freundin Ihres Herzens und — die sich meiner erinnert haben, die drey Reimarus, die Freundin Ham (Demois. Rudolphi) und alle, die meinen Klopstock lieben. — —

N. S.

N. S. Ich lasse mich in meinen Garten begraben. Um das Grab herum stehen die marmornen Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde.“

Charlotte Helene Lestwitz von Friedland.

Gestorben am 23. Februar 1803 zu Kunersdorf bei Wriezen an der Oder.

Eine merkwürdige deutsche Frau! Ungefähr 14 Jahre vor ihrem Tode wurde sie in die Nothwendigkeit versetzt, sich selbst der Verwaltung ihrer Güter zu unterziehen, welche König Friedrich II. ihrem Vater, dem General von Lestwitz, wegen seiner in der Schlacht von Torgau dem Staat geleisteten Dienste geschenkt hatte, die sich aber wegen der damaligen Zeitumstände in dem größten Verfall befanden. Ihr reger und zu jeder Art von Wirksamkeit gleich fähiger Geist durchdrang und umfaßte sobald diesen ihr ganz neuen Wirkungskreis, daß eine gedachte und mit Nachdruck zum Bessern fortschreitende praktische Oekonomie durch sie in dieser ganzen Gegend nicht wenig befördert wurde, und ihre vorher so verfallenen Güter in kurzer Zeit ein Muster darboten, an welchem man immer die neuesten Fortschritte der Landwirthschaftskunde, durch vor Augen liegende Erfahrung belegt, finden konnte. Sie war von dem Grundsatze belebt, „daß eines der größten Verdienste sey, der Erde Nahrung und Unterhalt für mehrere Menschen abzugewinnen, damit sich in allen künftigen Jahrhunderten ver-

vernünftige Geschöpfe ihres Daseyns da freuen könnten, wo vorher kaum Pflanzen und Thiere gediehen." Daher ließ sie die auf ihren Gütern befindlichen Seen nivelliren, und entwässerte, wo es möglich war, durch Abgraben derselben einen Theil des Landes; sie benuzte vorhandene Torflager zur Verminderung der Holzkonsumtion; zum Behuf der bessern Bewirthschaftung brachte sie eine Separation ihrer Güter von denen der Unterthanen zu Stande und verbesserte die Viehzucht, so wie jeden andern Zweig der Landwirthschaft nach den bewährtesten neuern Grundsätzen. Durch ihren Betrieb setzte sie Alte und Junge in Thätigkeit und Verdienst und erregte den Geist der Betriebsamkeit, der ihr noch auf die künftigen Generationen dieser Gegend einen wohlthätigen Einfluß sichern wird.

Diese edle Frau las und benuzte die besten Schriften der Landwirthschaftslehre, aber nie blindlings, sondern sie besaß bei einem glühenden Bestreben, sich zu belehren, einen seltenen Scharfsinn, und eine durch immer gespannte Aufmerksamkeit auf ihre Erfahrungen gereifte Beurtheilungskraft, welche sie fähig machte, das Gelesene zu prüfen. Im Fache der Botanik erwarb sie sich nicht gemeine Kenntnisse. Sie besaß die besten botanischen Werke und hinterließ ein sehr vollständiges und gut unterhaltenes, von ihr selbst gesammeltes, **Herbarium**.

Auch für die Beförderung der Schulen ihres Landes sorgte sie mit Weisheit und Theilnahme. Sie half den Schulhaltern zu einem reichlichen

Aus-

Auskommen, und durch bessere Schulbücher suchte sie die Lehrlinge in ihren Kenntnissen weiter zu bringen.

Sie hinterließ eine schöne, in ihren Lieblingsfächern sehr vollständige Bibliothek und eine Menge für den Landwirth belehrender Hülfsmittel, Modelle, Zeichnungen, Tabellen und dergleichen.

Sie starb im 49. Lebensjahre, beweint von allen, die sie kannten, und geschäzt von allen, denen Thätigkeit, mit genauer Prüfung, werth ist.

Karl Anton von Brixen,

Kaiserl. Königl. Generalmajor und Brigadier.

Gebohren zu Pavia am 9. Decemb. 1755, gestorben zu Wien am 4. März 1803.

Brixen war der Sohn eines gebildeten K. K. Obristlieutenants, und hatte sich blos durch seine Verdienste vom gemeinen Soldaten bis zum General geschwungen, und als solcher war er nicht nur ein muthiger und kluger Heerführer im Kriege, sondern auch im Frieden ein sehr emsiger geo- und topographischer Forscher und Schriftsteller. Da er in Ungarn bei der Mappirung unter Kaiser Joseph II. gebraucht wurde, so lieferte er dem von Windisch die Beschreibung des Sohler-Comitats, die in dessen Magazin eingerückt ist. Noch mehrere Aufsäze über Ungarn, wo er im Oedenburger Distrikt auch zur Conscription gebraucht wurde, liegen unter seinen Handschriften, welche der

Baron

Baron von Lichtenstein nach und nach in seinem Archiv bekannt zu machen gedenkt.

Als er zu Anfang des Jahres 1802 die Brigade von Tyrol kommandirte, erließ er, einverstanden mit dem damaligen K. K. Gouverneur Grafen von Bissingen am 3. Jänner 1802 ein Circularschreiben an alle Militärkommandanten in Tyrol, um sie zu ermuntern, geschickte Offiziere zur Beschreibung, Zeichnung u. s. w. aller Merkwürdigkeiten dieses Landes, seiner Ortschaften und seiner Bewohner, wozu sie auf ihren Friedensstationen und auf ihren Reisen hin und wieder Muße und Gelegenheit hätten, aufzufordern, damit aus solchen Beschreibungen, wozu er auch eine Anleitung anschloß, eine gute Schilderung des ganzen Landes, mit Beiziehung der Landesstelle und der Professoren der Universität zu Inspruck, zusammen getragen werden könnte. Der Plan wurde aber nicht ausgeführt, weil von Brixen noch im Jahre 1802 als Brigadier nach Wien gezogen wurde, wo er leider zu frühe starb und sehr bedauert wurde.

Joseph Dömmling,

Doktor und Professor der Arzneywissenschaft zu Würzburg.

Gebohren zu Merkerhausen, einem Dorfe im Würzburgischen am 13. Jänner 1771, gestorben am 7. März 1803.

Seine Aeltern, Bauersleute, ließen ihn auf Zureden guter Freunde studieren, und schickten ihn in die lateinische Schule zu Königshofen. Bischof Franz Ludwig brachte ihn in das Museum

seum des Julinshospitals zu Würzburg, wo er freie Erziehung und Unterricht genoß. Er widmete sich den Arzneywissenschaften, und gieng im Jahre 1797 nach Wien, wo er mit Göpfert, Schmitt, Boyer in Verbindung trat, und zuerst als Schriftsteller auftrat, und in einer Abhandlung die Frage auflöste: Ist die Leber ein Reinigungsorgan? Von Wien reißte er über Prag, Dresden, Leipzig nach Jena. Nach einer Reise über Berlin, Halle und Göttingen, ertheilte ihm sein Fürst im Jahre 1799 die Lehrstelle eines Professors der Physiologie an der Julius Universität zu Würzburg. Als Professor und Arzt verdiente er die Achtung seiner Zeitgenossen. Vorzüglich nahm er sich der Armen an, und wurde daher der Arzt der Armen genannt.

Katholiken und Protestanten trugen bei seinem Leichenzuge die Fackel, die übrigen Akademiker begleiteten ihn unter Trauermusik. Auf die Veranstaltung derselben, besonders aber eines Juden, der bei dem Leichenzuge unter den Fackelträgern war, wurde in der Universitätskirche ein feierliches Seelenamt gesungen, und eine Lobrede auf den Verstorbenen gehalten. Auch seine schriftstellerischen Verdienste sind nicht ohne Wichtigkeit, seine Aufsätze in Horns praktisch-medicinischem Archiv zeigen von einem geschickten Arzte.

Friedrich Gottlieb Klopstock,

Königlich Dänischer Legationsrath zu Hamburg und Markgräflich Baadenscher Hofrath.

Gebohren zu Quedlinburg am 2. Julius 1724, gestorben in Hamburg am 14. März 1803.

Klopstocks Vater war Kommissionsrath in Quedlinburg und hatte ein paar Jahre das Amt Friedeburg, im brandenburgischen Antheile von Mansfeld, im Pacht. An diesem Orte und in seinen schönen Gegenden verlebte der Dichter einen Theil seines Knabenalters in ländlicher Freiheit, fern vom städtischen Schulzwang. Ein Hauslehrer brachte ihm die ersten Kenntnisse bei, bis er im 13. Jahre mit den Seinigen wieder nach Quedlinburg zog und da das Gymnasium besuchte. Er fieng aber hier nicht eher an, fleißig zu seyn, bis er im 16. Jahre auf die sächsische Schulpforte kommen sollte; nun griff er das Latein und Griechische mit Eifer an, um dort gleich in eine höhere Klasse gesetzt zu werden.

Auf der Pforte blieb Klopstock bis ins Jahr 1745, und hier war es, wo sich sein Charakter als Mensch und Dichter entwickelte und selbst schon Festigkeit gewann. Er setzte sich hier in den alten Sprachen fest, lernte die innere Vortreflichkeit der klassischen Schriftsteller kennen, ward gewahr, daß sie die wahren Muster des Schönen sind, und fühlte früh den Trieb, ihnen nachzueifern. Er übte sich fleißig in schriftlichen Aufsäzen in Prosa und Versen, und machte unter andern poetischen Versuchen auch Schäfergedichte, damals die Lieb-

lings-

lingsbeschäftigung der poetischen Köpfe auf deutschen Schulen. Viel las er nicht, aber die allerbesten Bücher, die er haben konnte, und diese studierte er mit gespannter Aufmerksamkeit und mit Prüfung. Allein sein Hauptstudium, das Buch, welches er am meisten und am liebsten las, war — der Mensch. Seine Mitschüler wurden dem stillen Beobachter lehrreicher als Schule und Bücher. Schon damals hatte er den Entschluß gefaßt, ein großes episches Gedicht zu schreiben, woran es uns Deutschen damals noch gänzlich fehlte.

Im Herbst des Jahres 1745 verließ er die Pforte, und gieng, um Theologie zu studieren, nach Jena. Hier hörte er die gewöhnlichen Vorlesungen, und übte sich daneben in seiner Kunst; ja schon damals soll er die drey ersten Gesänge der Messiade größtentheils ausgearbeitet haben. Allein es gefiel ihm nicht lange in Jena, und um Ostern 1746 gieng er nach Leipzig. Auf diesem Musensitze ward er bald mit den jungen Freunden der Dichtkunst bekannt, die sich zu einer Art von gelehrter Gesellschaft vereinigt hatten, um durch gegenseitige Kritiken ihrer schriftlichen Versuche ihren Geschmack zu bilden, und die das Beste davon in den Bremischen Beyträgen herausgaben. In dieser Zeitschrift ließ er auch die drey ersten Gesänge der Messiade, ohne seinen Namen, abdrucken, dichtete um diese Zeit schon einige vortrefliche Oden, und erfand den deutschen Hexameter.

Im Jahre 1748 verließ Klopstock die Akademie und gieng nach Langensalza in Thüringen, wo er die Aufsicht über die Kinder eines Verwandten

ten übernahm, und daneben seine epischen und lyrischen Arbeiten mit Eifer fortsetzte. Eine unglückliche Liebe stürzte ihn in eine langanhaltende Schwermuth, wovon alle seine damaligen Werke Spuren tragen, und die erst nach mehrern Jahren völlig wieder zerstreut wurde. Die Messiade machte in Zeit von wenigen Jahren nach ihrer Erscheinung in Deutschland allgemeines Aufsehen, überall fand sie Freunde und Feinde, Bewunderer und Tadler; sie hatte aber ihren Beifall anfangs eben sowohl dem frommen Stoffe, als ihren poetischen Schönheiten zu danken; junge Prediger führten sie auf den Kanzeln an, und nannten den Namen Klopstocks neben den Namen der Propheten. Aber die alten Theologen glaubten, das Gedicht entweihe durch seine verwegenen Fiktionen die Religion, vermische die heilige Geschichte mit Fabeln, und bringe die Orthodoxie in Gefahr. Nirgends hatte das Gedicht einen stärkern und vortheilhaftern Eindruck gemacht als in der Schweiz; daher luden Bodmer und seine Freunde den Dichter zu einem Besuch ein. Er reißte im Sommer des Jahrs 1750 in Gesellschaft des Philosophen Sulzer nach Zürich, wo man ihn mit offenen Armen empfieng und sich beeiferte, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Er wohnte bei Bodmern, und dieser sah jetzt seinen Gast mit nicht viel andern Augen an, als ein Gläubiger einen heiligen Dichter oder alten Propheten, wenn einer wieder käme, ansehen würde; daher es ihm beinahe eine Entweihung seines heiligen Berufes schien, wenn sich der Sänger des Messias in die mun-

muntere Gesellschaft jüngerer Freunde ziehen ließ. Dieser machte von Zürich aus in Gesellschaft einiger Freunde auch verschiedene kleine Reisen in die umliegenden Kantons.

Klopstock war noch in der Schweiz, als ihn der König Friedrich V. von Dännemark nach Kopenhagen berief, und ihm einen anständigen Gehalt anbot, damit er sich ganz dem angefangenen Gedichte vom Messias widmen könnte. Diesen Ruf hatte er der Empfehlung des Grafen von Bernstorf zu danken, der seine große Talente schäzte. Der Dichter verließ nun 1751 die Schweiz, dichtete bei der Abreise noch die beiden Oden Friedrich V., und nahm sodann seinen Weg nach Kopenhagen über Sachsen und Quedlinburg, wo er seine Familie sah; über Braunschweig, wo er einige seiner akademischen Freunde, und über Hamburg, wo er Hagedorn besuchte und die berühmte Cidli, (nach ihrem eigentlichen Namen Margaretha Moller) ein geistvolles Mädchen und eine bewundernde Leserin seines Messias, kennen lernte. Diese Bekanntschaft verwandelte sich von beiden Seiten gar bald in jene zärtliche Liebe, wovon wir unter den Oden des Dichters noch so manches vortrefliche Denkmal besitzen. Aber ihre eheliche Verbindung verzog sich bis 1754.

In Kopenhagen lebte Klopstock größtentheils still und eingezogen; doch kam er zuweilen auch an den Hof, wo man ihm mit Achtung begegnete, weil man sah, daß ihn der König hochschäzte. Er pflegte den König zu begleiten, wenn

er den Sommer auf einem ländlichen Lustschlosse zubrachte, oder wenn er eine Reise nach Hollstein machte. Bei solchen Gelegenheiten sah der Dichter auch seine Geliebte in Hamburg, daher die verschiedenen Abschiedsoden an Cidli. Bis zur Erblassung seines großen Gönners und Freundes Bernstorf, um 1771, lebte er in Kopenhagen; seit dieser Zeit aber wohnte er in Hamburg mit dem Charakter eines königl. dänischen Legationsraths und markgräfl. Baadenschen Hofraths. Das lezte Prädikat, nebst einem Jahrgeld, gab ihm der jezige Churfürst Friedrich von Baaden, welcher ihn um 1775 nach Karlsruh einlud, wo sich der Dichter auch ein Jahr lang aufgehalten hat.

An der französischen Revolution nahm Klopstock einen sehr warmen Antheil; früh erklärte er seinen Civism, früh sang er der neuen Freiheit Hymnen, und die Neufranken schenkten ihm das Bügerrecht; aber das Böse, das die Staatsveränderung, freilich zum Theil durch ihre Schuld, in der Folge nach sich zog, entwand ihnen sein Herz wieder. Seine lezten Kräfte wandte der vortrefliche Greis an eine neue Auflage seiner sämmtlichen Werke, die mit aller Pracht in Göschens Offizin erschien. Nun schwanden allmählich seine Kräfte, ein langwieriges Fieber sog den ausgetrockneten Körper vollends aus; sein Bewußtseyn aber war stark und ungeschwächt geblieben, bis auf wenige Tage vor seinem Tode. Die beiden Städte Hamburg und Altona wetteiferten, dem ehrwürdigen Todten eine rührende Begräbnißfeier zu bereiten,

reiten, und seine Gebeine ruhen nun auf dem ländlichen Kirchhofe zu Ottensee, neben seiner geliebten Cidli, die ihm schon 1758 nach einer unglücklichen Niederkunft entrissen worden war, und deren Grab er oft besuchte.

Klopstock war der erste Dichter unserer Nation, der Sänger des Messias, der Vertraute der Gottheit, der Blicker ins Heiligthum, der deutsche Patriot, der Herold des Himmels, der Mahler des Abgrunds, der Liebling aller Fühler des Erhabenen und Großen! Er sah die Morgenröthe unserer Litteratur, trat wie die jugendliche Sonne aus der Morgenröthe hervor, und goß den reinsten, den allbeseligenden Tag aus. Er sah die Mittagshöhe deutscher Litteratur, und flammte selbst, wie Miltons Sonne, auf der Zinne ihres Mittagsthurmes. Er sah die Abendröthe — noch immer leuchtend, noch immer Kraft und Wärme verbreitend, und gieng unter in ihrem wallenden Glanze! Sein hohes Alter verschafte ihm das seltene Glück, das Schicksal seines göttlichen Gedichts in der Welt zum Theil selbst mit anzusehen, und gleichsam das Urtheil der Nachwelt noch darüber zu vernehmen. Er sah es in alle Sprachen übersetzt, und selbst die, welche das Thema misbilligten, oder die es blos als Mythologie betrachteten, vereinigten sich, wenn sie Sinn für ächte Poesie hatten, mit den Verehrern der Christus Religion, und widmeten Klopstocks Messias entzückte Bewunderung. — Man ist längst darüber einverstanden, daß sich kein Dichter jemals so anhaltend und gleich in der Sphäre des

Erhabenen zu erhalten gewußt hat. Eben so zuversichtlich darf man behaupten, daß die deutsche Sprache kein Werk aufzuweisen habe, das sich an Größe, Einbildungskraft, Umfang, Originalität, poetischem Reichthum, ächtem Genie und anhaltender Begeisterung — mit dem Messias messen könnte.

Wie Klopstock als Epiker mit Homer und Milton wetteifert, so hat er auch in der lyrischen Dichtkunst Epoche gemacht. Schon sein Messias enthält Elegien, Psalmen, orientalische Idyllen und Lieder, wie man sie kaum bei den griechischen und römischen Lyrikern schöner findet; und in seinen Oden ist er ganz Original, und hat das Gebiet der Kunst erweitert. Diese Oden sind nach Silbenmaas, Sprache und Inhalt gleich eigenthümlich, und bekanntlich von unsern besten Dichtern nachgeahmt worden. Sie athmen meist dieselbe poetische Fülle, dieselbe tiefe Empfindung, Hoheit und glühende Begeisterung, wie der Messias, und werden unsterblich, wie er seyn. Ihr herz- und geisterhebender Inhalt lohnt das Studium reichlich, das sie erfordern und das so manchen Modeleser von Klopstocks Werken zurückschreckt. — Ist man einmal mit seiner Sprache und den ihm so eigenen Wendungen vertraut, so liest sich dieser Dichter nicht schwerer, als die übrigen großen Epiker, und man wird durch die künstlich gewundene Schale nicht weiter am Genuß der ätherischen Frucht gehindert.

Ein beträchtlicher Theil von Klopstocks geistlichen Liedern ist längst schon den besten deut-

deutschen Gesangbüchern einverleibt, mit Wirkung in Musik gesetzt und mit Gefühl in unsern Kirchen gesungen worden. Sie athmen Salbung, Christusliebe, innige Vertrautheit mit dem Geiste der Schrift, ewigkeitahnendes Gefühl, begeisterte Andacht, und wetteifern mit den besten Liedern eines Luthers, Kramers, Gellerts.

Auch im jambischen Drama stellte Klopstock die ersten Versuche in Deutschland auf; und wenn man auch theatralischen Effekt und dramatische Bewegung in ihnen vermißt, so wird man ihnen doch ihren poetischen Werth nicht abzusprechen vermögen. Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürsten und Hermanns Tod sind drey dramatische Produkte ganz eigener Art, voll Deutschheit, Vaterlandsglut und gediegener Kraft, die sich weit über die Gebrechlichkeit der Mode erheben.

Jeanette von Trosky.

Gestorben am 31. März 1803.

Jeanette war die jüngste Tochter des um die Niederlausitz sehr verdienten Oberamtsregierungspräsidenten von Trosky. Aber nicht sowohl wegen des Adels ihrer Geburt, als vielmehr wegen der seltenen Vortreflichkeit ihres Geistes und Herzens und wegen der schönen Züge eines ächt weiblichen Sinnes, die ihren kurzen Lebenslauf reichlich bezeichneten, verdient sie ein Andenken. In ihr fand

sich

die schönste Harmonie zwischen einem gebildeten Verstande, einem feinen Geschmacke und einem wahrhaft edeln Willen. Inniges und hohes Gefühl für Natur und Kunst, lebendiges Interesse für Wahrheit und sittliche Güte beseelte ihr Herz, und ihr musterhaftes Beispiel in den schönsten weiblichen Tugenden wirkte zur Veredlung mehrerer ihrer Jugendfreundinnen. Unermüdet war ihr Bestreben immer weiser und kenntnisreicher zu werden, wie ihre nachgelassenen Auszüge aus den besten deutschen Schriften, ihre selbst verfaßten Aufsätze und ihr Briefwechsel beweisen. Sie schrieb als Frauenzimmer einen Brief, der in Rücksicht auf Eleganz der Schriftzüge, auf Rechtschreibung, Reinheit und Schönheit des Styls musterhaft genannt zu werden verdient.

Ihre hinterlassenen Aufsätze sind zugleich redende Denkmäler von ihrem reinen Freundschaftssinn und ihrem dankvollen Herzen. Selten ehrte wohl eine Schülerin ihren Lehrer mit der innigen Dankbarkeit, mit der sie ihren ehemaligen Lehrer, den jetzigen verdienstvollen Arzt, Doktor und Professor Eisfeld in Leipzig, ehrte. Ihre Briefe an denselben enthalten die schönsten Beweise.

Bei allen diesen schönen Kenntnissen und zarten Gefühlen war sie auch ein Muster der in unsern Tagen und besonders in höhern Familien so seltenen Häuslichkeit, des weiblichen Fleißes und der liebenswürdigen Bescheidenheit. Einfach war ihre Kleidung, wie ihr ganzes Wesen, und sie war eine große Wohlthäterin der Armen. Die Thränen des Kummers in Thränen der Freude zu verwandeln,

deln, Menschenelend zu lindern, wo sie es fand, Freuden zu verbreiten, wo sie nur konnte, war ihre schönste und angenehmste Pflicht. Ihr Herz, von der reinsten kindlichen Liebe erfüllt, ergoß sich in die stärksten Aeußerungen der Dankbarkeit gegen diejenigen, die durch gesellschaftliche Unterhaltung oder auf andere Weise ihrem würdigen Vater eine frohe Stunde machten.

Jeannette von Trosky starb in der Blüte ihrer Tage, kaum neunzehn und ein halbes Jahr alt an einem bösartigen Scharlachfieber; beweint von allen, die dieses edle Frauenzimmer näher zu kennen Gelegenheit hatten.

Friedrich Gedike,

Königlich Preussischer Oberkonsistorialrath und Oberschulrath, Direktor des Berlinisch-Kölnischen Gymnasiums und des Seminariums für gelehrte Schulen, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Künste zu Berlin.

Gebohren zu Boberow in der Priegnitz am 15. Jänner 1754, gestorben am 3. May 1803.

Gedike's Vater war ein Prediger, welcher seinem Sohne sehr früh entrissen wurde, und nur wenig zu seiner Erziehung hinterließ. — Sein Kindes- und Knabenalter verstrich, ohne das jemand nur von fernher den künftigen Mann in ihm ahnete, der er geworden ist. Er besuchte in seinem Knabenalter die Schule zu Seehausen in der Altmark, wo er aber nur sehr geringe Fortschritte im Lesen und orthographischem Schreiben mach-

machte; allein der berühmte Konsistoralrath und Professor Steinbart in Frankfurt, der als Direktor des Züllichauischen Waisenhauses damals auch zu Seehausen wohnte, nahm sich des verlassenen Knaben an, und durch seine Fürsorge wurde er beinahe sieben Jahre im Waisenhause zu Züllichau frei verpflegt, unterrichtet und erzogen. Erst seit 1766, also seit seinem eilften Jahre, da Steinbart ein vom Waisenhause abgesondertes Pädagogium errichtete, dessen Zögling auch Gedike wurde, fieng die Morgenröthe des Tages in seinem Innern aufzugehen an. Ein Lehrer, Lange, der jüngere, entdeckte den Funken, der einmal zur reinen und wohlthuenden Flamme ausbrechen würde. Er beschäftigte sich viel mit dem Knaben und theilte seine Bemerkungen dem würdigen Steinbart mit. Dieser unterredete sich oft mit dem Knaben, und sein vortreflicher Unterricht trug sehr viel zur Ausbildung Gedikes bei.

Im Jahre 1771 bezog Gedike die Universität Frankfurt, um sich zum theologischen Studium vorzubereiten. Hier fand er an Töllner einen musterhaften Lehrer und Beförderer seines Fortkommens. Sein häuslicher Fleiß war außerordentlich. Hier lernte er seinen nachmaligen Kollegen, den Oberkonsistorialrath Zöllner kennen, und stiftete mit ihm eine bis an seinen Tod fortgesetzte Freundschaft.

Im Jahre 1775 berief ihn der ehrwürdige Spalding nach Berlin zum Hauslehrer seiner beiden Söhne; im Jahre 1776 wurde er vom Berlinermagistrat zum Subrektor des Friedrichswerderschen

schen (jetzt Friedrichs) Gymnasiums ernannt, erhielt 1778 das Prorektorat an demselben, und arbeitete thätigst an der Verbesserung dieser Schule. Die allererste öffentliche Prüfung 1779 hielt Gedike, weil der Rektor Heinius zu kränklich war. Noch in demselben Jahre trat er als Nachfolger des in Ruhestand gesetzten Heinius auf, und hatte das große Glück, den erfreulichsten Flor dieses Gymnasiums zu erleben. Der äußere und innere Zustand dieser öffentlichen Lehranstalt wurde ungemein verbessert, so daß Gedike bei seinem Abgange von demselben selbst laut und öffentlich gestand: „So viel glaube ich jetzt wenigstens ohne Anmaßung versichern zu können, daß ich das Gymnasium in einem durchaus andern und in jeder Rücksicht bessern Zustande verlasse, als ich es empfieng.“ Denn das Lokale wurde vergrößert, die Zahl der Klassen, der Lehrer und die Einkünfte derselben wurden vermehrt. Neue Lehrmittel wurden angeschaft, eine eigene Lesebibliothek für die Gymnasiasten zur angenehmen und nützlichen Lektüre und zur Bildung des Geschmackes und Styls errichtet, auch die jährliche öffentliche Prüfung seit 1779 alle Jahre ununterbrochen zu Ostern gehalten. So konnte es unmöglich fehlen, daß die Frequenz von Jahr zu Jahr beträchtlich größer wurde. Als Gedike an das Gymnasium kam, fand er in der I Klasse einen, in der II drey, in der III sechs Scholaren, in der IV neune, und eben soviel in der V. Im Jahre 1793 betrug dagegen die Frequenz in allen Klassen 310 Schüler. Eben so glücklich war Gedike auch in der Verbesserung des innern

nern Zustandes des Gymnasiums. Der Lections-plan ist auf mancherlei Art vervollständiget, niemals aber als unverbesserlich sanktionirt worden. Neue Lehrbücher wurden eingeführt, die Methode im Allgemeinen möglichst verbessert, der Privatfleiß befördert, die Disciplin nach und nach immer mehr verbessert und die Jugend liberaler behandelt. — Im Sommer 1791 wurde Gedike zum Mitdirektor des berlinischen Gymnasiums ernannt, und es war der anfängliche Plan der Patronen dieser Anstalt, daß er auch nach dem Tode des ehrwürdigen Büsching, der ihn selbst sich zum Gehülfen erbeten hatte, neben der Direktion des Berlinischen Gymnasiums auch die Direktion des Werderschen beibehalten sollte. Im Junius 1793 wurde er durch den Tod des verdienstvollen Büschings einziger Direktor des Berlinischen Gymnasiums. Allein nun waren auch Vorurtheile und Leidenschaften nicht mehr müßig, um dem seltenen Manne seinen Wirkungskreis zu rauben, welches ihnen bei der edlen und uneigennützigen Denkungsart desselben auch bald und leicht gelingen mußte. Ungeachtet Gedike in jeder Hinsicht gewann, wenn er sich blos auf das Berlinische Gymnasium einschränkte, und ungeachtet er nur die Hälfte seiner bisherigen Einkünfte, vornämlich die zufälligen, von der Frequenz abhangenden, behalten sollte; so war er doch zufrieden und glaubte der Dankbarkeit gegen die Patronen dieses Gymnasiums ein solches Opfer schuldig zu seyn. Allein plötzlich mußte er zu seinem Erstaunen erfahren, daß man hier und da geäußert habe, daß die beschlossene Einrichtung

der

der bei dem Gymnasium festgesetzten Alternation den protestantischen Konfessionen zuwider seyn würde, und er dabei Gefahr lief, in Ansehung seiner Denkungsart verkannt zu werden, und das, was bei ihm wirklicher Patriotismus war, als Eigennuz verschrieen zu sehen. Indessen war sein Entschluß bald gefaßt. Er schrieb an den Magistrat, und lehnte den ihm gemachten ehrenvollen Antrag wieder ab. Der Magistrat mußte sich, seiner eigenen Aeußerung zu Folge, ungeachtet es sein angelegentlichster Wunsch war, daß die Direktion des unter Gedike zu einem ganz vorzüglichen Flor gelangten Friedrichwerderschen Gymnasiums zum Besten der Jugend hätte fortgesetzt werden können, die Resignation gefallen lassen. Gedike befestigte seinen Ruhm durch die eben so weise als gründliche Direktion des Berlinischen Gymnasiums um desto mehr, da er dafür Zeit und Kräfte gewann. Diese Anstalt erhielt durch ihn in Berlin nnd auch anderwärts eine solche Celebrität, daß man versichern kann, daß wohl wenige Schulen Deutschlands einen so entschiedenen Vorzug vor ihren Schwestern behaupten.

Man muß den Mann gehört, seine Einrichtungen gesehen, und den Esprit seiner Lehranstalten kennen gelernt haben, um hierüber ein Urtheil fällen zu können. Genug, Gedike war ein musterhafter seltener Direktor, und sein Institut eine musterhafte seltene Schule! Wer dies läugnen will, der gehe nach Berlin, höre und sehe mit offenen Ohren und Augen. Seine Erfahrungen wurden von seiner unermüdeten Thätigkeit unaufhörlich bereichert,

reichert, und er versäumte seine Lektionen, Schulvisitationen, Konferenzen, Censuren, u. s. w. nie, ungeachtet er auf seiner Stube mit so vielen Amtsgeschäften überhäuft war.

Ein anderweitiges Hauptverdienst erwarb sich Gedike durch die preiswürdigste Direktion des vor 15 Jahren nach seinem Plane gestifteten königlichen Seminariums für gelehrte Schulen. Seine Instruktion für Seminaristen, welche König Wilhelm II. unbedingt apprgbirte, ist so schön, daß wir nichts Schöners beifügen können, als daß Gedike sie in vollkommene Ausübung brachte. Wer unter seiner Leitung nicht zum Schulmanne gebildet wurde, der durfte ohne Bedenken von der Schule Abschied nehmen. — Auch als Oberschulrath hatte Gedike immer vollauf zu thun, indem er wohl unstreitig der größte Sachkenner und der thätigste Arbeiter war. Es ist daher ausgemacht, daß Gedike nicht blos als Direktor des Gymnasiums und Seminariums, sondern auch als Oberschulrath unersetzlich ist und lange vermißt werden wird. Wer seinen Eifer und seinen Charakter kannte, der wird hierin beistimmen; denn Gedike besaß einen Hauptvorzug, der ihn vor so vielen seiner Glaubensgenossen rühmlich auszeichnete: sein Genie, seine Belesenheit, sein ausgedehnter Geschäftskreis und seine weiten Reisen haben ihm eine Billigkeit gegen die Verdienste anderer Religionsverwandten angeeignet, die leider nur zu vielen Protestanten, wenn sie übrigens auch noch so gelehrt, angesehen und berühmt sind oder seyn

wollen,

wollen, fehlt. Dieser schöne Zug seines edeln und liberalen Charakters war also die Krone desselben.

Außerdem hat er sich durch die wohlgerathensten Schulschriften, durch die brauchbarsten und gemeinnützigsten Elementarbücher und selbst im 19. Jahrhundert noch durch Annalen des Preussischen Schul- und Kirchenwesens unendlich verdient gemacht.

Schon im Jahre 1784 wurde Gedike zum Oberkonsistorialrath mit Sitz und Stimme ernannt. Gleich mit der durch den unsterblichen Minister von Zedliz veranstalteten, im Jahre 1787 erfolgten Errichtung des Oberschulkollegiums wurde er mit einem Gehalte von 500 Thalern Oberschulrath. Seine Aufnahme in die philosophische Klasse der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin geschahe im Jahre 1790. Um diese Zeit wurde er auch zum Assessor und Mitgliede der berlinischen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften in Berlin erwählt. Im Jahre 1791 erhielt er von der theologischen Fakultät zu Halle das Doktordiplom.

Gedike hatte eine eben so rasche als glückliche Karriere gemacht, und jeder denkende und fühlende Freund der guten Sache der Menschheit wird sich sehr freuen, hier den seltenen Parallelismus zwischen Verdienst und Glück zu finden. Seine persönlichen und geistigen Eigenschaften sowohl als sein Charakter können bei einem so seltenen Manne von ausgezeichnetem Rufe und bedeutendem Einflusse nicht außer Acht gelassen werden.

Als

Als Geschäftsmann war Gedike vortreflich. Er penetrirte schnell, erwog mit reifem Beurtheilungsvermögen seinen Gegenstand von mehrern Seiten, ordnete seine Ideen und brachte sie deutlich im Zusammenhange aufs Papier. Bei der gränzenlosen Thätigkeit und dem Ehrgefühl, das ihn spornte, arbeitete er sich durch Schwierigkeiten hindurch, und brachte Licht in das dickste Dunkel. Er wurde vom verstorbenen Minister von Zedliz, mit dem er schon lange den Vorschlägen und Wünschen eines Stuve und anderer denkender Schulmänner gemäs über die Nothwendigkeit eines Oberschulkollegiums gesprochen hatte, und dem diese Idee höchst willkommen war, aufgefordert, einen umständlichen Plan zu entwerfen. Die Einrichtung dieses Kollegiums, welche der Minister beim Könige ins Werk setzte, ist vorzüglich das Werk Gedikes, der hier in seinem Lieblingssache arbeitete.

An dem von Campe herausgegebenen Revisionswerk des gesammten Schul- und Erziehungswesens war er Mitarbeiter. In der griechischen Litteratur hatte Gedike unstreitig sehr vieles geleistet. Betrachtet man überhaupt die Vielseitigkeit und Gewandtheit seines Geistes, so wird man ihn in mehrern Hinsichten zu den seltenen Erscheinungen zählen. Gedikes Geist war überaus lebhaft, ununterbrochen thätig und mit neuen Planen und Ideen beschäftigt. Beinahe immer fand man ihn in seinem Zimmer unter Akten, Schriften und Zeitungen gleichsam vergraben. Er hatte ein feuriges, rasches Temperament, war zuweilen

weilen heftig und derb in seinen Aeußerungen, aber sogleich wieder sanft, wenn der Gegenstand außer seinem Gesichtskreise lag; der letzte Zug entstellte Gediken in den Augen des Psychologen keineswegs. Denn dies ist eine Eigenschaft großer Seelen, die unmöglich die Lebensweisheit in Falschheit, Zurückstellung, Verstellung und Heucheley setzen können, und also diese Armseligkeiten den kleinern Seelen überlassen.

Im moralischen Charakter Gedikes waren Geradheit, Offenheit, Unbefangenheit, die hervorstechendsten Züge; wovon er sich überzeugt hielt, das äußerte er. Er gieng nicht um die Sache herum, und kümmerte sich wenig um Urtheile und Folgen. Er hatte sich durch seine Reden und Schriften, durch seine Berufsgeschäfte und durch seinen anderweitigen Umgang immerfort als einen geraden und offenen, d. h., moralischen, Mann gezeigt. Es kann dem Verstorbenen im Grabe nicht genug nachgerühmt, und es kann den lebenden Zeitgenossen nicht laut genug gesagt werden, daß Kopf und Herz bei ihm im schönsten Einklange, in platonischer Harmonie, waren, und daß ihn durchaus gemeinnützige Grundsätze bei allen seinen Handlungen leiteten, so wie einst den größten Weisen seiner Zeit — Sokrates.

Anton Rindenschwender,

Churfürstlich Baadenscher Oekonomierath.

Gebohren zu Gaggenau am 28. Jänner 1725, Gestorben am 4. May 1803.

Sein Vater, Hans Rindenschwender, aus Tyrol gebürtig, war ein Holzmacher und seine Mutter, Eva Fütterin, eine Holzmacherstochter. Da seine Aeltern sehr arm waren, so beschloß er nach erreichtem 12. Jahre aus eigenem Antrieb durch Entfernung seiner Person die Last des Haushalts seinen Aeltern zu erleichtern. „Wenn ich nur (sprach er) so lange Essen und Kleidung anderwärts erhalte, bis ich herangewachsen bin, um mit dem Vater Geld im Walde zu verdienen.“ So zog er unter segnenden Thränen seiner Aeltern aus, in das nächste Dorf Ottenau, und der freundliche Junge wurde von Michael Klump, einem Fuhrmann, in Dienste genommen. Kittel und Hosen von Zwilch, ein Brusttuch, ein werkenes Hemd, ein schwarzer Halsflor und ein Reichsthaler nebst Kost, war der akkordirte Jahrslohn dieses jungen Knechts beim Vieh. — Aber noch vor dem Dienstantritt reizte ihn eine andere Spekulation. Er hatte gehört, daß in dem würtembergischen Gränzort Loffenau Taglöhner aufgenommen würden, um die dort schon in Anbau gebrachten Grundbirnen (Kartoffeln) aus der Erde zu nehmen. Schnell eilte er, noch vor dem Verzug leidenden Dienstantritt dahin, und gestand nachher seine große Versuchung, einige Grundbirnen allenfalls auf die Seite zu schaffen, um die gepriesene Frucht auch in sein Dorf zu verpflanzen, und

den armen Leuten ein besseres Leben zu verschaffen. Aber in der Wirklichkeit verfolgte er ganz ehrlich seinen höhern Zweck, indem er einen Diensthandel unter der Bedingung traf: „Ich will keinen Geldlohn, aber Grundbirn für meine Aeltern und Geschwister, so viel ihr glaubt, daß ich mit meiner Arbeit verdienen möchte.“ — Dieß wurde eingegangen, Anton verdiente sich den neunten Korb, brachte fünf Körbe so nach Haus, und wurde der erste wohlthätige Verbreiter dieses jezt so unentbehrlichen Produkts im Murgthal. Nach diesem glücklichen Zwischenspiel trat er den zuvor bedungenen Dienst an, voll Eifer und Achtsamkeit. Hier lernte er auch, in Gesellschaft der Kinder seines Herrn, lesen; hier sammelte er sich Kenntnisse von Ackerbau, Viehzucht, Fuhrwesen, und kam, mittelst des leztern, in mehrere Gegenden, wo seinem, das Nützliche auffassenden Auge nichts entgieng.

Nach einigen Jahren ergriff er die Axt, sich an die Seite seines Vaters als Holzhauer zu stellen; und bald fand er darin an Geschicklichkeit seines Gleichen nicht. Nach dem Tode seines Vaters bestellte ihn Kaspar Berger zu Weissenbach, der von dem Holzhändler Böringer in Büchenbronn zum Meisterknecht befördert worden war, zum Oberknecht der Holzhauer, mit gutem Gehalte, verschafte ihm dabei durch Geldvorschuß Gelegenheit, Bäume an sich zu kaufen und mit Vortheil wieder zu verhandeln, wodurch Rindenschwender zugleich Geld und Handelskenntnisse gewann, bald noch dazu entlehnte, und seinen Nebenhandel glücklich ins Höhere trieb. Nach

Bergers Tode wurde er Meisterknecht. Er verrichtete nun die Böringische Holzgeschäfte für die Holländer so gut, daß diese ihn kennen zu lernen verlangten. Als bald darauf van Derwen aus Rotterdam, der Holzherr der Böringischen Spedition, in das Land kam, und nicht ohne Bewunderung von des jungen Mannes natürlichem Verstande, die Aufschlüsse, die nur derselbe ihm über alles geben konnte, anhörte; so gab van Derwen ihm noch verschiedene Privataufträge, und, nach deren bester Expedition, ernannte er ihn zu seinem Faktor mit einem Jahrsgehalt von 500 Gulden. Nun war ihm die Thür zum größern Glück geäffnet; nun kaufte er Haus und Güter, erstreckte seinen Holzhandel ins Ausland, und wußte sich zu seinen Kommissionnärs brauchbare Männer zu wählen.

Sein erstes wichtiges Unternehmen war an dem fürstbischöflichen Hofe zu Bruchsal. Nachdem er durch seinen Ruf und seine manierliche Naivetät bey dem damaligen Bischof, Kardinal von Hutten, Zugang erhalten hatte, so bewieß er, daß große Summen in den fürstlichen Waldungen nur allein aus fällbarem Holländerholz erlößt werden könnten. Es wurde darüber berathschlagt, mit ihm akkordirt, und nun lieferte er in kurzer Zeit seinem Herrn für viele tausend Gulden Stämme nach Holland. Mittlerweile schloß er große und häufige Handelsverträge mit dem jezigen Kurhause Baaden, mit Kurpfalz, Zweybrücken, Bisthum Strasburg, den vorderösterreichischen Ständen, auch Klöstern und andern Gemeinden. Aber seine

Haus-

Haus- und Landwirthschaft wurde darüber nicht versäumt. Er kaufte mehr Feld an, schuf ödes Land in fruchtbares um, brachte seine Viehzucht empor, u. schloß günstige Pachtverträge für sich und den Eigenthümer.

Als der Badische Commerzienrath Dürr seinen Schifferhandel (Antheil an eigenthümlichen Waldungen, in der Grafschaft Eberstein, an den Sägmühlen und an dem privilegirten Holzhandel auf der Murg und dem Rhein) zu veräußern beschloß, so benutzte er die Gelegenheit, denselben an sich zu kaufen — troz aller entstandenen und von ihm klüglich beseitigten Schwürigkeiten. Er war jezt Mitglied der angesehenen und uralten sogenannten Schifferschaft oder Holzhandelsgesellschaft im Murgthal. Dieser Zuwachs seines Einflusses und die mit erhöhetem Gehalt beibehaltene Holländerfaktorie, bewirkten ein sichtbares Steigen seines ohnehin schon großen Vermögens.

Er wurde auch zum ersten Ortsvorsteher in Gaggenau gewählt, — welche Stelle er (in der Folge unter dem Charakter als Oberschultheiß) 40 Jahre lang ununterbrochen mit Ehre verwaltete. Unter seine desfallsigen Verdienste gehören vorzüglich: gesezte Dämme und Mauerwerke gegen den reißenden Murgfluß, ingleichem die Sorgfalt, die er für die öffentlichen Strassen seiner Gegend zuerst verwendet hatte.

Und immittelst fuhr er fort, Häuser und Scheunen zu bauen; legte Potasche- und Ziegelhütten an; gab die Pachtung des ehemals auf dem Mittelberg gestandenen und bald hernach eingegangenen Glasofens auf, erkaufte dagegen eine große Strecke Gaggenauer-Gemeindsfeld und legte da-

selbst die, in seiner Art und Lage so schöne, weit und breit benützte Glasfabrik mit etlichen und dreißig bequemen Wohnungen an, versah sie mit einer eigenen Schmiede und verband damit noch eine Sägmühle. Anderwärts schuff er unnützes Gebüsch in einträgliche Aecker um und verbesserte durch geschickte Wasserleitung ganze schöne Wiesengegenden. Aber sein Lieblings und Meisterwerk, der Amalienberg, verdient ein eigenes Gemälde des Entstehens, der Erweiterung, der Nutzbarkeit und der romantischen Schönheit. Nicht nach einem im voraus überdachten Plane des jetzigen Ganzen, sondern stückweise, nach den Launen seiner Muse und der Gelegenheit baute Rindenschwender einen öden Bergrücken an der Murg, damals noch Hilvert genannt, an. Als am Abhange des Berges, gegen Abend zu, in den 1760ger Jahren, Neubruchboden unter die Gaggenauer Bürger vertheilt worden, kaufte er von ihnen einige Morgen, und erschuf daraus schon damals schöne Aecker und Reben; aber es war ihm unerträglich, an eine felsigte Ebene von Moos, Haiden und Dornen anzugränzen; er erbot sich gegen einen Ausschuß seiner Gemeinde, ihr den Felsen abzukaufen. „O was denken Sie, Herr Oberschultheis, war die Antwort, „den Platz urbar machen zu wollen, den die reichste Herrschaft nicht dazu geschenkt nehmen würde?" — „Dafür laßt mich sorgen," sagte er, und der Kauf wurde richtig. Nun wurden Menschen und Fuhren in Menge gedungen; mit ungeheuern Kosten, aber schon in wenigen Monaten, lächelte dem staunenden Zuschauer

ein hoffnungsvoller Boden entgegen, so daß nicht mehr von einer Unmöglichkeit gesprochen wurde. Hügel wurden mit einem eigens erfundenen Werkzeuge abgehoben, Tiefen ausgefüllt und ganze Morgenstrecken mit ausgesuchter, weit hergeführter Erde, bis zu 6 Fuß hoch, überschüttet; Aepfel-, Birn-, Kirschen-, Zwetschgen- und Nußbäume in Reihen aufgepflanzt; Aecker und Reben, nach Verschiedenheit der Lage, eben so passend angelegt, als im perspektiven Hintergrunde die gewässerten und in den trockensten Jahrgängen zweymal abzumähenden Wiesen. Aber der Hauptfels, gegen Morgen, war noch ein wildes Ungeheuer und schien dem Pflanzer die Anlage zu schänden; bald oben, bald unten, bald von ferne stand er und schauete und dachte nach. Darauf mußten 3 Duzend Felsensprenger an den Koloß hinaufklettern, und hauend und bohrend, durch Gewalt und Vortheil, so viel Trümmer abreißen, daß Terassen geebnet werden konnten, auf denen jezt herrliche Weinstöcke feiner Gattungen prangen und Nektar erzeugen. Von weitem her hat diese Felsenseite, durch ihre gleichfalls geebneten Wände und vermehrte Mauern, die Gestalt einer Bergfestung; und innerhalb, mittelst der Spaliergänge, auch mittelst der Aussicht auf die am Fuß liegende Murg und Landstrasse herab, sodann links bis an die beiden Ufergegenden des Rheins — einen zauberischen Reiz gewonnen. Ein bequemes ansehnliches Wohnhaus auf diesem Landsiz, noch viele Nebengebäude, theils zur Lust, theils zur Oekonomie, darunter ein eigener Bauernhof mit treflich eingerichteten

Ställen

Ställen voll Zug- und Melkvieh — geben dem Gut und seinem Anbau die höhere Solidität. Für die Weinlese ist mit eigener Trotte und reichlichen Kellern gesorgt; so wie fürs Ganze durch die, eine Stunde Wegs hergeleitete, reine und reiche Wasserquelle, auch gegen Feuersgefahr durch Wasserbehältnisse und Blizableiter; endlich gegen den Wildschaden durch eine, auf der Waldseite über tausend Ruthen lang und acht Fuß hoch, aus weggearbeiteten Felsenstücken geführte Mauer. Hiernach ist es begreiflich, daß, laut vorgefundenen Hausmanualen, die Anlage dieses 84 Morgen groß gewordenen Landgutes über 100000 Gulden gekostet hat.

Nachdem Rindenschwender 15 Jahre sein wohlthätiges Berggeschäfte betrieben und darüber auch manche sorgenvolle Nacht, manchen Verdruß, Spott und Undank — die Erfahrungen jedes unternehmenden Geistes — standhaft ertragen und aufgewogen hatte gegen das Gefühl der gelungenen That an sich sowohl, als der täglichen Ernährung vieler hundert mittellosen Menschen, denen er — oft bloß aus mitleidiger Rücksicht — Arbeit gegeben hat, so setzte auch die äußerliche Ehre und die öffentliche Anerkennung seiner Verdienste eine liebliche Bürgerkrone auf sein Greisenhaupt. Die Frau Erbprinzessin von Baaden besuchte ihn auf seinem Berg. Ihre freudige Rührung über die überraschende Schönheit dieses Aufenthalts entzückte das Herz des Urhebers, und er gab seinem Hilvert von diesem Tage an, mit höchstem Beifall, den Namen Amalienberg. Nach diesem Lo-

sungs-

fungsworte hatte er der fürstlichen Besuche noch viele. Sein Landesfürst, Churfürst Karl Friedrich von Baaden, Kenner und Würdiger landwirthschaftlicher Anlagen, äußerte über diesen Anblick ein ausgezeichnetes Wohlgefallen und gab Rindenschwendern den Rang und Charakter eines fürstlichen Oekonomieraths.

Noch in seinem hohen Alter hatte er eine wohlthätige neue Einrichtung für das Holzgewerbe zu Stande gebracht: indem er nämlich mit dem damaligen adelichen Kloster Frauenalb einen neuen Akkord für den Scheiter- und Floßholzhandel schloß, so bewirkte er zugleich den für Brennholz so bequemen Absatz an den Thoren der Residenzstadt Karlsruhe, und eine dortige Durchfahrt der größern Hölzer. Das schwache Wasser der Alb wurde dazu, mittelst kostspieliger Räumung und Schwellungen, in dem Grade tüchtig gemacht, daß darauf — was zuvor Niemand glauben wollte, — Holländerflöze für Schiffbauholz, so gut als auf der Murg oder Enz, jezo fortgeschaft werden können.

So hat ein armer Holzhauer nicht nur sich selbst, sondern ganze Landesgegenden mit sich empor gehoben; über 126 Morgen öden Landes fruchtbar gemacht; 23 Wohnhäuser, 25 Nebengebäude an Scheunen, Stallungen und Remisen, nebst 3 Lusthäuschen, unter 51 Dächer gestellt, neben diesen Produktionen aber auch mannigfaltige Fabriken angelegt, und noch weit mehr auf den in- und ausländischen Handel gewirkt.

Rindenschwender hatte sich dreymal verheurathet, 1) mit Franziska Wolf aus Ober-

weiher;

weiher; 2) mit Sabina Lump, eines Forstmeisterstochter zu Ettlingen; 3) mit Maria Anna Fütterin, aus Gaggenau; in diesen 3 Ehen zeugte er 30 Kinder.

Dieser Mann, dessen innere Kraft so vordrang, konnte kaum lesen und schreiben; war aber gesund an der Seele, wie an seinem knochenfesten und wohlunterseztem Körper mittlerer Größe. Sein Charakter war gerade, und doch von Klugheit bewacht; nachdenkend und unternehmend; dabei freundlich, mitleidig, religiös, ohne darum die Lebensfreuden von sich wegzuweisen. Die Gastfreyheit war ein hervorstechender milder Zug in seinem Bilde; nicht leicht eine Woche vergieng, da er nicht zusprechenden Fremden von der Nähe und Ferne einen frohen Tag in seinem Hause ehrenvoll machte. Diese edeln Genüsse, die Anlage des Amalienberges, und zuletzt die Lasten und Weinplünderungen im Kriege, mäßigten zwar seinen Reichthum; doch hinterließ der Gesegnete über 150000 Gulden. — Die Wittwe und 9 Kinder sind anständig versorgt, auch alle Hausdienerschaft im Testamente wohl bedacht. Mit diesem ruhigen und erheiternden Bewußtseyn schloß Rindenschwender — nachdem er in den letzten 6 Monaten (früher aber nicht) einen merklichen Nachlaß der Naturkräfte empfunden hatte, und einer Entzündung unterlag, seine, allen Mitbürgern, ja allen humanen Seelen merkwürdige Laufbahn im 79. Lebensjahr.

Johann

Johann Heinrich Beck,

Direktor des Hof- und Nationaltheaters in Mannheim.

Gestorben am 6. May 1803, 43 Jahre alt.

Warmer und ächter Kunstsinn hatte ihn als einen Jüngling in seiner Vaterstadt Gotha auf die Bühne geführt, von wo er im Jahre 1779 zugleich mit Ifland, Beil, und andern berühmten Schauspielern nach Mannheim berufen wurde. Reichlich von der Natur mit jeder schönen Gabe ausgestattet, voll Enthusiasmus für seinen Beruf, tief eindringender philosophischer Denker über Geist und Wesen der Schauspielkunst, und nicht minder vertraut mit dem mechanischen Theile derselben rückte er schnellen Schrittes dem Ziele der Vollkommenheit entgegen, und stand in den Jahren seiner Reife und Kraft neben und unter den großen Künstlern, welche den Ruhm der Mannheimerbühne gegründet haben. Seine theatralischen und mannigfaltigen andern Kenntnisse, sein geläuterter Geschmack und seine Thätigkeit machten es ihm möglich und leicht, auch als dramatischer Schriftsteller sich um die vaterländische Bühne verdient zu machen. Sein Werth als Künstler und Schriftsteller wurde erhöht durch manchen edeln und liebenswürdigen Charakterzug, der ihm bleibende Ansprüche auf die Achtung aller derjenigen giebt, die ihn näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben.

Christian Karl August Albrecht,

regierender Graf von Erbach-Fürstenau, Ritter des Königl. Preussischen rothen Adlerordens und Königl. Preussischer Generalmajor.

Gebohren am 18. Sept. 1757, Gestorben am 10. May 1803.

Er war ein biederer deutscher Mann, der durchaus keine Ceremonien leiden konnte. Ihm hat das Frankenland eines der schönsten Gesangbücher in Deutschland, eine äußerst milde Behandlung der leibeigenen Unterthanen, eine Verbesserung der Landwirthschaft, des Kleebaues und der Viehzucht, einen veruünftigen Katechismus, eine verbesserte Schuleinrichtung, und manches andere Gute, zu verdanken.

Seinen Tod beweinte nicht blos seine edle Gemahlin Dorothea Louise Mariane, Gräfin von Degenfeld Schomburg; sondern auch sämmtliche Unterthanen betrauern den Verlust eines wohlthätigen und populären Landesherrn, der mit den Familienverhältnissen und häuslichen Verfassungen aller seiner Unterthanen genau bekannt war.

Er starb am Schlagflusse und wurde am 15. May in der gräflich Erbachischen Gruft in der Stadtkirche zu Michelstadt in Franken beigesetzt. Er hinterließ zwei hoffnungsvolle Söhne, welche er vier Jahre in Stuttgard erziehen ließ.

Johann

Johann Friedrich Wilhelm Thym,

Professor am Königl. Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin.

Gebohren zu Berlin am 5. Sept. 1768, gestorben am 21. May 1803.

Frühe schon unter der Leitung des verdienstvollen Gedike, der damals dem Friedrichswerderschen Gymnasium vorstand, widmete er sich dem mühevollen Geschäfte, die Jugend zu bilden, wozu er Talente hatte, die Niemand, als er selbst, verkannte. Er nahm hierauf einen Ruf nach Halle an, als Professor der Kirchengeschichte und der biblischen Alterthümer, einem Fache, worin auch das größere gelehrte Publikum, durch einige mit Gelehrsamkeit und philosophischem Geiste verfaßte Schriften, Nutzen von ihm zog, und noch mehreren hoffte. In Halle lebte er einige Jahre, bis ihn der Tod einer liebenswürdigen Gattin in eine Lage versetzte, die seinen Entschluß beförderte, nach Berlin in den Schoos seiner Familie zurückzukehren, und sich dort wieder seinem ersten Beruf, der Bildung eines zärtern Alters, zu weihen. Günstige Umstände vereinigten sich. Er trat als Professor an das Joachimsthalische Gymnasium zu Berlin; sein häuslicher Verlust ward ersetzt, und die heitersten Aussichten eröffneten sich für ihn und für eine Anstalt, an welcher er mit so ausgezeichnetem Eifer arbeitete. Aber leider mußte bei einem so treflichen Manne der seltene Fall einer zum Fehler ausartenden Gewissenhaftigkeit eintreten. Ein unbegreifliches Mistrauen auf seine Kräfte und auf den — so sichtbaren — Erfolg seiner red-

lichen Bemühungen trübte seine Seele; und so bedurfte es nur noch der traurigen Nachricht von der gefährlichen Wendung, welche das Krankenlager seines Schwagers nahm, um auch ihn ohne Rettung darnieder zu werfen. Ein Nervenschlag endigte sein Leben. Die stumme Trauer seiner Familie, die Sehnsucht seiner Freunde und Kollegen, und die Thränen manches edlen Jünglings sind seine Lobrede.

Johann Georg Wilhelm von Bärensprung,

Königlich Preussischer Oberlandforstmeister und Chef des Generalforstdepartements und der mit demselben verbundenen Hauptnutzholz- und Brennholzadministration zu Berlin.

Gebohren zu Salzwedel in der Altmark am 17. Julius 1741, gestorben am 25. May 1803.

Als Bärensprung zu Klosterbergen und auf den Universitäten Göttingen und Frankfurt an der Oder, seine Schul- und akademischen Studien vollendet hatte, wurde er bei der Kriegs- und Domainenkammer zu Minden, der sein Vater als Direktor vorstand, im Jahre 1761 als Referendarius und im Jahre 1763 als Kriegs- und Domainenrath angestellt. Im Jahre 1778 berief man ihn nach Berlin ins Königliche Generaldirektorium, woselbst er bei dem Forstdepartement und der von demselben ressortirenden Hauptnutzholz-Administration, ingleichem bei dem westphälischen Provinzial- auch Salz- und Bergwerksdepartement ange-

stellt

stellt und zum geheimen Oberfinanzrath ernannt wurde. Die Angelegenheit der westphälischen Landstände wegen der Rekruten, bei welchem Geschäfte er die Feder führte, ward so sehr zur Zufriedenheit des Königes reguliert, daß er zur Bezeugung seines Wohlgefallens ihn mit Befreyung von allen Gebühren in den Adelstand erhob. Nicht minder erhielt er sowohl von seinem König, als auch vom Markgrafen von Anspach und Bayreuth für die von ihm geschehene Untersuchung des dortigen Finanz- und Kassenwesens, und für die von ihm hiernächst wegen Abtretung dieser beiden Fürstenthümer im Jahre 1791 zu Stande gebrachte Konvention sprechende Beweise höchster Zufriedenheit. Im Jahre 1797 ernannte ihn der jetzige König von Preußen unter dem Charakter eines Oberlandforstmeisters zum Chef des Generalforstdepartements und der obenerwähnten beiden Administrationen.

Er starb an einer seltenen Krankheit, von den Aerzten die schwarze Krankheit genannt. Er war ein Mann von ausgebreiteten Finanzkenntnissen, rastloser Thätigkeit, wahrem Diensteifer, ächtem Patriotismus, strenger Redlichkeit, und festen Grundsätzen, und hatte sich um den Staat sehr verdient gemacht.

Frie-

Friedrich Schilling,

K. K. wirklicher Hofrath bei der Polizeihofstelle in Wien.

Gebohren zu Erfurt im Jahre 1754, gestorben am 3. Julius 1803.

Schilling war der Sohn eines braven Bürgers und Schneidermeisters. Schon auf der Schule und Universität zeichnete er sich durch Fleiß und Talente ans, und wurde dem damaligen Maynzischen Statthalter Reichsfreiherrn von Dalberg, jetzigen preiswürdigen Churfürsten Erzkanzler, bekannt. Dieser edle Freund und Gönner der Wissenschaften, der so manches keimende Genie ermunterte und in einen angemessenen Wirkungskreis versetzte, empfahl ihn dem um die österreichische Monarchie verdienten Polizeyminister Grafen von Pergen zum Hofmeister für dessen Sohn, und unter dessen Leitung bildete er sich in der Folge zum Geschäftsmanne. So trat er im Jahre 1782 als Regierungssekretär in K. K. Dienste, wurde im Jahre 1789 Hofsekretär, im J. 1791 Regierungsrath und im Jahre 1794 wirklicher Hofrath.

Schilling war ein Mann von ausgezeichneter Geistesbildung, rastlos thätig in seinem Wirkungskreise, voll Eifers für alles Gute und Gemeinnützige, voll reines patriotischen Sinnes. Er gab bei besondern Veranlassungen mehrere kleine Schriften heraus, die vom Herzen kamen, und auch wieder zum Herzen giengen. Von ihm sind auch die einzeln und in Zeitschriften abgedruckten: Charakterzüge Franz II. und die gehaltvolle Schrift: Es ist Friede.

Er

Er war auch Mitglied der K. K. Revisions-hofkommission unter dem Präsidium des Grafen von Rottenhann, und hatte Einfluß in die Censurangelegenheiten. Seit einiger Zeit ließ er auch seine Ueberzeugung, daß die Wissenschaften nirgends Schuld an Revolutionen haben, in Reden und Handlungen lauter werden. Als das Trauerspiel: Regulus, als staatsgefährlich angegeben, und es nahe daran war, dessen Ausführung zu verbieten, wendete er durch bescheidene und gründliche Vorstellungen diesen Schlag von der österreichischen Thalia ab.

Er starb zu Grünenberg in der Nähe von Wien. Sein Verlust wird von Allen tief gefühlt, welche ihn ganz kannten.

Uno von Troil,

Königlich Schwedischer Erzbischof und Prokanzler der Universität zu Upsala.

Gebohren am 24. Februar 1746, gestorben den 29. Julius 1803.

Nach Endigung seiner akademischen Studien und angenommenem Magistergrade that er im Jahre 1772 eine Reise nach Island, wovon eine Beschreibung mit Kupfern im Jahre 1777 zu Stockholm herauskam, die bald in das Deutsche und Französische übersetzt wurde. Als der Sohn eines Erzbischofs und als ein Mann von ansehnlicher Figur, feinen Sitten und manchen, besonders philologischen Kenntnissen, stieg er in kurzer Zeit so weit als

eine

eine kirchliche Person kommen kann. Er ward im Jahre 1776 Hof- und zwey Jahre darauf Oberhofprediger, königlicher Beichtvater und Präses im Hofkonsistorium. Bei der Promotion zu Upsala im Jahre 1779, ward er Doktor der Theologie, und noch dasselbe Jahr Präses im Stockholmerkonsistorium und Pastor Primarius von Stockholm.

Im Jahre 1781 ward er Ordensprediger und Bischof von Linköping, im Jahr 1787 aber Erzbischof zu Upsala. In demselben Jahre machte der König auch geistliche Commandeure im Nordsternorden, und er war der erste, der dazu ernannt wurde.

Mann kann ihm Gewandtheit in den Geschäften und eine große Thätigkeit nicht absprechen. Er liebte und beförderte die Gelehrsamkeit, und war mit den neuen Veränderungen in derselben vollkommen bekannt. Er hatte Antheil an der Verfertigung und Herausgabe der Probeliturgien. Als Erzbischof mußte er bei vielen Reichs- und Hoffeierlichkeiten Reden und Predigten halten, von denen viele gedruckt sind, und als Prokanzler mußte er manche Programme ausfertigen, die ihres Inhalts wegen aufbewahrt zu werden verdienen. Er beschäftigte sich dabei noch mit der Ausgabe von Schriften und Urkunden zur Aufklärung der Schwedischen Kirchen- und Reformationsgeschichte, wovon im Jahre 1790 und 1791 fünf Alphabete herausgekommen sind.

Als Erzbischof war er Präses im Upsalaer kirchlichen Konsistorium, und im Stockholmerkonsistorium, Mitglied der Kanzlersgille und außerdem

Wortführer der Akademie der schönen Wissenschaften, Geschichte und Alterthümer.

Sein frühzeitiger Tod, der bei dem Gesundheitsbrunnen zu Säta in der Provinz Westmanland erfolgte, wurde sehr bedauert. Er hinterließ eine kostbare Bibliothek.

Johann Karl,

Reichsgraf von Hohenzollern, Fürstbischof von Ermeland, Abt zu Oliva, Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens, wie auch des Maltheserordens u. s. w.

Gebohren am 25. Julius 1732, gestorben am 11. August 1803.

Graf Karl betrat, mit sehr guten und zweckmäßigen Kenntnissen ausgerüstet, die militärische Laufbahn unter den preussischen Heeren, und machte den ganzen siebenjährigen Krieg und die meisten Schlachten darin mit. Nach dem Hubertsburgerfrieden verließ er die militärische Laufbahn; das Streben seines edlen Herzens war, wohlzuthun, und da er überzeugt war, daß der geistliche Stand ihm häufige Gelegenheit anbieten könnte, viel Gutes und Nützliches zu wirken, so wählte er denselben. Er kam im Jahre 1772 nach Preußen, und Friedrich der Große gewann ihn lieb; denn dieser Menschenkenner errieth bald die edeln und menschenfreundlichen Absichten an diesem Manne. Sechs Jahre hindurch genoß er den Umgang mit diesem Monarchen und dessen unbedingtes Zutrauen. Friedrich ernannte

ihn daher im Jahre 1782 zum Koadjutor von Kulm, und gab ihm 1785 die Abteyen Pelplin und Oliva.

Als Friedrich darauf starb, konnte er sich schon der gnädigen Gesinnungen Friedrich Wilhelms schmeicheln. Ein Beweiß davon war, daß dieser Monarch ihn in seiner Abtei selbst mit dem schwarzen Adlerorden beehrte. Im Jahre 1795 wurde er Fürstbischof in Ermeland und Domherr in Breslau.

Hier war er an seinem gewünschten Ort. Sein liebster Wunsch war erreicht. Er wurde im edelsten Sinne des Worts Seelenhirt und Vater seiner Untergebenen. Sein exemplarischer Lebenswandel, seine vom ächten Duldungsgeist beseelten Hirtenbriefe wirkten auf die wohlthätigste Weise auf seine Geistlichkeit, und die ihm anvertraute Diözes.

Drey Könige von Preussen schenkten ihm ihre Freundschaft und ihr Zutrauen, und wer ihn kannte, schätzte ihn wegen seiner Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit. Einen großen Theil seiner Einkünfte wendete er an zur Unterstützung der Armen; wer in seinem Dienste grau geworden war, dem gab er fortwährende Pension; Leuten, die durch ihre Profession wegen Mangel an Arbeit nicht ihr Brod hatten, verschaffte er Arbeit; ganz Dürftigen reichte er Almosen. Einen andern großen Theil seiner Einkünfte wendete er auf Verschönerung des Gartens der Abtei von Oliva und verschiedener Berge in der Nähe des Klosters, und erlaubte einem jeden den Zutritt, Vornehmen und

Geringen, obgleich Manche aus der niedern Klasse nicht immer schonend mit den gemachten Anlagen umgiengen. Oliva war daher ein häufig besuchter Vergnügungsort für Danziger, wohin man auch jeden Fremden führte, um ihm das Vergnügen einer schönen Aussicht und eines mannigfaltigen Gemisches reizender Naturgegenstände zu verschaffen.

Er starb in den Armen seiner drey Brudersöhne, welche ihn als ihren zweiten Vater ansehen konnten, weil er ihnen Erziehung und Unterstützung aller Art gab und für ihr künftiges Fortkommen väterlich sorgte.

Durch seine aufrichtig wohlwollenden Gesinnungen nahm er alle Herzen ein, und die wehmüthigen Empfindungen über seinen Tod bei Allen, die ihn kannten, sind die ungeheucheltesten Beweise der wahren Hochachtung und Liebe, welche das Andenken an ihn stets begleiten werden. Vorzüglich betrauern ihn wegen seines Edelsinnes und gütigen Verhaltens viele Einwohner Danzigs, viele Arme beweinen ihn.

Der älteste seiner Neffen, Graf Joseph von Hohenzollern wurde sein Nachfolger als Abt.

Von Laurens,

Königl. Preussischer Generalmajor, Chef eines Infanterieregiments, auch Ritter vom Orden des Verdienstes.

Gestorben zu Bayreuth am 15. August 1803.

Selten sterben mit einem einzigen Manne so viele liebenswürdigen Eigenschaften dahin, als mit diesem Krieger. Die vorzüglichsten Talente waren seine Ausstattung von der Natur, ihre vollkommenste Ausbildung, sein Verdienst; geleitet von dem edelsten Herzen trugen sie die schönsten Früchte. Ohne Anspruch, von jeder Leidenschaft frey, übte er Gutes; er hat Niemanden, auch nur durch ein Wort, wissentlich betrübt. Unerschütterlich und ruhig durchwandelte er seine ehrenvolle Laufbahn; nichts in der Welt, in der Nähe und Ferne, machte ihn gleiten auf seinem ebenen Pfade; Gerechtigkeit und Güte leuchteten aus seinen Handlungen; wer auch dies nicht immer gleich zu fassen vermochte, mußte doch bald sich eingestehen, wie edel und weise er war. Er hat mit Nachsicht und Schonung gebessert, mit herablassender Güte jeden gehört und belehrt, und durch die glücklichsten Einfälle den Zirkel der Freunde froher gemacht. Wie mußte ihn hiebei nicht jeder Stand schätzen und ehren! wie mußte das ihm übergebene Regiment, das er so unaussprechlich liebte, ihn nicht als seinen Führer, Freund und Vater verehren und lieben! Wer aus demselben hätte nicht mit Freuden sich für ihn aufgeopfert? Aber auch sein König und das gesammte königl. Haus, dem er sein ganzes Leben widmete, sein Generalinspekteur,

der

der regierende Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen, den er sonst so innigst verehrte, konnten ihm ihre Gewogenheit nicht versagen, er genoß sie in einem vorzüglichen Grade. Lange wird gewiß jeder, der ihn kannte, sein Andenken ehren; unvertilgbar ist es in den Herzen der Mitglieder seines gebeugten, ihm dankbaren Regiments, das einst noch Kindern und Enkeln von dem guten Chef und Vater Laurens erzählen wird.

Er hat sein ganzes Vermögen seinem in Franken liegenden Regiment vermacht. Dem zu Folge soll ein Drittheil zur Unterstützung derjenigen Offiziere, die kein eigenes Vermögen haben; ein Drittheil für die Waisen der Krieger; und ein Drittheil zu unvorhergesehenen Ausgaben des Regiments verwendet werden.

Zwei Tage vor seinem Tode schrieb er noch einen rührenden Brief an seinen König, und empfahl ihm sein Regiment.

Friedrich Erdmann Satlow.

Gestorben am 18. August 1803.

Satlow war ein überaus hoffnungsvoller Jüngling, der sich durch sein ausgezeichnetes musterhaftes Verhalten eines Denkmals würdig machte. Er war der Sohn eines braven Webers in Oelsnitz im Voigtlande. Schon durch seinen schlanken Körperbau und durch seine vielversprechende Gesichtsbildung, durch seine sanfte Miene und durch seinen

immer

immer reinlichen und netten Anzug empfahl er sich selbst denen, die ihn von Seiten seiner schönen Geistes = und Herzenseigenschaften nicht näher kannten. Innige Liebe und Achtung flößte er aber denen ein, die in ihm den geschickten und guten Jüngling kannten, der er war. Innigst liebten ihn besonders seine Lehrer auf der Thomasschule zu Leipzig, deren Zögling er acht Jahre lang bis Ostern 1803 war, wo er diese Anstalt, in welcher er noch am Schlusse des Jahrs 1802 eine fast ominöse Rede: de brevitatae vitae in magnis Dei beneficiis numeranda, mit vieler Würde und gutem Anstande hielt, mit der Universität vertauschte, um Theologie zu studieren. Er verband nach den Zeugnissen seiner Lehrer, und unter diesen besondert des verdienten Rektors Rost, dessen Liebling er zu seyn verdiente, mit einem hellen Verstande, richtigem Gefühle für das Praktische und Schöne, einen unermüdeten Fleiß in allem Wissenswürdigen. Mit Eifer lernte er Alles, wozu ihm diese Bildungsanstalt Gelegenheit gab, auch die französische, englische und italienische Sprache. In den meisten Schulkenntnissen gehörte er zu der Klasse der Bessern, in keinem einzigen Fache zu der mindern Klasse. Von seinem Erwerbe auf der Schule hatte er sich eine ausgesuchte Bibliothek von klassischen Schriftstellern angeschaft, und noch so viel erspart, daß er sein erstes Universitätsjahr ohne Nahrungssorgen hätte zurücklegen können. Mit diesem Gelde ist sein Begräbnis besorgt worden. — Ob er gleich die Musik nur als Nebensache betrieb, so erlangte er doch in dieser Kunst, und

beson-

besonders im Violinspielen, eine solche Fertigkeit, daß er für einen Virtuosen galt, und sich durch seine Geschicklichkeit den Zutritt in die angesehensten Familien der Stadt öffnete. Diese Vorzüge glücklicher Verhältnisse verleiteten ihn aber keineswegs zum Stolze. Vielmehr war edle, wahrhaft jungfräuliche Bescheidenheit, die sich in seiner Miene und in seinem ganzen Aeußern ausdrückte, eine der schönsten Eigenschaften seines Charakters. Während seines ganzen Aufenthalts auf der Thomasschule zu Leipzig betrug er sich so pflichtmäßig und anständig, daß er keinen seiner Lehrer in die Verlegenheit setzte, ihm auch nur durch eine unzufriedene Miene sein Misfallen zu erkennen zu geben. Als Präfekt des musikalischen Chors konnte er zwar manchen unangenehmen Auftritten nicht ganz entgehen, da er in diesem Posten für die etwanigen Unordnungen der Chorschüler verantwortlich war; aber gleichwohl erlaubte er sich nie Schimpfwörter gegen sie, noch vielweniger äußerte er seinen Unwillen nach Art so mancher andern Präfekten durch Schlagen, sondern ertrug mit Sanftmuth und Gelassenheit, was er durch Güte und untadelhaften Ernst nicht ändern konnte. Streng und pünktlich war seine Gewissenhaftigkeit. Seine Lehrer, welche schon seit Jahr und Tag einen Ansatz von Lungensucht an ihm bemerkten, wollten ihn von manchen Beschwerden dispensiren; aber er machte von diesem Anerbieten keinen Gebrauch, um keine höhere Pflicht zu verletzen. Auch im Genusse der Freude blieb ihm seine Pflicht heilig. Um seinen Mitschülern kein böses

ses Beispiel zu geben, blieb er selbst in dem Hause einer der ersten obrigkeitlichen Personen nicht über 10 Uhr des Abends, ungeachtet ihm diese die Versicherung gab, daß sie sein späteres Außenbleiben schon bei seinen Lehrern verantworten wollte. Mit dem Beispiel, das er als Präfekt seinen Mitschülern schuldig sey, entschuldigte er sich und gieng. Ganz der Wahrheit gemäs konnte daher der Rektor Rost in einem Briefe an einen Freund von ihm sagen: „Ich muß gestehen, daß ich das Ideal eines vollkommenen Jünglings noch bei keinem so realisirt gefunden habe, als bei diesem. Zwar habe ich mehrere selbst unter meinen Schülern gekannt, welche ein größeres Genie, tiefere Kenntnisse und glänzendere Talente besaßen; allein in einer so schönen Harmonie stand noch keiner mit sich selbst als dieser.“

Sanft, wie das Leben dieses guten Jünglings, war auch sein Ende. Man fand ihn früh im Bette mit dem Kopf auf der Hand gelehnt, als einen Schlafenden, dessen Entschlummern nicht einmal sein daneben schlafender Stubenfreund bemerkt hatte.

Angiolo Fabroni,

Curator der Universität und Prior des Convents der St. Stephans Ritter zu Pisa.

Gebohren am 7. Februar 1732, gestorben am 22. Sept. 1803.

Marradi im Toskanischen ist der Geburtsort Fabroni's; seinen Jugendunterricht erhielt er zuerst

zu

zu Faenza, und hernach im Collegio Bandinelli zu Rom, wo er zu studieren fortfuhr und auch ein Kanonikat erhielt. Der Großherzog Peter Leopold berief ihn bei entstandener Vakanz des Priorats der St. Lorenzkirche nach Florenz, wo er zwey Jahre blieb, und dann nach Pisa berufen wurde. Der erwähnte Großherzog und dessen Nachfolger hielten viel von ihm, und bedienten sich nicht nur seines Raths bei Sachen, welche die Universität betrafen, sondern ließen ihn auch zu Vermehrung seiner Einsichten reisen. Er unterhielt einen ausgebreiteten Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten, und wurde von Fürsten geschätzt. An sein großes biographisches Werk: Lebensbeschreibungen berühmter Italiener des 17. und 18. Jahrhunderts, von welchem 18 Bände erschienen sind und dessen 19. Band er völlig ausgearbeitet hinterlassen hat, hatte er schon in Rom die erste Hand gelegt. Außer demselben schrieb er noch die besondern Lebensbeschreibungen von Cosmus, Lorenzo, Leo und anderer Fürsten des Mediceischen Hauses, und viele Lobreden auf berühmte Gelehrte, theils in lateinischer, theils in italienischer Sprache; dazu kommt noch das Giornale de Litterati, welches er seit dem J. 1771 in Pisa herausgab. Zwei Jahre vor seinem Tode wurde er noch ein Erbauungsschriftsteller, und versicherte, mit diesen geistlichen Schriften weit mehr zufrieden zu seyn, als mit seinen frühern Werken. Sein Vermögen, ungefähr 15000 Scudi, hat er den Armen und milden Stiftungen vermacht; alle Klassiker in seiner Bibliothek, wovon er die besten

Aus-

Ausgaben besaß, erhielt sein Neffe der Vikarius Raphael Fabroni. Seine Verdienste um die italienische Litteraturgeschichte, so wie die, welche er sich in seinem Amte erwarb, werden sein Andenken lange erhalten.

Herkules III. Rinaldo von Este,

Herzog von Modena.

Gebohren am 12. November 1727, gestorben zu Treviso den 14. Oktob. 1803.

Dieser Fürst, auch einer von denen, welche die Revolution Frankreichs von ihren Erbstaaten vertrieb, gehörte unstreitig zu den ausgezeichnetsten Regenten seiner Zeit. Er folgte seinem Vater Franz, der im Jahre 1698 gebohren war, erst im Jahre 1780. Im vierzehnten Jahre schon vermählte ihn die Staatskunst seines Vaters mit der reichsten Erbin Italiens, der Prinzessin Marie Therese von Cibo Malespina, Tochter des Herzogs Alderan von Massa = Carrara; und zwei Jahre darauf erbte er von dem Cardinal Cibo, mit dem der Mannesstamm seines Hauses erlosch, diese beiden Fürstenthümer.

Herzog Franz war der treueste Anhänger des österreichischen Hauses. Er war Generalkapitän der österreichischen Lombardey, und schon ihn traf auf einige Zeit das Schicksal, aus seinen Staaten vertrieben zu werden. Er verlohr sie im österreichischen Erbfolgekriege, und wurde erst nach dem Aachner Frieden wieder in dieselben eingesetzt.

Dieser Unfall schwächte seine Anhänglichkeit keinesweges. Er schloß sich vielmehr noch genauer an das Erzhaus Oesterreich an, indem er seine einzige Enkelin Maria Beatrix (geb. den 7. April 1750), die einzige Erbin aller seiner Güter, an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich (im Jahre 1771) verheurathete.

Herzog Herkules blieb bei allem, was sein Vater that, ein gleichgültiger Zuschauer, und führte ein sehr eingezogenes, den Wissenschaften gewidmetes, Leben. Schon lange sah er die Stürme voraus, welche Frankreich und ganz Europa treffen würden, und acht Jahre vor dem wirklichen Ausbruche der Revolution war er ganz auf die Ereignisse gefaßt, die selbst vielen größern Kabinetten unerwartet kamen. Selbst den wahrscheinlichen Gang dieser Revolution hatte er in so fern richtig berechnet, daß er überzeugt war, Frankreich werde bei allen innern Gährungen den Nachbarn furchtbarer seyn, als unter seiner monarchischen Regierung. Aus dieser Ueberzeugung läßt es sich erklären, wie Herzog Herkules zu einer Sparsamkeit kam, die im Widerspruche mit seinem Charakter zu stehen schien. Er wollte auf die schlimmsten Fälle gefaßt seyn, und die Geschichte seines Vaters hatte ihm gezeigt, welche Fälle ihn treffen könnten. Der Erfolg hat dieses Sparen gerechtfertiget. Er besaß im Augenblicke, wo er Modena verließ, wenigstens vier Millionen baaren Geldes, und nach seinem Tode soll er zwölf Millionen Gulden hinterlassen haben; in der Wienerbank hatte er ein Kapital von 700000 Dukaten.

Der Friede von Campo-Formio und der von Lüneville gewährten ihm zwar eine Entschädigung für den Verlust seiner Staaten; aber was für eine? Der Ersatz war um die Hälfte geringer, als der Verlust, wenn man ihn nach Quadratmeilen und Einkünften berechnet. Und wie hätte das enge, winklichte Freiburg ihm das schöne, gassengeräumige Modena ersetzen, wie der siebenzigjährige Herzog Italiens milden Himmel mit der kalten Bergluft von Breisgau vertauschen können! Er trat die Regierung seinem Schwiegersohne, dem Erzherzog Ferdinand, Statthalter im Breisgau und der Ortenau, ab, und blieb in Italien, wo er zu Treviso an der Brustwassersucht nach einem fünftägigen Krankenlager, in einem Alter von 76 Jahren starg.

Seine Schwester, Prinzessin Mathilde von Este, starb bald nach ihm noch in dem nämlichen Jahre, alt 75 Jahre. Mit ihm starb ein regierendes Haus aus, das seit mehr als acht Jahrhunderten eine große Rolle, vorzüglich bei den Kriegen in Italien, gespielt, auch viele Gelehrte gezählt hat. Auch war die Familie von Este schon seit dem Jahr 1288 im Besitze von Modena.

Georg,

regierender Herzog zu Sachsen-Meinungen.

Gebohren am 4. Febr. 1761, Gestorben am 24. Decemb. 1803.

Georg kam am 4. Febr. 1783 zur Regierung, und vermählte sich am 27. Nov. 1782 mit Louise

Eleo-

Eleonore, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg.

Mit namenlosem Schmerz sahe die zärtliche Gattin, sahen drey liebende Kinder das liebende Herz des Gatten und Vaters brechen; trostlos rangen seine Diener und Freunde — er war ein Fürst, der Freunde haben konnte — die Hände bei der entseelten Leiche; dumpfe Betäubung war das allgemeine Gefühl, in das die Todesnachricht seine Unterthanen versetzte, und das bald in laute Klagen ausbrach; auch fremde Augen füllte diese Trauerpost mit Thränen der Wehmuth. Die bekannte, alle Herzen anziehende Güte und gesellige Mittheilung des Fürsten, war nicht jene staatskluge Herablassung mancher Hohen zu niedern Erdensöhnen, in deren Lächeln sich noch die verlassene Höhe spiegelt; es war jene unbefangene Hingebung des Menschen an den Menschen zum Wechsel der Ideen und Gefühle, auf Wohlwollen und helle Begriffe vom Werthe des Menschen in der Hütte, wie auf dem Throne, gegründet. Gesunder Verstand, mannigfaltige Kenntnisse und natürlicher Hang, überall um sich Lebensfreuden zu geben und zu genießen, erhoben ihn, so wie den, der sich ihm näherte, über die Scheidewände der Geburt und des Standes, die den Antheil der Großen am Genuß der wahren Geselligkeit beschränken. So kannten und liebten Tausende unserer Zeitgenossen in ihm den Menschen, wie sie den Fürsten verehrten, und beklagten seinen so frühen Verlust in der besten Periode des Lebens, der männlichen Reife, wo seine rastlose Thätigkeit,

durch

durch Erfahrung geleitet, noch die schönsten Früchte seiner Regierung für sein Land hoffen ließ, wo er als glücklicher Gatte und Vater noch so viele Herzensfreuden zu geben und zu nehmen hatte.

Was Herzog Georg für sein Land that, versichert ihm in der Geschichte einen Platz unter den besten Regenten Deutschlands und verdient der Nachwelt in einer eigenen Beschreibung überliefert zu werden. Seine wichtigen Verbesserungen des Kirchenwesens und der Schulen, seine Bemühungen, Manufakturen, Fabriken und Kunstfleiß empor zu bringen, die durch das Land geführten Chausseen, die Einsperrung des Wildes in einen eingezäumten Waldbezirk, damit es die Felder der Unterthanen nicht verwüste, die durch ihn selbst und seine aufmunterndes Beispiel bewirkte Kultur vieler unbebauten Gegenden, die von ihm im Jahre 1792, nach einem selbst entworfenen Plane errichtete Oekonomie-Kommissionen, die im Jahre 1793 von ihm selbst verfaßte Instruktion für Diener und Unterthanen, das Institut zur Beförderung sittlicher und bürgerlicher Vervollkommnung zu Wasungen, die von ihm gestiftete und dotirte Lehranstalt der Forstkunde, und andere gemeinnützige Anstalten, geben ihm den Rang unter den erhabensten Fürsten, denen das Wohl ihrer Unterthanen nahe liegt. Seine öffentlichen Handlungen, wodurch er seine wahre Vaterliebe gegen seine Unterthanen und seine Achtung für ihre Liebe zu Tage legte, waren, außer mehrern jährlich von ihm veranstalteten und mitgefeyerten Volksfesten, die feyerlichen Taufen sei-

ner zweiten Prinzessin und seines Erbprinzen Bernhard Ehrich Freund, (geb. am 17. December. 1800.) wo er seine Unterthanen aller Stände zu Taufzeugen nahm und an seiner Vaterfreude Theil haben ließ.

Von seinem gebildeten Geschmack und seinem Wohlgefallen an schöner Natur und natürlicher Kunst hinterläßt er den überzeugendsten Beweis in seinen Gartenanlagen in und bei Meinungen, und noch mehr in den von Allen, die es sahen, bewunderten Umgebungen des Badeorts Liebenstein und Schlosses Altenstein, wo er mit der Natur in der Schöpfung von Freuden für die Menschen zu wetteifern schien. Wie viele Thränen werden da noch um den Verewigten fließen, wenn die Besuchenden dieser herrlichen Gegenden den Schöpfer und Entdecker ihrer Reize nicht mehr, wie ihren Schutzgeist, in denselben wandeln sehen! Mit dankbarem Andenken an ihn werden sie die abwechselnden Lustwege durchwallen, und bei den bald erhabenen, bald lachenden, Ansichten verweilen. — Er hat 21 Jahre regiert.

Friedrich Ludolph Hansen,

Rathsherr und Baumeister zu Leipzig.

Starb am 29. December 1803.

Obgleich Hansen kein Gelehrter von Profession, sondern ein Kaufmann war, so besaß er doch bei einer ungemeinen Gewandtheit des Geistes, sehr

viele

viele schätzbare Kenntnisse aller Art. Er wußte sich nicht nur mit Leichtigkeit in der Muttersprache sehr richtig, bündig und mit einer gewissen Anmuth mündlich und schriftlich auszudrücken, sondern er besaß dieselbe Fertigkeit auch in mehrern fremden Sprachen, in der französischen, englischen, holländischen u. m. a. Selbst seine mineralogischen Kenntnisse giengen weiter, als man sie gewöhnlich bei einem bloßen Liebhaber der Mineralogie antrifft. Mehrere gemeinnützige Anstalten, deren sich Leipzig erfreut, verdanken ihm theils ihre Entstehung, theils ihre, den Zeitbedürfnissen angemessene, Verbesserung. Er machte in Verbindung mit seinem würdigen Bruder, dem Baumeister Justus Hansen, den Entwurf zu dem seit 1791 bestehenden Arbeitshause für Freywillige, mit welchem zugleich eine wohleingerichtete Unterrichtsanstalt für arme Kinder verbunden ist. Durch seine Bemühungen und Einsichten ward das sogenannte Georgenhaus — unter welchem Namen man das Zucht- und Waisenhaus versteht — so zweckmäßig verbessert, daß es eine der vorzüglichsten Anstalten dieser Art in Deutschland wurde. Er veranstaltete nicht nur die so nothwendige Trennung des Zuchthauses von dem Waisenhause, sondern sorgte auch für eine zweckmäßige Erziehung und Unterweisung der Waisenkinder, für die er alle Jahre ein Jugendfest in seinem Garten veranstaltete, wobei er und seine würdige Gattin selbst überaus thätig waren, diesen Tag den Kindern angenehm zu machen. So lange es seine Gesundheit erlaubte, besuchte er diese wöchentlich mehreremahle in ihren Lehrstunden

den und ermunterte durch seine Gegenwart Lehrer und Schüler zum Fleiße. Da nach seinen menschenfreundlichen Grundsätzen auch noch in dem Verbrecher der gefallene Mensch geehrt werden muß, so drang er, bey aller nöthigen Strenge, auf menschenfreundliche Behandlung der sogenannten Züchtlinge, und sorgte dafür, daß sie gesunde und gehörig zubereitete Kost bekamen. Dabei wußte er, als Vorsteher des Georgenhauses durch Angabe zweckmäßiger Sparheerde, Feuerungs- und Speiseanstalten überhaupt eine solche Einrichtung zu treffen, daß diese Anstalt in ökonomischer Rücksicht gewann. Er gab die erste Veranlassung zu dem Braunkohlenwerke in der sogenannten Sandgrube, durch welches mehrere Anstalten sehr vortheilhaft mit Feuerungsmaterialien versehen werden. Seine mineralischen Kenntnisse setzten ihn in den Stand, den Gang der Arbeiten bei diesem Braunkohlenwerke zu leiten. An der im Jahre 1802 gegründeten Armenanstalt nahm er den thätigsten Antheil, und entwarf nicht nur für mehrere Zweige derselben durchdachte Plane, sondern übernahm insbesondere auch die Leitung der Speiseanstalt, welche die Armen mit Brod und gesunder, wohlschmeckender, warmer Kost um wohlfeilen Preis versorgt. Ehe er eine von den, aus verschiedenen Ingredienzien bestehenden Suppen für diese Anstal zubereiten ließ, suchte er sich durch Versuche, die in der Küche des Georgenhauses angestellt wurden, von der Güte und dem Wohlgeschmack dieser Speisen zu überzeugen, um auch den Armen keine schlechte, unschmackhafte Kost zu geben. Alle seine

Plane waren sorgfältig überdacht. Musterhaft war seine Ordnungsliebe und Pünktlichkeit; unermüdet seine Thätigkeit, die selbst in den letzten Jahren seines Lebens, wo er schon kränkelte, nicht vermindert ward.

Sein Tod raubte Leipzig einen ihrer wackersten Bürger, dem Magistratskollegium eines seiner thätigsten und einsichtsvollsten Mitglieder, und der leidenden Menschheit einen ihrer edelsten Helfer und Berather.

Gregor Stangl,

Benediktiner vom Kloster Rot und Professor der Dogmatik und Exegese am Kurfürstl. Lyceum zu München.

Gestorben am 29. December 1803, alt 54 Jahre.

Ein edler, verdienter Mann, gleich achtungswürdig als Lehrer und als Mensch; unvergeßlich für alle diejenigen, die den hohen Werth nützlicher Wirksamkeit für Wahrheit und Tugend anerkennen.

Stangl, gebohren im Schoose der Armuth, trat mit 11 Jahren in die lateinische Schule zu Freisingen ein; mit 19 Jahren leitete ihn sein Schicksal ins Kloster, und führte ihm einen Obern zu, der sein Talent zu würdigen verstand. Abt Gregor zu Rot schikte ihn zum Studiren in die österreichische Prälatur Cremsmünster, wo die Gelehrsamkeit blühte und die Aufklärung schon einige glückliche Fortschritte gemacht hatte. Als er zurückkam, ward er zuerst Professor in seinem Kloster,

ster, und dann am Kurfürstlichen Lyceum zu München, wo er dem Lehramte der Dogmatik und Schriftauslegung vier Jahre vorstand.

Indem er die hohe Pflicht des Lehrers fühlte, nach dem Worte Pauli, „immer in der Erkenntniß zu wachsen," beschränkte er sich nicht auf die Theologen und Dogmatiker der Vorzeit, und bannte die Wahrheit nicht in einen gewissen Kreis, außer dem nichts Wahres existiren könnte. Es fand sich bei ihm das Beste der neuern Zeit, und zwar ohne irgend eine partheiische Rücksicht. Er las und prüfte unaufhörlich, und legte seinen Zuhörern die litterarischen Schätze, die er auffand und weiter bearbeitete, treu und lichtvoll dar. Niemand fühlte und erkannte die Wahrheit und Wohlthätigkeit des Christenthums lebendiger, als er. Weit entfernt, mit gewissen Aufklärlingen und Halbdenkern einzustimmen, die nur in dem Grade das Heil der Welt herannahen sehen, wie das Christenthum entfernt wird, erhob er sich zu einem Standpunkte, wo ihm das Christenthum als eine höhere göttliche Gestalt, und als eine Quelle des Segens für Gegenwart und Zukunft erschien. Darum war ihm das luftige Gesindel jener Illuminaten eben so widerlich, als das wilde Chor der Obskuranten. — Der reine, nüchterne Denker, der sich zu dem Höhepunkt der Wahrheit erhoben hatte, weil er sie um ihrer selbst willen liebte, war auch in ihm unverkennbar. Ihm schwebte das Sittliche nicht blos in der gemeinen Sphäre des Lebens vor: er sah daran einen Centralpunkt, woran alles, was dauern und der Menschheit

wahrhaft nützen soll, geknüpft werden müße. Er richtete in seinen philosophischen Studien den Blick unaufhörlich auf das Eine, was der Menschheit noth ist, wenn sie je die höhern Stufen der Kultur ersteigen und behaupten soll.

Stangl war tolerant, im schönsten Sinne des Worts: ohne Neid, ohne scheele Seitenblicke ohne eine Spur des Stolzes, ohne kleinliche Eitelkeit gieng er ruhig seine Bahn. Dabei war seine Gefälligkeit, seine nachbarliche Dienstfertigkeit, und sein ruhiges Benehmen, in allem, was ihm nur ein Wunsch andeutete, ausgezeichnet. Freilich war er auch Mensch, d. h., nicht vollkommen. Und wenn in den letzten Jahren zuweilen ein Anfall der Melancholie ihn ergriff und der Versuchung von außen blosstellte; wenn der Einfluß einer frühern oder spätern Erziehung noch wirkte; wenn gewisse Menschen, um auf ihre Seite ihn zu ziehen, ihm eine verführerische Gelegenheit darboten, und auf solche Art da und dort einen Schritt veranlaßten, der selbst auf sein äußeres Daseyn nachtheilig wirkte, — so sehen wir in ihm das allgemeine Schicksal der Menschheit, das aber um so mehr lehrreich und warnend ist, als ein Mann von so viel sonstigem Werthe unter demselben erlag.

Aber daß der Sinn des Bessern in ihm der herrschende war, und daß er der Wahrheit im Grunde seiner Seele getreu blieb, davon ist die Rede, die er beim Eingange des Schuljahrs 1802 hielt und dann der Presse übergab, ein öffentlicher Beweis; so wie sie auch ein Beweis seiner

ner Freymüthigkeit, seines Fortschritts und seiner geläuterten Denkungsart ist. Denn wohl konnte er vorher sehen, daß ihm dies freye Bekenntniß die Gunst mancher Menschen entziehen, oder sie doch mächtig erschüttern würde. Aber er liebte die Wahrheit mehr, als Menschengunst. So kurz diese Rede, und so unausgeführt manches darinn ist; so erblickt man doch überall in einer reinen und einfachen Sprache den Geist seines Denkens, wie ihm das Eine Wahre, wie ihm Vernunft und Offenbarung, Christenthum und Philosophie erschienen. Wahrlich! es ist kein Angriff auf seine Ehre, wenn nun einer und der andere von der Gegenparthey spricht: „Schade, daß er diese Rede hielt, ohne sie wäre er leichter in das Grab hinabgestiegen, leichter vor seinem Richter erschienen, u. s. w.“ Wer so spricht, entehrt nur sich. Und möge jedem, der so spricht oder denkt, ein Licht aufgehen, das sein Herz zum Bessern lenke, und sein Urtheil milder stimme! Dank indessen der Vorsehung, daß wir dieses Denkmal von Stangl besitzen! Es ist ein schönes und bleibendes Siegel auf den Charakter seines öffentlichen Lebens.

Maria

Maria Leopoldine Segesser,
gebohrne von Ruepp,
Baronin, Oberhofmeisterin zu München.

Gestorben im Jahr 1803.

Frau von Segesser hat auf eine denkwürdige und in unsern Tagen seltene Art sich ein Andenken gestiftet; sie hinterließ ein merkwürdiges, eigenhändiges Testament, das ihr den Namen einer Edlen verbürgt. Vor allem, schrieb sie, sollen wegen jetziger harten Zeit alle meine in verschiedenen Gerichten entlegenen Unterthanen, nach dem Hoffuß gerechnet, Legate bekommen, u. s. w. Ein ganzer Hof erhält tausend Gulden, ein halber 500 Gulden, ein Viertelhof 250 Gulden, u. s. w., jeder Häusler aber 50 Gulden. Eine Halbbäurin zu Ascham, die ihre Abgaben immer am richtigsten bezahlte, erhielt tausend Gulden, außer ihrem Antheile. Ueberdies sind allen Unterthanen die Rükstände und die Hälfte an Unterthanskapitalien nachgelassen, deswegen dürfen aber in Zukunft die Laudemien nicht vergrößert werden. Jeder Verwalter erhält 50 Gulden. Wenn einer oder der andere Unterthan kein guter Wirth ist, so erhält er, so lange bis er sich bessert, nur die Interessen des Legats. Zu Aufrichtung eines öden Hofs zu Feldkirchen sind 2000 Gulden angewiesen und dergleichen mehr.

Das heißt doch wohl ein Gedächtnis im Seegen zurücklassen!

Frie-

Friedrich Eberhard,

Prinz von Hohenlohe = Kirchberg
und dessen Gattin:

Albertine Renate, gebohrne Gräfin von Castell = Remlingen.

Gestorben am 23. Jänner 1804 zu Kirchberg.

Seit dem Jahr 1778, wo diese beide gleichgesinnte Seelen getraut wurden, hegten sie immer den Wunsch, auch im Tode ungetrennt zu bleiben. Einerlei Krankheit warf die zärtlich Liebenden, welche Hand in Hand, die Ewigkeit im Auge, in ununterbrochener Heiterkeit dahin wandelnd, nichts als die Todestrennung fürchteten, auf ein achttägiges Lager. Und was die kühnste Einbildungskraft begeisterter Liebe kaum zu hoffen wagt, ward hier der vollendeten Tugend gewährt. Ein Vorgefühl ihrer gleichzeitigen Vollendung schien beider Seelen im Fieberschlummer und wachend zu erfreuen. — Am letzten Abend forderte Albertine alle Anwesenden auf, mit ihr: „Vivat das Ehepaar!" zu rufen. Den folgenden Morgen ließ sich Friedrich zum Bette seiner Gemahlin tragen, wo sie sich für den letzten irdischen Dank die Hände reichten, und wenige Zeit nach der Zurückbringung rief er: „Albertine, bist du fertig, so wollen wir unsere Reise antreten." Denselben Vormittag um 9 Uhr entschliefen Beide in einer Viertelstunde, nachdem sie vorher mit der größten Gegenwart des Geistes von den Anwesenden Abschied genommen hatten.

Anspruchlose Frömmigkeit, ausgezeichnete Geistesbildung, warme Menschenliebe machte diese seltene, übrigens kinderlose, Ehe glücklich. Schnell, in prunkloser Häuslichkeit, selig, in ununterbrochener Wirksamkeit flohen ihre Tage dahin. Veredelnder Lektüre, dem Studium der Bibel, dem stillen Wirken für Menschenwohl war jeder Tag haushälterisch zugemessen. Kunstarbeiten, freundschaftlicher Umgang und Briefwechsel, das Saitenspiel einer gefälligen Muse gaben diesem Tagwerke Abwechslung und Erhohlung.

Außer den vielen milden Gaben, welche Friedrich Eberhard durch weise Sparsamkeit zu bestreiten wußte, hat er nicht blos durch sein religiöses Vorbild, sondern auch durch Erbauungsschriften auf das In- und Ausland vielfach zum Besten der Menschheit gewirkt. Die Sammlung der liturgischen Formulare, welche seit einigen Jahren bei den öffentlichen Andachtsübungen in seinen Landen eingeführt sind, ist hauptsächlich durch seine thätige Mitwirkung zu Stande gekommen, indem er die Mühe über sich nahm, das Ganze zu ordnen und eigenhändig zum Drucke vorzubereiten.

Ein schönes Denkmal seiner heitern und von der reinsten Sittlichkeit belebten Religiösität ist sein verfertigtes Erbauungsbuch: Morgen- und Abendandachten auf 12 Wochen, nebst einigen andern Gebeten und einem Anhange von Liedern, von Prinz Friedrich Eberhard zu Hohenlohe-Kirchberg. 8. Stuttgard, 1804, 478 S. sechste Auflage. Ein solcher

welcher Zug verdient in unserm Zeitalter immer gedoppelt ausgezeichnet zu werden, zumal wenn er bei Menschen aus den höhern Klassen bemerkt wird, die immer mehr mit dem wohlthätigen Zwange, den die religiöse Empfindung der sinnlichen Natur auflegt, auch die Freuden hinwegwerfen, welche sie der geistigen gewährt. Das besagte Erbauungsbuch enthält den reinen Erguß dessen, was der edle Prinz über die Verhältnisse des Menschen zu seinem Schöpfer, über seine künftige Bestimmung und über seine Pflicht dachte, fühlte, glaubte und hofte. Seine Religion ist weder geisttödtende Schwärmerey, noch kaltes Räsonnement, sondern vernünftiges, lebendiges, Sittlichkeit und Beruhigung nährendes Christenthum; und dieses ist ihm Offenbarung im eigentlichen Sinne, das heißt, eine von der Vorsehung außerordentlich gegebene Lehre, deren Zuverläßigkeit sich nicht nur auf ihren Inhalt, sondern zugleich auf die Geschichte ihrer Mittheilung gründet. Wer in diesem Sinne ein Christ ist, — und in einem andern kann man es doch schwerlich seyn, — wird den edeln Verfasser segnen, und der Gebrauch dieser schönen Ergießungen seiner religiösen Gefühle wird, nach dem Wunsche und der Hoffnung des Herausgebers „viele Seelen zu demüthiger und ehrfurchtsvoller Anbetung, zu festem und lebendigem Vertrauen auf seine uns durch Jesum gegebenen Verheißungen, und zu freudiger und treuer Vollbringung seines Willens ermuntern.“

Friedrich Eberhard und seine edle Gattin Albertine Renate verdienen ein Andenken

nicht

nicht nur von ihren Zeitgenossen, sondern auch von der Nachwelt.

Rosalia Nouseul,

Kaiserl. Königl. Hofschauspielerin in Wien.

Gebohren zu Gräz in Steyermark im Jahre 1750, gestorben am 24ten Jänner 1804.

Nouseul verheurathete sich in Wien als Demoiselle le Febre, gieng mit ihrem Manne nach Rastadt, wo sie ihre nachher so glänzende theatralische Laufbahn auf dem damals markgräflichen Badenschen Hoftheater als Eugenia in den verliebten Zänkern von Goldoni zuerst betrat. Sie hat nachher auf den vorzüglichsten deutschen Bühnen, als in München, Manheim, Berlin und Hannover, mit dem verdienten Beyfall gespielt, bis sie im Jahre 1780 vom letzten Orte nach Wien berufen wurde, wo sie im Herbst des nämlichen Jahrs als Madame Murrer in Beaumarchais Eugenie zuerst auftrat.

Seit 24 Jahren hat sie sich in den Mütterrollen von der ersten, edeln und erhabenen Gattung, durch ihr meisterhaftes und seelenvolles Spiel ununterbrochen der Gnade des Hofes und des Beifalls des Publikums zu erfreuen gehabt; ihr Tod war daher allgemein bedauert von Kennern der Kunst, beweint aber von allen jenen, die ihr Herz und ihren untadelhaften Charakter näher zu kennen Gelegenheit hatten. Ihr wahrhaft

haft großes Talent erwarb ihm eine Menge Bewunderer und Freunde.

Katharine Kleehammer.

Gebohren im Jahre 1699, gestorben am 21. Februar 1804 zu Gernbach.

Von sehr armen Aeltern erzeugt, wurde Katharina Kleehammer zu Gausbach im Forbacher Thal gebohren. Schon in ihrem siebenten Jahre mußte sie durch Viehhüten ihren Unterhalt verdienen; in ihrem eilften Jahre verdingte sie sich als Kindermagd, bald nachher, zu schwerern Arbeiten nun herangewachsen, diente sie in den benachbarten Ortschaften bis in ihr vierzigstes Jahr, wo sie sich zu Gaggenau ein Zimmerchen miethete und nun im Taglohn arbeitete. Aus Mangel an hinlänglicher Anstellung im Taglohn, suchte sie mitunter ihr Brod vor den Thüren. Erst im sechszigsten Jahre heurathete sie einen eben so alten als armen Hammerschmied auf dem Gaggenauer Hammerwerke, Namens Seeholzer, der nach vier Jahren starb. Als kinderlose Wittwe, suchte sie ferner ihr Brod vor den Thüren ihrer Gutthäter. Besonders merkwürdig ist, daß sie in ihrem neunzigsten Jahre Gesicht und Gehör fast gänzlich verlohr, und daß, nachdem sie das hundertste Jahr durchlebt hatte, diese beiden Sinne dergestalt zurückkehrten, daß sie nun wieder scharf sah und hörte, was um sie vorgieng, auch von dieser Zeit an, den kleinsten Druck ohne Brille

lesen

lesen und die feinste Nähnadel fertig einfädeln konnte. Auch ihr Gedächtniß blieb ihr treu; sie konnte alle Begebenheiten ihrer Jugend mit der lebhaftesten Erinnerung, besonders viele Scenen aus den erlebten Kriegen mit den kleinsten Umständen und mit vielem Zusammenhange erzählen.

Wenige Tage vor ihrem Tode wollte sie, ihrer Gewohnheit nach, ihre Gutthäter heimsuchen. Da ihr aber dies von ihren Hausleuten nicht gestattet, und sie von diesen wieder nach Hause zurückgebracht wurde, so machte sie sich des andern Morgens frühe auf, um sich unbemerkt aus dem Hause zu schleichen, wo sie nun zum zweitenmal bemerkt und von den Hausbewohnern abermals zurückgeführt wurde. Hier suchte sie sich mit ihrem Stocke zu vertheidigen, und sagte: „Ich bin kein Kind, und lasse mir das Ausgehen nicht verbieten.“

Uebrigens starb sie mit ächtchristlicher Entschlossenheit und Vorbereitung.

Michael Huber,

Lehrer der französischen Sprache zu Leipzig.

Gebohren im Jahre 1727, gestorben am 15. April 1804.

Frontenhausen, ein Marktflecken in Niederbaiern bei Regensburg, ist der Geburtsort dieses treflichen Mannes. In seiner Jugend kam er nach Paris, wo er viele Jahre die damals in dieser

Haupt-

Hauptstadt so ehrenvolle und angenehme Existenz eines homme de lettres führte. Viele der berühmtesten Mitglieder der litterarischen Republik des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich waren seine Freunde. Er wurde im Jahre 1766 als Lehrer der französischen Sprache nach Leipzig zur Universität berufen. Auch hier liebten und ehrten ihn viele Männer, die in den letzten 38 Jahren von Leipzig aus in die moralische und intellektuelle Kultur ihres Vaterlandes eingegriffen haben. Gellert, Zollikofer, Garve, Weisse zählten ihn unter ihre liebsten Freunde. Seine Verdienste um zwei Nationen, zwischen denen seine französischen Uebersetzungen deutscher Schriftsteller die erste Brücke bauten, sind allgemein bekannt, und von seinen Nachfolgern auf dieser Bahn hatte wenigstens keiner das Glück, den nämlichen Enthusiasmus für deutsche Produkte bei den Franzosen zu erregen. Allen Kunstsammlern und Kunstkennern wird sein Name durch mehrere Handbücher unvergeßlich bleiben, welche die Frucht einer entschiedenen Liebhaberei und einer seltenen Erfahrung waren.

Ein heiteres, argloses, wahrhaft kindliches Gemüth machte ihn zu einem der glücklichsten, der liebenswürdigsten und geliebtesten Menschen.

Ernst Ludwig,

regierender Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg.

Gebohren am 30. Jänner 1745, gestorben am 21. April 1804.

Herzog Ernst vermählte sich am 21. März 1769 mit Marie Charlotte Amalie, Prinzessin von Sachsen-Meinungen, und folgte seinem Vater Friedrich III. den 10. März 1772 in der Regierung; seine Mutter war Louise Dorothea, Prinzessin von Sachsen-Meinungen, eine der geistreichsten und gebildetsten Fürstinnen ihrer Zeit.

Unter den edelsten Fürsten Deutschlands wurde sein Name mit Ruhm und Verehrung genannt; in den Herzen seiner Unterthanen hat ihn Liebe und Dankbarkeit unauslöschlich eingegraben, und in den Jahrbüchern seines Landes wird er neben dem Namen Ernst des Frommen stehen, dem ähnlich zu seyn er für das glorreichste Ziel seiner Bestrebungen hielt. Er vereinigte fürstliche Tugend und Weisheit mit den Eigenschaften eines liebenswürdigen Privatmannes; eine ungeheuchelte und tief gefühlte Gottesfurcht mit strengen Sitten, ausgezeichnete Mäßigkeit und reine Gerechtigkeitsliebe, ein sanftes gefühlvolles Herz mit ausgezeichneten Kenntnissen, edlem Anstande und einnehmender Anmuth.

So war er nicht blos Regent, sondern auch das Muster seiner Unterthanen, und sein Beispiel blieb nicht ohne gesegneten Einfluß. Die Gerechtigkeitspflege gewann unter seiner Regierung durch

verbesserte Einrichtungen, noch mehr aber durch den überall verbreiteten Geist der Ordnung, der Gerechtigkeitsliebe, der Biederkeit und des Abscheues vor Schikanen und Verschleifungen. Immer stand das Ohr des Fürsten offen; der Geringste seiner Unterthanen fand Zugang zu ihm; niemand wurde bedrückt; vielen Bedrängten und Unglücklichen wurde durch seine Milde geholfen. Niemals hörte er von wahrer Noth ohne Rührung, und nie blieb seine Rührung ohne Erfolg. Alles wahrhaft Nützliche und Gute fand an ihm einen warmen Beförderer. Was er für die Verbesserung der Schulen, theils durch Errichtung neuer Anstalten, theils durch zweckmäßigere Einrichtung der schon vorhandenen und Vermehrung ihrer Einkünfte gethan hat, ist allgemein bekannt. Die Wissenschaften besaßen an ihm einen eifrigen und aufgeklärten Freund. Mit liberalem Geiste und fürstlicher Freigebigkeit unterstützte er alles, was auf sie Beziehung hatte, und viele Gelehrte seines und anderer Länder dankten ihm bald die Befreyung von drückenden Sorgen, bald die Vollendung nützlicher Unternehmungen. Die von ihm erbauten und mit treflichen Werkzeugen ausgerüstete Sternwarte zu Seeberg bei Gotha unter der Aufsicht des berühmten von Zachs ist eine der ersten in Deutschland, und in ganz Europa berühmt, und alle wissenschaftlichen und Kunstsammlungen seines fürstlichen Hauses sind von ihm mit Eifer, Einsicht und großer Freygebigkeit auf das ansehnlichste bereichert worden. Bei diesen Gegenständen fand er Erholung von Geschäften; ihnen war

die

die Muße seines stillen Lebens geweiht. Nie hat er geräuschvolle Vergnügungen und äußern Glanz geliebt. Die Einsamkeit war ihm schon in der Jugend werth. In spätern Jahren zog er sich immer mehr von Gesellschaften zurück, und lößte so allmählich die Bande des Lebens ab, dessen Ende er ohne Furcht, oft mit Verlangen, erwartete. Sein Tod war sanft.

Er wurde auf der Insel seines englischen Gartens neben seinen zwei ihm vorangegangenen Kindern begraben, und ohne Bahre im Leichentuch ins Grab gelegt. Ein Baum, gepflanzt von seinem Sohne Friedrich, erhält das Andenken dieses edeln Fürsten. Denn sein Andenken wird länger dauren, als eine steinerne Grabschrift.

Sein Sohn, Emil Leopold August, gebohren am 23. November 1772, ist sein Nachfolger in der Regierung.

Aloys Högg,

Prälat des Reichsstiftes Ursberg in Schwaben.

Gebohren am 17. März 1748, gestorben im April 1804.

Aloys Högg zu Mindelheim von armen Aeltern gebohren, durchwanderte die gewöhnlichen Stuffen der klösterlichen Bildung zu Ursberg. Mehrere Jahre verwaltete er mit Eifer und Segen eine Pfarre im Gebiete des Stifts, und am 24. März 1790 wurde er Abt, welchem Amte er 14 Jahre vorstand.

In

In allen Verhältnissen seines Lebens blieb Aloys Högg stets derselbe, ein Mann von hellem, geradem Blicke, von reinem wohlwollenden Herzen und von ungeheuchelter Frömmigkeit. Schon sein Aeußeres, die gerade Haltung seines wohlgebauten Körpers und die Freundlichkeit und Ruhe, die in seinem Gesichte lagen, verkündigten den innern Frieden der Seele, der nur neben der reinsten Moralität, die durch die von dem Christenthum gegebenen Ueberzeugungen genährt und gehoben wird, bestehen kann. Die Kraft und die imperatorische Form des Regenten waren nicht seine glänzenden Seiten; aber desto lauter sprach sich in seinem Betragen und in seinen Handlungen die Würde des Priesters und das stets und überall rege Wohlwollen des Menschenfreundes aus.

Sein Eifer für die Beförderung des Guten aller Art, seine Friedensliebe und Verträglichkeit, seine anspruchlose Bescheidenheit, seine Schonung gegen Irrende und Fehlende, und seine freudige Bereitwilligkeit überall zu helfen, zu trösten und zu erbauen, erwarben ihm die Verehrung und die Liebe aller derjenigen, auf die er wirkte.

Die Aufhebung seines Stifts im Jahre 1803 durch den Kurfürsten von Pfalzbaiern und der damit verbundene Verlust seiner Regentenrechte kamen ihm nicht unerwartet, und er trug das eine und das andere mit der ruhigen Hingebung, die den Christen über alle Zufälle des Lebens erhebt. Da ihm dadurch ein Theil seines Wirkungskreises entzogen wurde, bemühte er sich seine Kräfte in dem andern desto nützlicher zu ver-

 wenden.

wenden. Mit erneuerter Thätigkeit begann er die Geschäfte und die religiösen Uebungen des Priesters wieder, trug dem Volke die Lehren der Religion in herzlichen Predigten vor, unterrichtete die Kleinen, besuchte und tröstete die Kranken, nahm an allen gottesdienstlichen Feierlichkeiten Antheil, erbaute seine Priester durch Lehre und Exempel, theilte der Armuth milde Gaben aus, und übte die heiligen Pflichten des Sohnes gegen seine alte Mutter.

Aloys Högg verdient, nicht nur weil er der letzte Abt des Klosters Ursberg gewesen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden, sondern weil er auf vielfache Art Gutes verbreitet hat.

Johann Joachim Spalding,

Oberkonsistorialrath und Probst zu Berlin, erster Prediger an der Nikolaikirche, Inspektor des vereinigten köllnischen und berlinischen Gymnasiums.

Gebohren am 1. November 1714, gestorben den 26. May 1804.

Spalding, einer der berühmtesten protestantischen Gottesgelehrten, war zu Tritsres in Schwedisch Pommern gebohren, und erhielt eine vielseitige und vielumfassende Geistesbildung. Greifswalde und Rostock wurden die Säugammen seiner Universitätsstudien. Dort edirte er auch seine ersten Probeschriften über die vergeblichen Angriffe des Apostaten Julians auf das Christenthum, und zur Vertheidigung der Wolfischen Philosophie, die

die damals noch mancherlei Anfechtungen erdulden mußte. Es gewann bald das Ansehen, als wolle der Staat den wohlgerüsteten, und auch mit den neuen Sprachen, aus welchen er wohlgerathene Uebersetzungen herausgab, vertrauten Kandidaten der Theologie zu weit wichtigern Geschäften, als die Hirtenpflege einer geistlichen Gemeinde zu seyn scheint, auffordern. Der talentvolle, schöngewachsene und auch durch angebohrne und angebildete Liebenswürdigkeit allgemein gefallende Jüngling wurde Schwedischer Gesandtschaftssekretär bei dem Gesandten Rudenschild von 1745 — 1747. Damals wartete Gleim, der sich von seinen Verhältnissen mit dem General, Prinzen von Anhalt, gewöhnlich der alte Dessauer genannt, losgemacht hatte, in Berlin auf eine anständige, ihm versprochene Civilversorgung und schloß einen Freundschaftsbund mit Spalding, ohne auf den Nachtheil zu achten, den ihm sein täglicher Umgang mit dem Personale einer fremden Gesandtschaft in den Augen des hierin sehr argwöhnischen Königs bringen mußte. Die zwei geistreichen jungen Männer legten hier manchen schönen Entwurf in die Wiege der Zukunft. Des noch lebenden Buchhändlers Nikolai Vater war durch den Verlag der sogenannten Märkischen Grammaktik ein reicher Mann geworden. Man wollte also ein Privilegium zum Verlag der Schulschriften in den Preussischen Staaten zu erhalten suchen. Vom Erwerb sollten die ältern Dichter, Opiz voran, herausgegeben werden. Der feurige Gleim hatte seine 6000 Reichsthaler dazu schon in Bereit-

 schaft.

schaft. Allein der bedachtsame Spalding fand zu große Schwierigkeiten. Durchdrungen von der Würde und Nutzbarkeit des Predigtamtes, dessen Sachwalter er 24 Jahre später mit einer so sanft-andringenden und überzeugenden Beredsamkeit wurde, zog er weit lockendern Aussichten den Ruf zur Predigerstelle in Lassahn in Pommern vor, und trat bald nachher mit seiner Betrachtung über die Bestimmung des Menschen hervor, die in mehrmahls veränderter und erweiterter Gestalt seinen Ruhm für die Mitwelt und Nachwelt begründete, und fast in alle lebende Sprachen, selbst ins Lateinische klassisch übersetzt wurde. Unterdessen kam auch Gleim auf das Domstift von Halberstadt, und arbeitete mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, seinem Freund die Dompredigerstelle daselbst zu verschaffen. Doch damals fesselten häusliche Bande den Prediger von Lassahn an sein Geburtsland und bald zerriß eine unbedachtsame Bekanntmachung Spaldingischer Briefe an Gleim ein Band, das seitdem nie wieder geknüpft wurde. — Spalding erhielt die Predigerstelle in der kleinen Stadt Barth in Pommern 1757. Mit einer Art heiliger Rührung erinnerte sich der edle Mann noch in spätern Jahren jener glücklichen Zeit im Anfange seiner Predigerlaufbahn, zog sie oft und mit siegreichen Gründen seiner spätern Erhebung vor, und behauptete, daß eine nicht allzukummervolle Landpredigerstelle, wo man noch Zeit zur Selbstvervollkommnung übrig behält, das unerläßliche Noviziat jedes Geistlichen in höherer Stelle seyn sollte. In seinem berlinischen

Garten-

Gartenhause hiengen Abbildungen seiner stillen Landpfarre, deren Anblick ihm immer das Paradies seiner Jugend zurückrief. Die Abschiedspredigt, mit der er seine Amtsverwaltung in Barth schloß, ist ein unvergleichliches Vermächtnis an alle Geistliche, die in kleineren Stellen nach höhern Würden und Bürden gelüstet. Diese Predigt hörte Lavater mit an, der, durch seine Schriften ergriffen, bis von der Limnat nach Pommern wallfahrtete, und Spaldingen auch nach Berlin, wo er zum Pastor und Probst bei der Nikolaikirche (1764) erwählt, und vom König zum Oberkonsistorialrath ernannt worden war, begleitete. Wort und That, äußere und innere Würde, Strenge mit Milde und Feinheit, machten ihn zum Liebling seiner Gemeinde, zum Muster aller zartfühlenden Jünglinge, die zum großen Beruf des Predigtamtes keinen Miethlingssinn brachten, und zum Orakel aller Denker, die weder Vernünftler noch Schwärmer seyn konnten. Die holdeste Suade saß auf der Lippe des Kanzelredners, der in seiner noch in Pommern herausgegebenen Schrift über den Werth der Gefühle im Christenthum die Gränzlinien zwischen bloßen Gefühls- und Verstandespredigten so fein bezeichnet hatte.

Seine nicht zahlreichen, aber erlesenen Predigtsammlungen sind Muster für jeden, der es weiß, wie schwer es ist, auch im Kanzelvortrag die höchste Korrektheit und Einfachheit mit der gefühlvollesten Herzlichkeit zu verbinden. Wenn nicht eine lebendige Quelle in der vollen Brust selbst quillt, da schlägt die Wünschelruthe der Kunst vergeb-

vergeblich an. Da man ihn mit Niemanden unter den Deutschen vergleichen konnte, so stellte man ihn gern mit dem ehrwürdigen Blair in Edingburg in Vergleichung, und Männer, die Beide als Greise kannten, fanden auch in ihrem Aeußern eine Aehnlichkeit. Allein Hugo Blairs Predigten, die Spaldings würdiger Schwiegersohn, der jüngere Sack, den Deutschen in einer Uebersetzung schenkte, sind hie und da noch zu rhetorisch. Dem feinern Aufmerker ist übrigens in Spaldings ganzem Vortrag die Bildung nach englischen Redemustern unverkennbar. Spalding schätzte und liebte die englische Litteratur bis in sein höchstes Alter vor allen andern, gab selbst Uebersetzungen des Schaftesbury, (die er 50 Jahre später jedoch selbst wegen ihrer Steifheit nicht mehr anerkennen wollte, da er auch mit der Kultur unserer Sprache stets Schritt hielt) Buttler u. s. w. heraus, und beförderte auch in seinen nächsten Umgebungen das Studium dieser Sprache und Litteratur, so viel er konnte; indem er überzeugt war, daß der später belehrte Deutsche mit reicherer Ausbeute bei dem Engländer, als bei dem Franzosen in die Schule gehen könne, dessen streng geregelte und doch so natürlich sich bewegende Leichtigkeit uns stets unerreichbar bleiben werde. Sein herannahendes Alter und die bekannte Reaktion der Bischoffswerder-Wöllner-Oswaldischen Parthei in den Preussischen Religionsangelegenheiten unter Friedrich Wilhelm II. bewogen den ehrwürdigen Mann, der seinen Grundsätzen nie untreu werden konnte, seine Predigerstelle

stelle zu resigniren. Seine letzte Amtspredigt am 21. Sept. 1788 (sie ist unter diesem Titel zum Besten der berlinischen Armenschulen besonders gedruckt) vereinigte alle hell und gerade denkenden Berliner in allen Ständen und Volksklassen zum Geständnis, daß der Abtritt dieses Mannes eine öffentliche Kalamität sey; und wenn es auch unbefangene Beobachter und strenge Richter gab, die Tellers heldenmüthiges Beharren gerade unter diesen Stürmen ächt lutherisch nannten, so fehlte es auch nicht an mildern Beurtheilern, die den ruheliebenden Gesinnungen eines Erasmus volle Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Noch immer behielt sich Spalding den schriftstellerischen Wirkungskreis vor. Es erschien in demselben Jahre eine bedeutende Zugabe zu seinen vertrauten Briefen, die Religion betreffend, und endlich mit seinem Namen auf dem Titelblatt eine neue Ausgabe seines Apologetikons: Die Religion, eine Angelegenheit des Menschen, worüber man Garve's Urtheil in dem bekannten Briefwechsel nachlesen muß. Die Ehre, der deutschen Sektion der Berlinerakademie der Wissenschaften anzugehören, die der wohlmeinende Kurator derselben, der Minister von Herzberg, auf kurze Zeit stiftete, verbat er sich, so wie Büsching, wegen einbrechender Altersschwäche. Allein der gute Greis fühlte nur zu sehr, daß diese ganze Einrichtung nur eine schnell vorübergehende Erscheinung seyn würde. Eine zweckmäßigere Reform im Geiste des großen Leibniz war damals noch nicht reif, und dem jetzigen Re-

genten vorbehalten, der einen Johannes Müller wohl nicht vergeblich berufen hat. Nach und nach schränkte sich der muntere, aber mit sich selbst weise haushaltende Greis nur auf den Genuß seiner Familie und seiner Bücher ein. Denn in der Lektüre war er stets unersättlich, und doch las er mit Auswahl und immer nur das Ausgezeichnete und Merkwürdige in allen Fächern und Sprachen. Hiedurch und durch den vertrauten Umgang mit den erlesensten Menschen hatte er sich einen seltenen Schatz des Wissens erworben, dessen treuer Schatzmeister, das Gedächtniß, bis in sein hohes Alter ihm rüstig zur Seite stand. Seine Geburtstage waren frohe Familienfeste im Kreise seiner Kinder und Enkel bei seinem Schwiegersohn, dem Oberkonsistorialrath Sack. Viele Jahre nacheinander brachte er den Sommer im grünenden, fröhlichen Charlottenburg zu. Da saß er oft patriarchalisch unter dem Schirmdach vor seinem Hause auf einer für ihn gepolsterten Bank. Da empfieng er die Fremden mit dem Anstande des feinsten Weltmannes, und fügte ihren Unterredungen mit einer bewundernswürdigen Gegenwart seines Geistes immer eine treffende Anekdote oder Reflexion bei. Da wurden die neuesten Welthändel in lebhaften Diskusionen besprochen, an welchen er stets einen jugendlichen frischen Antheil nahm. Er rechnete immer auf große wohlthätige Folgen der Revolution, mochte aber von ihrem Ende nichts mehr hören. Gewöhnlich begleitete ihn seine Gattin, (er hatte zum drittenmal geheurathet) deren zärtlicher und unermüdeter Pflege er größtentheils

seine

ununterbrochene Munterkeit und Gesundheit verdankte, und die er daher mit inniger Rührung oft seinen Schutzengel nannte, in den königlichen Lustgarten am Schlosse Charlottenburg. Den Fremden wurde da eine Bank gezeigt, wo er auf seinem regelmäßig auf eine Stunde bestimmten Spaziergang auszuruhen pflegte. Man überblickt da einen mit Pappeln schön umuferten Wasserspiegel, und hinter demselben eine weite Fläche von beblümten Wiesenmatten, eine passende Aussicht für einen Greisen in seinen Jahren, wo man einen stillen, engbeschränkten Vordergrund für die Aussichten auf die stillen Ebenen jenseits fordert, und nicht mehr von hohen Bergen herabsehen mag. Sein wohlgebauter, dauerhafter Körper, sein fleckenloser Wandel und seine frühe Zurückgezogenheit von der Berliner Konvivalität, seine ungetrübte Seelenruhe und stille Heiterkeit, seine frohen Familienumgebungen, führten ihn zu den höchsten Stufen des Alters, und ließen ihm, nachdem er schon achtzig erreicht hatte, noch eine mörderische Dyssenterie überstehen. Er war ein lebendiger, höchstlehrreicher Anhang zu Hufelands Makrobiotik, las bis ins späteste Alter jede Schrift ohne Brille, und hatte alle seine Vorderzähne. Der Unvergeßliche, der nun ins bessere Leben eingieng, lebt in tausend Geistern, die er durch Wort, Schrift und Beispiel veredelt hat. Sein Bild ist in Schattenrissen und Kupferstichen, vor Bibliotheken und Kirchenannalen hundertfach verbreitet, aber bis jetzt am besten von Bause in Leipzig gestochen worden. Auch auf Metall grub

ihn

ihn Abramson. Sein Name wird in der Litteratur und Kunstgeschichte stets mit Ehrfurcht auch dann noch genannt werden, wenn die Resultate seiner Lehre durch Wort und Buchstaben in den Bestrebungen und Ueberzeugungen eines rasch fortschreitenden Zeitalters kaum mehr bemerkbar sind. Es läßt sich darthun, daß ohne Spaldings und seiner nächsten Zeitgenossen und Mitarbeiter wohlthätig wärmende Aufhellung des dogmatischen Wolkenhimmels am preussischen Horizont nicht einmal die freymüthige Stimme der allgemeinen deutschen Bibliothek, geschweige denn so manches spätere Wort, dem man, dem Geiste des Evangeliums sehr zuwider, allein seligmachende Kraft zuschreiben möchte, vernommen worden wäre. Spalding schrieb wenig, es war ihm nie darum zu thun, viel zu schreiben; aber das Wenige ist für alle Zeitalter.

Franz Ambrosius Didot,

berühmter Buchdrucker in Paris.

Gebohren im Januar 1730, gestorben zu Paris am 4. Julius 1804.

Didot ist einer von den Männern, welchen die Buchdruckerkunst seit ihrer Entstehung das Meiste zu verdanken hat. Sein Vater war Franz Didot, ebenfalls ein geschickter Buchdrucker und unterrichteter Mann. Er pflanzte seinem Sohn von früher Jugend Liebe zu der Beschäftigung ein,

zu der er ihn bestimmt hatte, und suchte selbst den Enthusiasmus in ihm zu wecken, der zu großen Fortschritten in der Kunst durchaus nothwendig ist. Der junge Didot sah eins von Baskerville's Meisterstücken; es erblicken, und den Vorsatz fassen, den englischen Künstler zu übertreffen, war eins. Man mußte damit den Anfang machen, die französischen Lettern zu verbessern; allein er fühlte bald, daß das nicht genug sey, und daß man sich auch mit Vervollkommnung des Papiers beschäftigen müße. In den Jahren 1776 und 1777 unternahm er daher verschiedene Reisen zu den berühmtesten Papiermühlen, und suchte die Besitzer mit seinem Eifer zu begeistern. Besonders richtete er seine Aufmerksamkeit auf das sogenannte Velinpapier, das man schon in England zu fabrizieren angefangen hatte. Er theilte seine Beobachtungen den berühmten Johannots zu Annonay mit, und brachte sie endlich durch das Anerbieten, alle Kosten zu tragen, dahin, daß sie einen Versuch machten. Jedermann weiß, wie es gelungen ist; schon im Jahre 1781 konnte Didot auf Velinpapier drucken — Didot hatte zwei Söhne, Peter und Firmin Didot; er erzog sie zu seiner Kunst; er suchte durch sie gleichsam sein Leben zu verlängern, und sich der Fortsetzung seiner Anstrengungen bis zu völliger Entwickelung des Plans zu versichern. Wirklich versammelte er in seiner Familie alle Mittel, die zu Hervorbringung von Meisterwerken der Buchdruckerkunst erforderlich sind. Er legte eine schöne Papierfabrike an; einer von seinen Söhnen wurde ein ge-

schickter

schickter Schriftstecher, und beide zeichnen sich unter allen Buchdruckern Frankreichs aufs vortheilhafteste aus. In der Mechanik seiner Kunst erfand er eine Menge Verbesserungen. Er vervollkommnete die Stege. So nennt man die verschiedenen Stücke, deren sich die Setzer bedienen, um die Seiten voneinander zu sondern, und die Ränder zu bilden. Bis dahin hatte man sie von Holz gemacht, welches vom Wasser aufquoll, wenn man es vor und nach dem Abziehen abwusch. Didot half dieser Unbequemlichkeit ab, indem er sie von gleichem Stoffe, wie die Lettern, machte. Er erfand den Typometer, dessen man sich zu genauer Bestimmung des kubischen Inhalts und der Höhe der Lettern bedient. Diese Erfindung führte ihn zugleich auf eine einfachere und zweckmäßigere Art, die Abstufung der Schriftarten zu bezeichnen: bis dahin hatte man sie mit fast unverständlichen Benennungen belegt. Man verdankt ihm eine neue Presse, mittelst deren der Arbeiter gleichförmig und mit einem Zug den ganzen Papierbogen bedruckt. Er erfand eine sehr einfache und doch sehr genaue Maschine zur Vervollkommnung des Mechanismus der Pressen. — Dies sind einige der wichtigsten Dienste, welche Didot seiner Kunst leistete.

Man kennt seine schönen, auf Ludwigs XVI. Befehl zum Gebrauch des Dauphins gemachte Editionen. Das Theatre chois. de Corneille, die Oeuvres de Racine, der Telemaque, erschienen im Jahre 1783, die Gerusaleme liberata 1784, und von Jahr zu

Jahr

Jahr entstiegen vollkommnere Produkte seinen Pressen. — Didot war nicht blos ein großer Künstler, ein würdiger Nebenbuhler der Elzevire, der Baskerville, der Ibarra und der Bodoni; auch sein Privatcharakter war treflich. Durch Erziehung und Geschmack einfach und genügsam, war er verschwenderisch, sobald von Vervollkommnung seiner Kunst oder vom Wohlthun die Rede war. So hatte er sich einst alle Mühe gegeben, einem Papiermacher, der den Gebrauch der Cylinder zu Stampfung der Masse in Frankreich eingeführt hatte, von der Regierung eine Pension zu verschaffen. Da der Mann starb, ehe Didot seinen Zweck erreichen konnte, hielt sich dieser für verpflichtet, zwei sehr junge Töchter, die jener in Dürftigkeit hinterließ, zu sich zu nehmen; er erzog sie wie seine eigene Kinder. Er war ein guter Vater; seine zahlreiche Familie und einige Freunde liebten ihn unwandelbar bis ans Ziel seiner Tage. So genoß er ungekränkt des Ruhms, den ihm seine Kunst verschaft hatte, aber nie ließ er sich dadurch zur Unthätigkeit verleiten. In einem Alter von 73 Jahren las er die Korekturbogen der Stereotypenedition von Montagne bis fünfmal, und stand deshalb alle Morgen um 4 Uhr auf. Auch beschäftigte er sich seit 18 Monaten mit einer Tabelle über die im Montagne vorkommenden Gegenstände, und vielleicht half die Arbeit, mit der er sich unausgesetzt beschäftigte, seinen Tod beschleunigen. Seine beiden Söhne sind Zöglinge und Nebenbuhler in seiner Lieblingskunst; er äußerte mit Wohlgefallen, daß sie ihr

übertroffen hätten; aber ihre Meisterwerke gehören ihm noch an, denn ihre Talente sind sein Werk.

Friederike Luise, Freyin von Frankenberg.

Gebohren am 12. December 1732, gestorben am 31. Oktober 1804.

Zu Schleusingen, wo ihr Vater, Sylvius Eberhard, Freyherr von Frankenberg, der als Landgräfl. Hessen-Casselischer wirklicher Geheimer Rath und Oberamtmann zu Schmalkalden starb, damals als Oberhofmeister an dem Hofe der verwittweten Herzogin von Sachsen Zeiz lebte, war dies edle Frauenzimmer gebohren; ihre Mutter war eine gebohrne von Schmettau, Tochter des königl. preussischen Staatsministers.

Die letzte Hälfte des Lebens dieser ehrwürdigen Menschenfreundin, wo eine ansehnliche Rente ihr mehr zuwies, als ihre einfachen Bedürfnisse erforderten, war eine Kette wohlthätiger Handlungen, und man kann sagen, daß sie aus der weisen Vertheilung ihrer Wohlthaten und Unterstüzungen ganz eigentlich das Geschäfte ihres Lebens machte. Kein Dürftiger, nah und fern, von dessen Noth sie unterrichtet wurde, blieb ohne Unterstüzung.

Auf ihren Gütern in Ostpreussen hatte sie die Leibeigenschaft aufgehoben, und auch der Stadt Gotha, wo sie mehrere Jahre mit ihrer Schwester lebte und starb, ein dauerndes Denkmal ihrer

Wohl-

Wohlthätigkeit hinterlassen, das selbst noch späten Enkeln ihren Namen und das Lob ihrer Tugenden aufbewahren wird. Es ist die Stiftung einer Verpflegsanstalt für krankgewordene Domestiken, die hier keine Familie haben, um von dieser in Krankheitsfällen aufgenommen zu werden, und für andere Fremde, die hier erkranken. Eine schon existirende sehr mangelhafte Einrichtung solcher Art wurde von dieser großmüthigen Armenfreundin durch einen Aufwand von mehr als 20000 Thaler, ganz umgeschaffen und erweitert, und in eine Verfassung gesetzt, die, durch Rücksicht auf alle Bedürfnisse und Bequemlichkeit, als ein Ideal für solche Krankenhäuser angesehen werden kann.

Außer dem Dank so vieler hier schon mit Liebe und aller Sorgfalt einer wohlhabenden Familie Verpflegten, wird der edlen Stifterin noch die Bewunderung und Hochachtung derer zu Theil, die diese musterhafte Anstalt besuchen, wo alles von der zartesten Familienliebe gestiftet und eingerichtet zu seyn scheint.

In dem Zusammenleben mit einer gleich edeldenkenden Schwester und in der engsten Verbindung mit einem ausgesuchten Zirkel, genoß sie der reinsten Freuden der Geselligkeit. Religiosität von der lautersten Art, Beschäftigung mit Musik, Zeichnen und den feinsten weiblichen Arbeiten, füllten die andern Stunden ihres tugendhaften, stillen Lebens aus. Für das Wohl dieses seltenen Schwesterpaars stiegen täglich hundert Wünsche zum Himmel, und selten ist jemand so sehr im Besitz der allgemeinsten Verehrung, und verdient

es

es so sehr zu seyn, als diese Verewigte, und ihre schwesterliche Freundin. Unvergängliche Ehre und Nachruhm sey dem Andenken der Vollendeten!

Ludwig Ferdinand Huber,

Landesdirektionsrath der churpfalzbaierischen Provinz in Schwaben.

Gebohren in Paris im September 1764, gestorben in Ulm am 24. December 1804.

Sein Vater, Michael Huber, ein Bayer, aus der Gegend von Freisingen, kam durch Umstände, die seinem Sohne selbst nicht bekannt waren, aber wahrscheinlich auf nichtsbedeutende Jugendstreiche hinausliefen, im siebenzehnten Jahre nach Paris. Dort gerieth er, durch Zufälle begünstiget, zu der sonderbaren, in Deutschland erst seit einigen Jahren bekannten Existenz eines homme des Lettres, und ward Gesellschafter der besten Köpfe jener Zeit. Seine Uebersetzung von Geßner und Winkelmann nannte den Franzosen zuerst die deutsche Litteratur; sie haben sie in keinem Beispiele seitdem mehr geachtet, weil es keinem Uebersetzer glückte, so gut zu wählen, und so schön zu dollmetschen, wie dem Zeitgenossen Diderots, d'Alemberts und Voltaires. Bei Ludwig Ferdinands Geburt war er schon 38 Jahre alt, seinem Vaterlande also ganz entfremdet; außerdem hatte er eine Pariserin geheurathet. Hiedurch wird so mancher französische Nationalzug

erklär-

erklärbar, den der Sohn in seinem Wesen hatte; sein leichtes Blut, sein gesellschaftlicher Scherz, die Gewandtheit, mit der er unter Menschen der verschiedensten Art lebte. Er war das jüngste von sieben Kindern, die alle vor ihm starben, und blieb das Einzige. Dieser Vorzug hat vielleicht durch übelverstandene Zärtlichkeit auf seine frühere physische Erziehung einen unglücklichen Einfluß gehabt. Er war zwei Jahre alt, als sich sein Vater entschloß, Paris zu verlassen. Den Umgang der damaligen Parisergelehrten mit der Mitbürgerschaft der damaligen (1767) Leipziger Gelehrten zu vertauschen, mußte für Michael Huber, der sich ganz in Paris gebildet, und für seine Frau, eine beschränkte Pariserbürgerin, sehr schwer seyn. Noch oft erinnerte sich der Sohn mit leichter Heiterkeit an Züge der komischen Verzweiflung seiner Mutter in den ersten Jahren ihres Aufenthalts in Deutschland. Der alte Huber lebte aber mitten in Deutschland, und bis zu seinem Tode, als französischer Gelehrter fort. Lektüre, Sprache, Küche, Haushalt, trug fortwährend den kleinen Pariserzuschnitt, und Ludwig Ferdinands häusliche Erziehung erhielt eine fremde Mischung in seiner Bildung und in seinem Blut. Im 9. oder 11. Jahre nöthigte ihn ein unglücklicher Zufall, der ihm mit einem körperlichen Schaden drohte, vier Jahre lang alle Knabenübungen aufzugeben. In dieser Zeit entstand wahrscheinlich der Mangel an Gleichgewicht zwischen der innigen Lebhaftigkeit seines Geistes und Gefühls, und der Thätigkeit seines Körpers.

Während dieser vier Jahre waren Bücher sein liebster Zeitvertreib. Er hatte den Vortheil, zwei Sprachen gleich gut zu verstehen, und dies fiel in die Epoche der schönen Jugendblüte der deutschen Litteratur. Schon im 14. höchstens 15 Jahre erschienen einige Uebersetzungen von ihm im Druck, und als die Gefahr für seine Gesundheit gänzlich verschwunden war, versäumten es seine Aeltern, ihn zu der Lebensweise seines Alters zurückzuführen. Diese unselige Vernachläßigung hatte auf sein ganzes Leben einen drückenden Einfluß, und veranlaßte wahrscheinlich seinen frühen, leidenvollen Tod.

Michael Huber, der von dem gebildetern Theile des deutschen Adels seiner Zeit sehr geschätzt ward, genoß die besondere Gewogenheit des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in Sachsen, von Stutterheim. Er versprach dem alten Huber, für seines Sohnes Laufbahn zu sorgen, und berief ihn um das Jahr 1784 nach Dresden.

Ein paar Jahre war er täglich im Hause dieses Mannes, der ihn mit vieler Güte zu den Geschäften anleitete, und folgte im Jahre 1787 auf seine Empfehlung der sächsischen Gesandtschaft als Legationssekretär nach Mainz. Die damalige politische Lage Deutschlands machte diesen Ort für die diplomatischen Geschäfte höchst interessant. Hubers fester Charakter, eine ruhige klare Ansicht der Dinge, eine unerschütterliche Unpersönlichkeit im Urtheil, die ihm, während der ganzen Revolution, in jeder Parthei alle Menschen, die

per-

persönlich mit ihm umgiengen, versöhnte und gewann, nebst der Urbanität seiner Sitten, machten ihn für seine Lage geschickt, und seine Lage für seine Geistesbildung sehr nützlich. Nach Abreise seines Chefs führte er die Geschäfte allein fort, bis ihn der Eintritt der französischen Armeen in das Mainzergebiet, im Herbst 1792 zwang, Mainz mit allen übrigen fremden Gesandtschaften zu verlassen. Sein Schicksal hatte sich indessen mit dem einer Familie verbunden, deren bürgerliche Lage sich mit der eines deutschen fürstlichen Bediensteten nicht vereinigen ließ. Er opferte ihr eine ehrenvolle, geebnete Laufbahn, und mit der tiefsten Dankbarkeit gegen seinen guten Fürsten, mit dem schmeichelhaften Bewußtseyn, die Achtung seiner Vorgesetzten in seinem Geschäftsleben gewonnen zu haben, bat er um seine Entlassung. Der auf Stutterheims Tod gefolgte Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Loos, ertheilte sie ihm nach der gütigsten Zögerung auf eine Art, deren der Verstorbene in spätern Jahren noch oft mit dankbarem Gefühl erwähnte. Im Sommer 1793 gieng Huber nach Neuschatel in der Schweiz, und betrat dort seine Laufbahn als politischer Schriftsteller. Sein erster Versuch war eine Monatsschrift: die Friedenspräliminarien; nachher arbeitete er an der Klio; nebenher gab er sein Schauspiel Juliane, und einige kleine Romane in Druck. Er lebte mit seiner Familie in einem kleinen Dorfe, von allen seinen Umgebungen geschätzt, im Genusse des Umgangs und der Freundschaft von Menschen, unter denen

die Edleren des Landes im bürgerlichen und moralischen Sinn, seinen frühen Tod beweinen, indeß still in den kleinen Hütten seines Wohnorts gewis mancher fromme Wunsch sein Andenken segnet.

Im Frühjahr 1798 entführten ihn die Anträge, an Posselts Stelle die Redaktion der allgemeinen Zeitung zu übernehmen, seinem gastfreundlichen Schweizerdorfe, wo er die Gräber zweier geliebten Kinder zurückließ. Im süssesten Bewußtseyn, unabhängig von allen äußern Mitteln allein Schöpfer seines Glücks gewesen zu seyn, hatte er hier gewiß die am meisten poetischen Tage seines Lebens verlebt, in einer für Deutschland fremden Einfalt der Bedürfnisse, beim Anblick der erhabensten Natur, unter Menschen, die in der Wirklichkeit manche der Vorzüge besitzen, um welche sich, während er unter ihnen war, ein halber Welttheil zerfleischte. Tübingen war zu seinem Aufenthalt bestimmt, blieb es aber nur wenige Monate; denn schon im Herbste desselben Jahres ward die allgemeine Zeitung nach Stuttgard versetzt. Dort lebte er sechs ruhige Jahre, während welcher Fleiß, Beschränkung, häuslicher Friede und herzliche Freundschaft ihm das biedere Schwaben zum Vaterlande seiner Wahl machten. Außer der Allgemeinen Zeitung erschienen mehrere kleine Romane von ihm in Zeitschriften und Taschenbüchern; sie bildeten zwischen ihm und einem kleinen Theil des deutschen Publikums ein schönes geistiges Verkehr, das durch das Bewußtseyn, von seinem Schreibtisch aus zu so manchem Herzen zu

sprechen, ihm viele genußreiche Stunden gab. Nicht diese wenigen Zeilen können erzählen, wie er lebte, und was er war; streift aber einst einer seiner Leser über die schönen Hügel, die Stuttgard umkränzen, so kehre er ein, und frage nach seinem Namen, und wer diesen kannte, der wird ihm sagen: „er ertrug das Unglück, wie ein Mann, er genoß das Leben, wie ein Kind, er liebte seine Freunde, wie der Fromme seinen Glauben; und selbst die ihn nicht liebten, konnten sich nie entschließen, seine persönlichen Feinde zu seyn.“

Auch aus diesem stillen Wohnplatze verscheuchte ihn sein prüfendes Schicksal im Herbste 1803; aber freundlich reichte ihm sein Genius in dem härtesten Zeitpunkte seines Lebens den Lohn seiner Mühe. Bayerns gütiger, das Gute mit hellem Blick erkennender Fürst ernannte ihn zum Landesdirektionsrath der kurpfalzbayerischen Provinz in Schwaben, in der Sektion des Schulwesens. Derselbe Fürst hatte das Institut der Allgemeinen Zeitung in Ulm aufgenommen, und erlaubte Hubern, demselben neben seinen Amtsgeschäften vorzustehen. Wohlthätig hatte sich ihm nun der verworrene Knäuel des Schicksals gelöst; Huber hatte erlangt, wornach er sehnlich strebte, ein Vaterland für seine geliebten Kinder, und dieses in der Provinz Deutschlands, der er durch seinen Vater angehörte, der er mit ganzer Seele anhieng. Er diente unter einer Regierung, deren Bemühungen um das allgemeine Wohl Deutschlands Schutzgeist mit Rührung ansehen muß, unter einem

Chef,

Chef, dem er mit der innigsten Achtung sein neues Glück verdankte. Sein Blick in die Zukunft war nun heiter, wie sein kindliches Herz, und alle Umstände schienen für die Dauer zu bürgen; denn als ihm sein erster Beschützer in seinem neuen Vaterlande entzogen ward, trat ein anderer Mann an die Spitze der Geschäfte, der in seltenem Grade die seltensten Vorzüge des Geistes verbindet. Mit reinem Selbstgefühl versprach er sich, seines Vorgesetzten würdig, einen Posten auszufüllen, worin er sich im Stande sah, künftig auf das wohlthätigste zu wirken. Aber sein Ziel war erreicht. Der Tod entriß ihn im ersten Viertel seines 41 Lebensjahres seinem neuen Vaterlande und den Armen der Seinen. Er hinterläßt nebst seiner Wittwe zwei Pflegetöchter, Kinder seines Weibes und Georg Forsters, des Weltumseglers, der im Januar 1794 in Paris starb, und zwei eigene Kinder, die ihm von sechs Geliebten blieben. Ihr wichtigstes Erbtheil ist die Güte ihres Fürsten, der Vater aller Unglücklichen ist, ein geehrter Name, die Thränen der Freundschaft und die Achtung aller Redlichen, die laut Segen auf seine Hinterlassenen herabruft.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weyermann, Albrecht,

Gallerie historischer Gemählde der denkwürdigsten Personen welche im 19. Jahrhundert gestorben sind

Bd.: 1. (1806)

Augsburg 1806

Biogr.c. 344-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10071211-9